tails
du
odifier
une
mage

rrata
to

pelure,
n à

32X

The copy filmed here has been reproduced thanks to the generosity of:

University of Alberta
Edmonton

The images appearing here are the best quality possible considering the condition and legibility of the original copy and in keeping with the filming contract specifications.

Original copies in printed paper covers are filmed beginning with the front cover and ending on the last page with a printed or illustrated impression, or the back cover when appropriate. All other original copies are filmed beginning on the first page with a printed or illustrated impression, and ending on the last page with a printed or illustrated impression.

The last recorded frame on each microfiche shall contain the symbol —▶ (meaning "CONTINUED"), or the symbol ▽ (meaning "END"), whichever applies.

Maps, plates, charts, etc., may be filmed at different reduction ratios. Those too large to be entirely included in one exposure are filmed beginning in the upper left hand corner, left to right and top to bottom, as many frames as required. The following diagrams illustrate the method:

L'exemplaire filmé fut reproduit grâce à la générosité de:

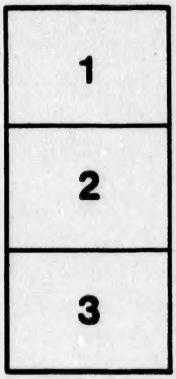
University of Alberta
Edmonton

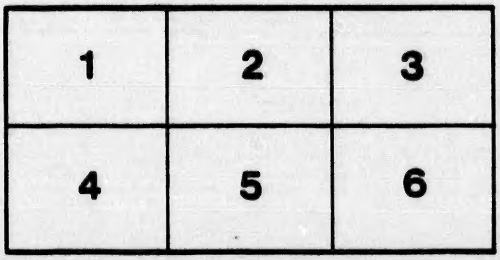
Les images suivantes ont été reproduites avec le plus grand soin, compte tenu de la condition et de la netteté de l'exemplaire filmé, et en conformité avec les conditions du contrat de filmage.

Les exemplaires originaux dont la couverture en papier est imprimée sont filmés en commençant par le premier plat et en terminant soit par la dernière page qui comporte une empreinte d'impression ou d'illustration, soit par le second plat, selon le cas. Tous les autres exemplaires originaux sont filmés en commençant par la première page qui comporte une empreinte d'impression ou d'illustration et en terminant par la dernière page qui comporte une telle empreinte.

Un des symboles suivants apparaîtra sur la dernière image de chaque microfiche, selon le cas: le symbole —▶ signifie "A SUIVRE", le symbole ▽ signifie "FIN".

Les cartes, planches, tableaux, etc., peuvent être filmés à des taux de réduction différents. Lorsque le document est trop grand pour être reproduit en un seul cliché, il est filmé à partir de l'angle supérieur gauche, de gauche à droite, et de haut en bas, en prenant le nombre d'images nécessaire. Les diagrammes suivants illustrent la méthode.





Georg Forster's

ſämmtliche Schriften.

Neunter Band.

Georg Forſter's ſämmtliche Schriften.

Herausgegeben von deſſen Tochter

und begleitet

mit einer Charakteriſtik Forſter's

von

G. G. Gervinus.

In neun Bänden.

Neunter Band.

Briefwechſel. — Sakontala.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1843.

LIBRARY UNIVERSITY OF ALBERTA

LIBRARY
UNIVERSITY OF ALBERTA

Inhalt des neunten Bandes.

Briefwechſel.

	Seite
An ſeine Frau in Neufchatel. Paris den 31. März 1793	3
An Dieſelbe. Paris den 5. April 1793	4
An Dieſelbe. Paris den 8. April 1793	6
An Dieſelbe. Paris den 13. April 1793	9
An Dieſelbe. Paris den 16. April 1793	11
An Dieſelbe. Paris den 18. April 1793	14
An Dieſelbe. Paris den 27. April 1793	15
An Dieſelbe. Paris den 10. Mai 1793	17
An Dieſelbe. Paris den 11. Mai 1793	18
An Dieſelbe. Paris den 16. Mai 1793	21
An Dieſelbe. Paris den 19. Mai 1793	27
An Dieſelbe. Paris den 23. Mai 1793	29
An Dieſelbe. Paris den 28. Mai 1793	30
An Dieſelbe. Luciennes den 2. Juni 1793	31
An Dieſelbe. Paris den 14. Juni 1793	33
An Dieſelbe. Paris den 23. Juni 1793	36
An Dieſelbe. Paris den 26. Juni 1793	41
An Dieſelbe. Paris den 7. Juli 1793	46
An Dieſelbe. Paris den 12. Juli 1793	50
An Dieſelbe. Paris den 19. Juli 1793	53
An Dieſelbe. Paris den 23. Juli 1793	57
An Dieſelbe. Paris den 24. Juli 1793	62
An Dieſelbe. Paris den 26. Juli 1793	65
An Dieſelbe. Cambrai den 1. Aug. 1793	67
An Dieſelbe. Cambrai den 7. Aug. 1793	70
An Dieſelbe. Arras den 10. Aug. 1793	73
An Dieſelbe. Arras den 16. Aug. 1793	77

2172823

Seite
An Dieſelbe. Arras den 21. Aug. 1793.................. 80
An Dieſelbe. Arras den 26. Aug. 1793.................. 86
An Dieſelbe. Arras den 1. Sept. 1793.................. 87
An Dieſelbe. Arras den 6. Sept. 1793.................. 91
An Dieſelbe. Arras den 10. Sept. 1793.................. 95
An Dieſelbe. Arras den 12. Sept. 1793.................. 97
An Dieſelbe. Arras den 18. Sept. 1793.................. 100
An Dieſelbe. Arras den 25. Sept. 1793.................. 102
An Dieſelbe. Arras den 30. Sept. 1793.................. 105
An Huber in Neufchatel. Arras den 8. Oct. 1793.......... 109
An ſeine Frau in Neufchatel. Arras den 8. Oct. 1793........ 111
An Dieſelbe. Paris den 24. Oct. 1793.................. 113
An Dieſelbe. Pontarlier den 6. Nov. 1793.............. 114
An Dieſelbe. Pontarlier den 9. Nov. 1793.............. 116
An Huber. Pontarlier den 11. Nov. 1793................ 119
An ſeine Frau. Pontarlier den 13. Nov. 1793............ 121
An Huber. Pontarlier den 15. Nov. 1793................ 122
An ſeine Frau. Den 20. Nov........................... 126
An ſeine Frau. Paris den 27. Nov. 1793................ 128
An Dieſelbe. Paris den 11. Dec. 1793.................. 133
An Dieſelbe. Paris den 14. Dec. 1793.................. 136
An Dieſelbe. Paris den 19. Dec. 1793.................. 138
An Dieſelbe. Paris den 22. Dec. 1793.................. 142
An Dieſelbe. Paris den 27. Dec. 1793.................. 145
An Dieſelbe. Paris den 4. Jan. 1794.................. 148
** an Huber in Neufchatel. Paris den 12. Jan. 1794....... 149
An Denſelben. Paris am 5. Tagmonat im zweiten Jahr der einen und untheilbaren Republik........................ 150

Sakontala, oder der entſcheidende Ring. Ein indiſches Schauſpiel von Kalidas 153

Briefwechſel.

Fortſetzung.

An ſeine Frau in Neufchatel.

Paris den 31. März 1793.

Ich bin vorgeſtern Abend hier angekommen, liebe Frau. Geſtern bin ich im Nationalconvent geweſen, habe geredet, die Adreſſe des Mainzer Convents (ebenfalls von meiner eignen Arbeit) unter vielfältigem Beifallklatſchen abgeleſen und dadurch bewirkt, daß die Einverleibung der von den Franzoſen beſetzten Rheingegend in die Frankenrepublik auf der Stelle par acclamation decretirt worden iſt. Potocki und Lux ſind meine Mitdeputirte. Wir bleiben nun noch etliche Tage hier, bis wir wieder abgefertigt ſind. Ich kann jezt nicht nach Beſançon, Euch zu ſehen, wie ich es Anfangs willens war; wenn ich aber wieder zurückkomme, will ich mir einen Urlaub auf etliche Tage ausbitten — etwa im Mai.

Von Paris kann ich Dir noch wenig ſagen; ich habe, auſſer Leuten, die auf mein Geſchäft Bezug hatten, noch Niemand beſucht noch geſehen. Alles iſt jezt ruhig. Aber freilich ſind die armen Franken ſchon wieder, wie im vorigen Jahr, von ihren eignen Leuten, ihren Generalen, vielleicht ſogar ihren Miniſtern, verrathen und verkauft worden. Alles iſt entdeckt, Alles kommt ans Licht. Deſto beſſer vielleicht für die gute Sache der Freiheit, daß das Volk noch einmal aufſteht und ſeine Feinde durch die unwiderſtehliche Macht ſeiner Maſſe zu Boden drückt. Es iſt doch ein bewundernswürdiges Phänomen, daß die Feinde nur durch Verrath und Beſtechung etwas vermögen und daß die Emigrirten ſo unbegreiflich feigherzig ſind. In Bretagne hat man ſie — Du weißt, ſie haben dort die

Rebellion angezettelt — wie Schafe vor ſich her in das Gefängniß getrieben.

Mein Schickſal kann ich fürs erſte von Mainz nicht trennen; was weiterhin geſchieht, muß ich abwarten. Meine Partie iſt einmal entſchieden genommen, ich muß dabei leben und ſterben. — Die Poiſſarden machten uns gleich geſtern früh ihren Beſuch, becomplimentirten und küßten uns und wünſchten ſich Glück zu unſrer Ankunft. Es koſtete uns ein Aſſignat von 25 Fr. Allein da ſieht man doch ein Pröbchen vom Pariſer Geiſt. Ich bin immer noch mit der Revolution zufrieden, ob ſie gleich ganz etwas Andres iſt, als die meiſten Menſchen darunter denken. Lebe wohl.

An Dieſelbe.

Paris den 5. April 1793.

Meine liebe Frau, ſuche Ruhe in Dir ſelbſt zu gewinnen, und vor allen Dingen mache Dich unabhängig von Allem, was nicht abſolutes Bedürfniß iſt. Wir leben in einer unruhigen und gefährlichen Zeit und Niemand kann wiſſen, wie es in Kurzem um ſein Bischen Habe ſtehen wird. Ich hatte vor meiner Abreiſe von Mainz einen Koffer *) für Dich packen laſſen, da es Dir, wie ich aus den Sachen, die ſich in Deinen Schränken vorfanden, erſah, an Allem fehlen muß; der Koffer ſollte gleich nach meiner Abreiſe abgeſchickt werden, allein drei Tage nachdem ich Mainz verlaſſen, iſt Cüſtine von Bingen und Kreuznach, durch Neuwinger's Ungehorſam gegen ſeine Befehle, vertrieben worden und hat ſich bis Landau zurückziehen müſſen, ſo daß wir von Mainz abgeſchnitten ſind. Nun bin ich zwar durch die übrigen Umſtände überzeugt, daß dies nicht lange ſo bleiben wird, indem Cüſtine geſtern noch das ganze Commando der Moſelarmee erhalten hat, wodurch er wahrſcheinlich in Stand geſetzt wird, den Feind vor Mainz wieder hinweg zu treiben; allein fürs erſte kann ich nichts machen, und bei den unzähligen Verräthereien, die jetzt auf allen Seiten ausbrechen,

*) Dieſer Koffer ward nicht abgeſchickt und deſſen Inhalt konnte ſpäter nicht verſichert werden.

wäre es doch möglich, daß die Stadt durch Treuloſigkeit den Feinden in die Hände geſpielt würde, in welchem Fall ich gewiß Alles, außer den ſechs Hemden, die ich mitgenommen habe, und dem Rock, den ich trage, einbüßen müßte. Mein armes Bißchen Habe würde ich weniger miſſen als den Verluſt meiner Schriften, meiner Zeichnungen und mühſam zuſammengebrachten Bücher. Dieſes wäre wirklich ein ſehr harter Schlag und es würde mir ſchwer werden, ihn zu verſchmerzen, ich bin indeß auch darauf gefaßt. — Ich hoffe, Du wirſt durch * * 30 Louisd'or erhalten haben; zum Glück habe ich ſie vor meiner Abreiſe aus Mainz auf die Poſt gegeben. Ich hoffe hier durch Lebrun in eine andere Laufbahn zu treten, obſchon der Augenblick höchſt ungünſtig iſt; denn er ſteht auf dem Punkt, Kriegsminiſter zu werden, und ich weiß nicht, wer die auswärtigen Angelegenheiten dann bekommt. Alles gährt jetzt, aber es wird gewiß noch ein anderes Ende nehmen, als es die Ariſtokraten hofften. Freilich bleibt es bei meiner Behauptung, daß man die Revolution ja nicht in Beziehung auf Menſchenglück und Unglück betrachten müſſe, ſondern als eins der großen Mittel des Schickſals, Veränderungen im Menſchengeſchlecht hervorzubringen. Ich bin ſo wenig vom Charakter der Franzoſen erbaut, als ihre Feinde und Verächter, aber ich erkenne neben ihren Mängeln und Fehlern auch das Gute, das ſie haben, und ſehe keine Nation einzeln als Ideal an. Alle zuſammen machen die Maſſe der ganzen Gattung aus, und die Franzoſen ſind nun einmal, vielleicht gar zur Strafe, beſtimmt, die Märtyrer für das Wohl, welches künftig die Revolution hervorbringen wird, abgeben zu müſſen. So ungefähr wie die Deutſchen zu Luther's Zeiten für das allgemeine Wohl Märtyrer werden mußten, indem ſie die Reformation annahmen und mit ihrem Blute vertheidigten. Daß man ſich in der Schweiz an dieſen Geſichtspunkt nicht leicht gewöhnt, begreife ich gar gern, allein die Tugend der Schweizer blendet mich nicht, wenn ich auch gleich die Verderbtheit der Franzoſen zugebe. Die Schweizer ſind meines Erachtens die ſchwächſten Menſchen, die es gibt, und ihre ſogenannte Einfalt iſt unfähig eine Prüfung auszuhalten. Daß ihre beſchränkten Verhältniſſe viel Böſes von ihnen entfernt hielten, beweiſt nicht ihre Kraft, dem Böſen zu widerſtehen.

Dumouriez hat ſich offenbar als Feind des Nationalcon-

vents erklärt. Er hat die Commiſſarien deſſelben, ſo wie den Kriegsminiſter (Beurnonville) feſtnehmen laſſen und den Oeſtreichern nach Brüſſel ausgeliefert. Der Convent hat eine ungeheure Summe auf Dumouriez's Kopf geſetzt, er mag todt oder lebendig ergriffen werden. Die Armee hat ſich nicht für ihn erklärt, alſo bleibt ihm nichts als Tod, Gefangenſchaft oder Flucht, und bald wird ſichs zeigen, welche Partei er ergriffen hat. Die Unruhen in den Departements ſind gedämpft; die Nation ſpannt noch einmal ihre ganze Kraft an, und wahrſcheinlich wird der Erfolg nicht ſchlechter ſein als das vorige Jahr. Es bleibt dann noch die große Gährung des Parteigeiſtes, Mangel an Geld, an Credit und an Zufuhr. Aber die Feinde ſind auch nicht im Stande den Krieg fortzuſetzen. Wer ſich hier jedem Wind überlaſſen wollte, müßte längſt vor Angſt geſtorben ſein. Ich weiß nicht, wie man in einer Kriſe ſo ſein kann. Man hat nun einmal Partei ergriffen, man hat Alles, Gut und Blut aufs Spiel geſetzt, nun ſpielt man das Spiel, gewinnt oder verliert. Soll man denn nur mit dem Munde für Grundſätze ſterben und nicht auch mit der That?

Ich werde Dir fleißig Nachricht geben, was aus mir wird und wie es mir geht. Es iſt ein Glück, daß ich ein wenig Geld hatte, als ich von Mainz wegging; ſo bin ich im Stande abzuwarten, was aus mir wird. Es iſt nicht viel, aber ich hoffe auch nicht lange brach zu liegen. Ich bin geſund, einen Katarrh abgerechnet, den hier alle Welt hat. — —

Ich habe bei der ** Mrß. Wolſtonkraft kennen lernen, die Verfaſſerin der „Rechte des Weibes"; ſie iſt ein ſehr artiges Weib, und hat viel Liantes, mehr als Engländerinnen zu haben pflegen. Ich werde ſie morgen wiederſehen, denn wir eſſen bei der **. Meine alten Bekannten finde ich nach und nach wieder.

An Dieſelbe.

Paris den 8. April 1793.

Ich warte keine neuen Briefe von Dir ab, meine Gute, um Dir zu ſchreiben. Wüßte ich nur, daß Du beruhigt wärſt. Ich bin bei Allem, was mir widerfahren kann, vollkommen

ruhig und gefaßt. Erſtlich iſt, weil Mainz blokirt iſt, darum noch nicht Alles verloren; allein wenn ich auch nie mehr ein Blatt Papier wiederſehen ſollte von Allem, was ich dort habe, ſo ſoll michs nicht anfechten. Der erſte ſchmerzliche Eindruck dieſes Verluſtes iſt vorbei, ich denke nicht mehr daran, nachdem ich durch Cüſtine Maßregeln getroffen habe, um wo möglich zu retten, was zu retten iſt *). Bleibe Ich nur mir ſelbſt, ſo will ich ſchon für Euch ſo arbeiten, daß bald Alles nachgeholt ſein ſoll. Mein Bischen Eigenthum ging doch nicht viel über 300 Carolin an Werth, denn was ich an Papieren, Zeichnungen und Büchern verlor, will ich gar nicht rechnen. Ich bin hier auf dem Fleck der Erde, wo man mit etwas gutem Willen zur Arbeit und etwas Fähigkeit um Brot nicht bange ſein darf. Meine zwei Mitdeputirte ſind ſchon übler daran; indeſſen bekommen wir doch Diätengelder, bis auf andere Art für uns geſorgt iſt. Längſt ſchon ſuche ich mir anzugewöhnen au jour la journée zu leben, und nicht mehr mit ſanguiniſchen Hoffnungen ſchwanger zu gehen; ich finde das philoſophiſch wahr und ich mache Progreſſen darin. Ich glaube auch, wenn man dabei nichts verſäumt, was zu unſerm Fortkommen und zur Sicherſtellung unſerer Lage gehört, ſo iſt es das Einzige, was uns immer gut gelaunt und unabhängig erhalten kann. . . .

Aus der Ferne ſieht Alles anders aus, als mans in der nähern Beſichtigung findet. Dieſer Gemeinſpruch drängt ſich mir hier ſehr auf. Ich hange noch feſt an meinen Grundſätzen, allein ich finde die wenigſten Menſchen ihnen getreu. Alles iſt blinde, leidenſchaftliche Wuth, raſender Parteigeiſt und ſchnelles Aufbrauſen, das nie zu vernünftigen, ruhigen Reſultaten gelangt. Auf der einen Seite finde ich Einſicht und Talente, ohne Muth und ohne Kraft; auf der andern eine phyſiſche Energie, die, von Unwiſſenheit geleitet, nur da Gutes wirkt, wo der Knoten wirklich zerhauen werden muß. Oft ſollte man ihn aber löſen und zerhaut ihn doch. Es ſteht jetzt Alles auf

---

*) Ob von franzöſiſcher Seite etwas hätte gethan werden können, iſt zweifelhaft. Bis zu Einnahme blieb Forſter's Haus unverletzt, nachdem die Preußen eingezogen waren, bewies Prinz Louis von Preußen den Wiſſenſchaften die Achtung, ihm eine Schutzwache zu geben, die Beſchädigungen fanden erſt ſpäter ſtatt, wie die Effecten in die Hände der dazu ernannten Commiſſion übergingen.

der Spitze. Freilich glaube ich nicht, daß die Feinde reuiſſiren werden; aber die Nation wird endlich auch müde werden, immer ganz aufſtehen zu müſſen. Es kommt alſo darauf an, wer am längſten aushält. Die Idee, daß die Eigenmacht in Europa vollends unerträglich werden muß, wenn Frankreich jetzt ſeine Abſicht nicht durchſetzt, empört mich immer ſo ſehr, daß ich ſie mir von allem Glauben an Tugend, Recht und Gerechtigkeit nicht abgeſondert denken kann, und lieber an dieſen allen verzweifeln, als jene Hoffnung vereitelt ſehen möchte. Der ruhigen Köpfe hier ſind wenige, oder ſie verſtecken ſich; die Nation iſt, was ſie immer war, leichtſinnig und unbeſtändig, ohne Feſtigkeit, ohne Wärme, ohne Liebe, ohne Wahrheit — lauter Kopf und Phantaſie, kein Herz und keine Empfindung. Mit dem Allen richtet ſie große Dinge aus, denn gerade dieſes kalte Fieber gibt ihnen (den Franzoſen) ewige Unruhe und den Schein von allen edeln Anregungen, wo doch nur Enthuſiasmus der Ideen, nicht Gefühl der Sache vorhanden iſt.

Ich bin noch in keinem Schauſpiel geweſen, denn ich gehe ſo ſpät zu Tiſch, daß ich ſelten dazu kommen kann; auch intereſſirt es mich wenig und die bisherigen Stücke haben mich nicht gereizt. Allein Bekanntſchaften finden ſich immer mehr zuſammen, alte ſowol als neue. Geſtern ſpeiſte ich mit dem jungen Cüſtine zu Chaillot bei dem jungen M., den Du in Polen kannteſt, der die ſchöne P. geheirathet hat. Sie iſt in Rom und er hier. Es waren noch verſchiedne andere Polen gegenwärtig, unter andern eine junge Fürſtin Lubomirska. Moſt iſt wegen der umgeſtürzten Conſtitution vom 3. Mai ausgewandert — er hat ſich ſehr günſtig ausgebildet. Vielleicht bleibe ich noch eine Zeit lang hier, vielleicht ſetzt man mich auf einem Bureau in Arbeit, vielleicht verſchickt man mich; ich bin auf Alles gefaßt, zu Allem bereit. Das iſt der Vortheil meiner Lage, wo man an nichts mehr gebunden iſt und auf nichts mehr in der Welt als ſeine ſechs Hemden Acht zu geben hat. Mir bleibt nur die einzige Unannehmlichkeit, daß ich auf das Schickſal muß Alles ankommen laſſen, und das thue ich gern, denn im Grunde ſteht man ſich bei dieſem Vertrauen doch nicht übel. Ich ſehe wieder das erſte Grün der Bäume mit Vergnügen; es iſt mir weit rührender und erquickender als das Weiß der Blüthen.

An Dieſelbe.

Paris den 13. April 1793.

Es neigt ſich hier Alles zur Entſcheidung des großen politiſchen Problems. Die auswärtigen und einheimiſchen Feinde der Republik haben endlich, wie es ſcheint, vermittelſt Beſtechung jenen verzweifelten Zuſtand zuwege gebracht, welcher die Nation noch einmal in den heftigſten Revolutionskampf verſetzen wird. Gebe nur der Himmel, daß es der letzte ſei, und daß er ſeinen Endzweck erreichen möge. Je mehr man in die Geheimniſſe der hieſigen Intrigue eingeweiht, oder beſſer, je näher man mit dem ekelhaften Labyrinth bekannt wird, worin ſich hier Alles windet und dreht, deſto mehr kalte Philoſophie bedarf man, um nicht an Allem, was Tugend heißt, zu verzweifeln, und um ruhig von der Gerechtigkeit des Himmels einen guten Ausgang zu erwarten. Es fehlte noch nach Allem, was ich die letzte Zeit gelitten habe, daß mir die Ueberzeugung in die Hände käme, einem Unding meine letzten Kräfte geopfert und mit redlichem Eifer für eine Sache gearbeitet zu haben, mit der es ſonſt Niemand redlich meint, und die ein Deckmantel der raſendſten Leidenſchaften iſt. Es iſt alſo wahr, daß heut zu Tage die Uneigennützigkeit und die Freiheitsliebe bloße Kinderklappern ſind, bloße nichtsſagende Töne, blos geheuchelte Empfindungen im Munde derer, die jetzt das Schickſal der Nationen lenken? Es iſt alſo wahr, daß der Egoismus ganz allein ſein Spiel treibt, wo man reine Aufopferung zu finden hoffte? wahr, daß zwiſchen Betrügern und Betrognen kein Drittes zu finden iſt, woran man ſich halten, ſich anſchließen könnte? Gewiß es gehört Muth dazu, dieſe ſo fürchterlich ſich aufdringende Betrachtung zu ertragen, und dann, im eignen Bewußtſein verhüllt, an Menſchheit und Wahrheit noch zu glauben. So finſter dieſe Bilder ſind, ſo unbezweifelt ſcheint mir der Ausgang der Sache. Die Wiederherſtellung einer monarchiſchen Regierungsform iſt in Frankreich nun unter die unmöglichen Dinge zu rechnen, indem die Quellen verſiegt ſind, aus denen der Hof ſeinen Unterhalt ſchöpfen und womit er ſich Anhänger erhalten könnte. Die äußerſte Anſtrengung der auswärtigen Mächte wird ſchwerlich etwas ausrichten können, um Theile von Frankreich loszureißen; alſo muß die Republik doch bleiben,

wenn nicht bürgerlicher Krieg wirklich ausbricht. Daß dieſer vermieden werden könne, will ich noch hoffen, ſo wenig jetzt manche geſcheidte Beobachter dieſes für möglich halten, und ſo erhitzt auch die Parteien gegen einander ſind. Geht es aber nicht ohne Bürgerkrieg ab, dann allerdings würde es um das Glück von ganz Europa übel ausſehen. Bis jetzt habe ich noch immer Urſache zu glauben, daß die Mitglieder des Nationalconvents, die den ſogenannten Berg ausmachen, ungeachtet ſie nicht die zahlreichſten ſind, gleichwol ihre Plane durchſetzen werden. Auch kann ich mich nicht entbrechen zu glauben, daß ihre Gegner ſich mehr als ſie mit Intriguen und heimlichen Machinationen abgeben, ja ſogar mit Dumouriez durchgeſtochen haben. Ich bin weit entfernt, mein Urtheil für untrüglich zu halten, aber ich lege ihm einigen Werth bei, weil die meiſten Bekannten, die ich noch hier habe, der entgegengeſetzten Meinung ſind, und ich mir folglich um ſo unparteiiſcher vorkomme. Ich leugne nicht, daß die Männer vom Berge (les montagnards) ſich oft von einer unvortheilhaften, unpolitiſchen Seite zeigen, aber bei dem allen ſcheinen ſie mir unbefangner als die Andern, und unleugbar haben ſie mehr Kraft und Entſchloſſenheit. Man kann die Kriſe hier ruhig abwarten, ſie kann nur die Anhänger und Anführer der Parteien ſelbſt treffen.

Es werden noch immer von Zeit zu Zeit Maßregeln genommen, die mir unzweckmäßig ſcheinen, und beſonders ungeſchickt iſt Alles, was die Finanzoperationen betrifft, auch fängt es an, ſehr an Lebensmitteln zu fehlen, und ſie werden immer theurer. Doch ſind die Nachbarn in gleicher, wenigſtens verhältnißmäßiger Verlegenheit, was die Theurung betrifft, und die Natur der Sache bringt es mit ſich, daß ſie mit uns zugleich leiden müſſen.

Außer der Miß Wolſtonkraft habe ich hier den Mr. Chriſtie kennen gelernt, einen geſchickten Schottländer, der zu Gunſten der franzöſiſchen Revolution mit vielem Beifall geſchrieben hat. Seine Frau und ſeine Schweſter ſind bei ihm und, ganz gegen die Art der Engländerinnen, ſind ſie artig und umgänglich. Die Schweſter beſonders hat viel Artigkeit und Munterkeit, mit viel Verſtand und Bildung. Ich werde auch nach einigen Tagen die Dichterin Miß Williams kennen lernen, die ſich nebſt ihrer Mutter hier aufhält und nicht minder gefällig ſein ſoll. Chriſtie hat mich eingeladen, die Abende, ſo oft ich

will, bei ihm zuzubringen, und ich geſtehe, daß es mir wohl thut, unter Engländern zu ſein und ihren ruhigen Freiheitsſinn ſtatt des überſpannten hieſigen Fanatismus zu genießen. Warme Empfindung und kalte Ueberlegung iſt das Loos dieſer glücklichen Menſchen, da hingegen bei den meiſten Franzoſen das Herz Eis iſt und nur der Kopf glüht. Freilich gibt es auch Ausnahmen. Ich habe kürzlich den Bibliothekar Chamfort kennen lernen, von deſſen Bekanntſchaft ich mir viel verſpreche. Ich rechne, daß innerhalb 14 Tagen oder drei Wochen es ſich entſcheiden muß, ob ich hier bleibe oder nicht; iſt das Erſte, ſo muß ich meine Einrichtung dergeſtalt treffen, daß ich, wiewol ohne alle meine bisherigen Hülfsmittel, irgend eine literariſche Unternehmung beginne; werde ich irgendwohin verſendet, ſo werden die Umſtände das Weitere lehren. — —

An Dieſelbe.

Paris den 16. April 1793.

Du wünſcheſt, daß ich die Geſchichte dieſer gräuelvollen Zeit ſchreiben möchte? Ich kann es nicht! — O, ſeit ich weiß, daß keine Tugend in der Revolution iſt, ekelt es mich an. Ich konnte, fern von allen idealiſchen Träumereien, mit unvollkommenen Menſchen zum Ziel gehen, unterwegs fallen und wieder aufſtehen, und weiter gehen, aber mit Teufeln und herzloſen Teufeln, wie ſie hier ſind, iſt es mir eine Sünde an der Menſchheit, an der heiligen Mutter Erde und an dem Licht der Sonne. Die ſchmuzigen unterirdiſchen Canäle nachzugraben, in welchen dieſe Molche wühlen, lohnt keines Geſchichtſchreibers Mühe. Immer nur Eigennutz und Leidenſchaft zu finden, wo man Größe erwartet und verlangt; immer nur Worte für Gefühl, immer nur Prahlerei für wirkliches Sein und Wirken — wer kann das aushalten?

Freiheit und Gleichheit? mein ganzes Leben iſt mir ſelbſt der Beweis, das Bewußtſein meines ganzen Lebens ſagt mir, daß dieſe Grundſätze mit mir, mit meiner Empfindung verbunden ſind und es von jeher waren. Ich kann und werde ſie nie verleugnen. Es gibt wol eine Oligarchie der Vernunft

und der Empfindung, die ich nicht leugne, die aber nur ſo weit geht, als ſie freiwillig von Vernunft und Empfindung Andrer anerkannt wird, und auch dieſe iſt nur Folge der ungleichen Vertheilung der Glücksgüter. Ein glückliches Loos wollte, daß gerade Dieſer oder Jener in die Lage geworfen ward, wo er, anſtatt ſein Handwerkszeug zu ſchleifen, ſeine Vernunft und Empfindung, dieſe edleren, beſſeren, moraliſchen Inſtrumente, ſchärfen konnte. Iſt er nicht ſchon glücklich genug, daß ihm dieſer Vorzug blieb, muß er ihn auch noch anwenden, um herrſchen zu wollen? Dann iſt er erſt Deſpot, und zwar ein ärgerer als der, deſſen ganzes Recht phyſiſche Kraft iſt. Allein dieſe Enthaltſamkeit, dieſe Achtung für die Rechte des Andern, welche dem Philoſophen ſo natürlich iſt, findet in der wirklichen Welt noch nicht ſtatt, ſie iſt noch nicht reif dazu — und die Herrſchaft, oder beſſer, die Tyrannei der Vernunft, vielleicht die eiſernſte von allen, ſteht der Welt noch bevor. Wenn die Menſchen erſt die ganze Wirkſamkeit dieſes Inſtruments kennen werden, welche Hölle um ſich her werden ſie dann ſchaffen! Je edler das Ding und je vortrefflicher, deſto teufliſcher der Mißbrauch. Brand und Ueberſchwemmung, die ſchädlichen Wirkungen von Feuer und Waſſer, ſind nichts gegen das Unheil, das die Vernunft ſtiften wird. — Wohl zu merken: die Vernunft ohne Gefühl, wie ſie nach den Merkmalen dieſer Zeit uns bevorſteht, bis endlich einmal, wenn die Welt nicht wirklich das Werk des Ungefährs, oder das Spiel eines Teufels iſt, eine allgemeine Einfachheit der Sitten, Beſchäftigungen, Wünſche und Befriedigung, eine Reinheit der Empfindung und eine Mäßigung des Vernunftgebrauchs aus allen dieſen Revolutionen hervorkeimt, und ein Reich der Liebe beginnt, wie es ſich gute Schwärmer von den Kindern Gottes träumten. Dieſe Hoffnung iſt vielleicht läppiſch, vielleicht einer kranken Einbildung ähnlich, aber wenn meine Anſicht von der jetzigen Lage der Sachen nicht grundfalſch iſt, ſo bleibt ſie der einzige haltbare Grund, auf welchem das Gefühl eines unbefangenen, weiſe und gut wollenden Menſchen ruhen kann; der Punkt in einem dunkeln Chaos, der ſich brüten läßt und künftig Geſtaltung verſpricht.

Es iſt nicht Bitterkeit, was mich ſo ſprechen läßt, es iſt Reſultat der Beobachtung. Wo ich hier noch Tugend und Sinn fand, war es bei Leuten, die ſtill ihren Gang gehen, fern vom Geräuſch der öffentlichen Geſchäfte. Nimm nun noch hinzu,

was meine individuelle Lage mit ſich bringt, ſo wird es Dich nicht Wunder nehmen, daß ich mich zum Geſchichtſchreiber der Revolution nicht aufgelegt fühle. Noch kenne ich auch Nichts, und kenne Niemand, die wahre Geſchichte erfordert langen Aufenthalt, parteiloſe, ruhige Beobachtung, anhaltendes Nachdenken und Zuſammenleſen. Mein Loos iſt fürs erſte, zu arbeiten, aus der Hand in den Mund. Ich habe Dir ſchon geſagt, daß ich in 14 Tagen wieder Schriftſteller werden muß, wenn ſich nichts für mich findet, was mich anders beſchäftigt und mir eine zuverläſſige Ausſicht gewährt. Arbeit, dächte ich, wird mir nicht fehlen, wenn es gerade auch nicht die Geſchichte dieſer Zeit iſt, was ich ſchreibe. Aber es thut mir gut, eine Zeitlang brach zu liegen, umher zu ſchauen, Eindrücke zu empfangen, und mich paſſiv gegen Alles zu verhalten, ohne es jedoch weiter, als ich will, an mich kommen zu laſſen. Außer den Briefen, die ich Dir ſchreibe, berühre ich keine Feder, und habe auch nicht Zeit dazu. Ich bin, außer dem fortdauernden Katarrh, ſehr wohl, und eſſe bei der hieſigen zehrenden Luft mit wunderbarem Hunger, ohne etwas von meiner Verdauung zu wiſſen.

Geſtern Abend hätte ich unſre Kleinen zu mir gewünſcht. Ich war mit der Schottländerin und den Engländerinnen in der Oper. Es war Iphigenie in Tauris von Gluck; aber das war es, ungeachtet der herrlichen Muſik, nicht, was mich an ſie denken ließ. Es folgte das Urtheil des Paris, ein Ballet, wo die Tanz- und Dekorationskunſt alle ihre Erfindung erſchöpft zu haben ſcheint, um einen theatraliſchen Zauber hervorzubringen, der nirgends in der Welt, als in Paris, und hier noch nie zuvor in dem Grade hervorgebracht worden ſein kann. Es war nicht Beifallklatſchen, ſondern unwillkürliches Beifallſchreien, was mehrmals ertönte, und wahrlich, ich konnte vor Bewunderung nicht klatſchen und nicht ſchreien. Der junge Veſtris mag ein ſo ſchlechter Kerl und aufgeblaſener Narr ſein, wie mans ihm nachſagt, die Grazie und Eleganz ſeiner Bewegungen hat ihres Gleichen nicht. Alles Gefühl, ſeine ganze Seele iſt concentrirt in ſeiner Kunſt; der Ausdruck ſeines Weſens iſt Tanzſinn. Ich bin nun mehr als jemals überzeugt, daß nur Franzoſen dieſe Art von Vollkommenheit erreichen können, weil nur ſie die Gabe haben, ſich ſo in eine Sache hinein zu werfen und alle Energie ihres Weſens darin zu entwickeln. Ihr Leichtſinn macht ſie fähig, ſich dieſen Beſchäftigungen ſo zu widmen,

daß ſie für alles Uebrige nichts ſind, daß ihre Humanität Null bleiben kann. So iſt es auch mit ihren Schauſpielern; man würde ſich, glaube ich, ſehr irren, wenn man an den geſchickteſten, ſobald ſie die Bühne verlaſſen haben und keine Rolle ſpielen, noch eine angenehme Menſchheit zu genießen hoffte. Die wunderbar ſchönen und reichen Scenen, die bezaubernden Gegenden des Bergs Ida, die Göttererſcheinung aus dem Olymp, die Venus im Bade, die Grazien und ihre Tänze, das ſchöne beibehaltne Coſtume, das unendlich Mannigfaltige, und die unzähligen kleinen Einfälle, das Ganze zu beleben, muß man mit eignen Augen ſehen. Ich weiß nicht, ob Dir dieſe paar Worte ein angenehmes Bild geben; bis Du etwas von dieſer Art ſelbſt geſehen haſt, wünſche ich, daß es Dir nicht unwillkommen ſein möchte.

An Dieſelbe.

Paris den 18. April 1793.

Ich erhielt noch geſtern ſpät Deinen Brief vom 11. meine liebe Frau, Du wirſt mittlerweile ſchon wiſſen, wie ich das, was uns widerfahren iſt, ertrage. Es iſt jetzt des Rachegeſchreis ſo viel, daß man wohlthut ſich dem erſten Eindruck nicht zu überlaſſen. Freilich wäre es nicht unmöglich, daß auch bei jenem Rückzug etwas Unlauteres mit im Spiele ſteckte; allein es läßt ſich nicht ſo leicht beweiſen, und Alles konnte auch mit rechten Dingen zugehen; nämlich ſo, daß Cüſtine nicht Verräther war. Nach meiner Meinung war er es nicht, ich halte dafür, daß er jetzt eine ſchöne Laufbahn vor ſich ſieht, und er hat ja Ehrgeiz und Ruhmbegierde genug. Auch wirkt das Beiſpiel von ſeinen Nebenbuhlern; er muß doch einſehen, daß die Dictators- oder Protectorsrolle ſich in Frankreich nicht ſpielen läßt, und daß die Heere jeden Verräther verlaſſen, wie viel ſie auch vorher auf ihn hielten. Indeß, wer ſteht für die Thorheit der Menſchen! Vielleicht hat man auch ihm weißmachen können, daß eine Wiederherſtellung der vorigen Ordnung der Dinge doch noch möglich ſei, ja daß ſie nach den neuen Maßregeln dieſes Feldzugs nothwendig gelingen müſſe, und daß es ſein Vortheil ſei, ſich nicht ernſtlich zu widerſetzen. Tugend und

Rechtſchaffenheit ſind in dieſer verderbten Nation etwas ſo Seltenes geworden, daß man wenigſtens nichts Böſes mehr für unmöglich halten kann. Daß ich bei den ſchlimmſten Aſpecten aber doch nicht glauben kann, daß die verſchwornen Mächte ihren Zweck erreichen werden, das liegt in meiner Idee von der jetzigen Beſchaffenheit Frankreichs und des herrſchenden Geiſtes ſeiner Einwohner. Ganz unmöglich wäre es auch nicht, daß eine der hieſigen Parteien die Räumung aller Eroberungen des vorigen Jahres mit den Generalen verabredet hätte, um dadurch den Frieden zu erleichtern. Man weiß nicht, wie einfältig die Verſchmitztheit zuweilen ſein kann. Dein Vorſchlag, Deine Anſprüche auf Alles, was wir in Mainz ließen, geltend zu machen, iſt ſehr gut; wenn Du ihn realiſiren kannſt, ſo thue es ja. Ich denke, B* wird meine Papiere retten. Habe Dank für Deine herzliche Theilnahme! — Du weißt, was der flügellahme Adler von der Zufriedenheit denkt.

An Dieſelbe.

Paris den 27. April 1793.

Deinen Brief vom 21. habe ich geſtern Morgens erhalten. Es iſt mir ſehr lieb, daß Du die meinen bis zum 17. haſt. Du wirſt daraus abnehmen können, in welcher unerträglichen Lage ich mich befinde. Nach ſo vieljähriger angeſtrengter Arbeit iſt mir nunmehr Alles, was ich zu meinem Fortkommen unternommen hatte, fehlgeſchlagen, und ich fange die Welt gleichſam von neuem an, ohne zu wiſſen, wie und womit, da ich von ganz Europa abgeſchnitten, mit Schulden überhäuft, hier ohne alle Mittel, ohne alle Unterſtützung, und faſt ohne Ausſicht bin. Ich habe mich anheiſchig gemacht, Alles anzunehmen, was man mir anbieten würde, wäre es auch eine Sendung nach St. Domingo oder Oſtindien; allein in dieſem ungeheuern Strudel wird jetzt das Individuum verſchlungen, das keinen Rückhalt hat, um ſich geltend zu machen, und vor Allem keine Unverſchämtheit und Zudringlichkeit. Gelehrtes Verdienſt und ſelbſt die Talente des Geſchäftsmannes gelten jetzt nichts. Wer obenauf ſchwimmt, ſitzt am Ruder, bis ihn der Nächſte, der für den Augenblick

am ſtärkſten iſt, verdrängt. Wenn man nicht verfolgen, denunciren und guillotiniren laſſen kann, iſt man nichts. Kurz, zum erſten Mal in meinem Leben helfen mir alle meine Hülfsmittel nichts, und ich ſtehe ſo verlaſſen da wie ein Kind, das keine Kräfte hat, ſich ſelbſt zu ernähren. Ich habe nie mehr Geſundheit gehabt, und das iſt wol die Haupturſache, weshalb es mir jetzt hirnloſer als je vorkommt, der Natur und dem Schickſal vorzugreifen und einen Schauplatz zu verlaſſen, wo die Möglichkeit, zu nutzen und auch nur ſeiner ſelbſt froh zu werden, verſchwunden iſt. Ich habe eine Art Unempfindlichkeit gegen das, was mit mir vorgeht, die mich in Stand ſetzt, Alles anzuſehen und mich über jeden vergeblichen Schritt zu tröſten. — — —

Einer unſrer Landsleute hatte Nachricht, daß der K. v. P. vor Mainz in der größten Gefahr war, gefangen zu werden. Das iſt wol nur eine Aufſchneiderei. Der Muth iſt auch nicht immer gleich ruhmwürdig. Er kann bei gewiſſen Menſchen blos körperlich ſein; auch wol bei andern das Gegentheil — der Menſch, der mit Nerven wie ein Elephant verſehen, und dabei keine Einbildungskraft hat, vermag Manches, was Andern Kampf koſtet. Turenne hatte Nerven anderer Art, und Einbildungskraft dazu, und überwand beide. Die Vereinigung phyſiſcher und moraliſcher Vollkommenheiten iſt das Seltnere, aber auch das Herrlichſte.

In Frankreichs Schickſal iſt eine große Kriſe unvermeidlich. Sie haben ſo lange gerufen: frei leben oder ſterben, daß ſie endlich auf Tod und Leben für die Freiheit kämpfen müſſen. Sollte der Ausgang zweifelhaft ſein? Sollte die Vorſehung diesmal die ſchlechte Sache ſiegen laſſen? Sollte blos darum, weil die Franzoſen nicht werth ſind, Freiheit zu beſitzen, der Despotismus ſeinen Thron auf die Trümmer der Revolution nur deſto feſter und ſicherer gründen? Ich würde dieſen Gang nicht verſtehen, und darum kann ich ihn auch nicht erwarten, ſo lange der andere, bei allen Gräueln und allem Elend, was menſchliche, losgelaſſene und zügellos wüthende Leidenſchaften jetzt häufen, mir wenigſtens möglicher ſcheint. Vielleicht gährt es lange noch in Europa, Frankreich muß in Blut ſchwimmen und in Thränen; aber die Freiheit und die Menſchheit rächen ſich an ihren Widerſachern. In wenigen Wochen muß es ſich zeigen, denn man macht allenthalben die Zurüſtung zum Angriff und

zur Gegenwehr. Was hie und da in den Departements ſpukt, iſt nur Vorſpiel. Man darf jetzt über nichts mehr ſich wundern, Alles iſt möglich; denn durch ewiges Verhetzen, ewige Verräthereien, ewige Verbitterungen und Feindſeligkeiten, durch den zerſtörten Handel und dadurch entſtandnen Mangel hat alle geſetzmäßige Gewalt ein Ende — es ſteht nur eine große Macht noch da: le pouvoir révolutionnaire, und dieſe läßt ſich am Ende doch nicht in den Cabinetten der Fürſten berechnen. Wenn es zum Ausbruch kommt, entwickelt ſich der Geiſt, der dem Ganzen einen gemeinſchaftlichen Stoß geben und ſo Alles vor ſich hertreiben kann.

Ich beſuche hier nur **, die Engländer, und ** (eines Buchhändlers Familie). Von aller Verbindung mit Gliedern des Nationalconvents halte ich mich entfernt, weil ich bis jetzt zu keiner Partei gehören konnte und wollte. Vielleicht, wenn ich hier bleiben ſollte, kommt bald der Zeitpunkt, wo ich entſcheiden muß; dann will ich wie immer nach meiner Einſicht und meinem Herzen handeln.

An Dieſelbe.

Paris den 10. Mai 1791.

Geſtern ſah ich den Tod Abels, ein Trauerſpiel. Das Spiel dieſer Leute iſt unbeſchreiblich vortrefflich! Die Raucour ſpielte die Eva meiſterhaft und Kain war ein Held, wie ſich ihn wahrlich Geßner nicht zu denken wagte. Der Eiferſichtige von Rochon de Chabannes ward nachher gegeben und war noch entzückender. Molé, Azincourt, die Raucour, die Contat, alle unvergleichlich, laſſen den Zuſchauer nie eine Secunde lang auch nur ahnen, daß ſie nicht wahrhaft das ſind, was ihre Rolle will. Man denkt nicht an Schauſpieler, es ſind Marquiſen, Barone, Gräfinnen, Chevaliers, die ſie ſein ſollen. Dieſes iſt aber auch das Théâtre de la Nation, oder bei ſeinem ältern, noch gebräuchlichen Namen: Th. françois. Im Théâtre de la République iſt nur Monvel und Veſtris vorzüglich. Fénélon von Chenier iſt ein niedliches Stück, das die Gefühle des Augenblicks gut benutzt. Ich wünſchte es Dir ſchicken zu können und zugleich den Monvel mit, der den Fénélon ſpielt.

Seit ein paar Tagen habe ich einige Hoffnung, eine Maitreſſe zu bekommen, die meine Laune ein wenig zerſtreuen wird: ich meine eine Arbeit, wozu ich auch ſchon die Ankündigung entworfen habe. Es iſt die Rede davon, hier eine deutſche Zeitung zu ſchreiben. Wenn das Ding zu Stande käme, ſollteſt Du ſie immer reeglmäßig zugeſchickt erhalten. Es hat mich ſehr gefreut die erſten heitern Augenblicke, die ich nach meiner Krankheit hier hatte, ſo benutzen zu können. — Geht dies, ſo will ich meinen ganzen Zuſchnitt ſo einrichten, um hier, als gelehrter Schriftſteller, den Faden für Deutſchland da wieder aufzunehmen, wo ich ihn in Mainz mußte liegen laſſen. Fürs erſte kann ich Beiträge über dieſes Land und ſeine Einwohner (ohne beſondere politiſche Beziehung) zu Journalen liefern, und wenn ich meine Sachen aus Mainz hätte, ließen ſich hier ſo gut wie dort Bücher ſchreiben und Vorreden, Einleitungen u. ſ. w. ausarbeiten. Aber freilich vermiſſe ich hier mein Handwerkszeug. — — —

Ueber die öffentlichen Angelegenheiten beunruhige Dich nicht. In der Nation iſt Energie, um über Schwierigkeiten zu ſiegen, die zehnmal größer ſind. Dumouriez iſt Schuld an allen jetzigen Stockungen, auch mittelbar an den Fortſchritten der Rebellen in Poitou; aber das wird nicht lange dauern. Eben hat Dampierre die Oeſtreicher geſchlagen, ſie aus den Schanzen getrieben, zehn Kanonen erbeutet, aber auch den Schenkel durch eine Kanonenkugel verloren. Als er den Schuß empfing, rief er: vive la Nation! und ließ ſich auf einer Bahre vor der Armee hertragen, um ſie zum Verfolg des Sieges anzuführen. So lange ſolche Menſchen aus einem Volke auftauchen, erliegt es nicht.

An Dieſelbe.

Paris den 11. Mai 1793.

Was man Dir von Mainz ſchreibt und ſagte iſt ganz richtig, alle entbehrlichen Mäuler ſind weggeſchafft und mein wilder Merlin (von Thionville) hat ein Corps von 800 Mainzer Patrioten errichtet, mit dem er Ausfälle machen hilft.

Gottlob, daß bei dem ſchweren Unglück, das uns betroffen hat, nicht noch Gefangenſchaft auf dem Königſtein hinzugekommen iſt. Was die Finanzen von P. betrifft, ſo ſind ſie ohne Zweifel ſehr zerrüttet, aber das waren ſie im ſiebenjährigen Kriege auch und man ſetzte ihn dennoch fort, eben daſſelbe gilt auch von dem jetzigen Krieg. Es iſt aller Krieg einerſeits Calcul, andrerſeits Hazardſpiel; ſo auch dieſer. Ich glaube nun einmal an die Wichtigkeit dieſer Revolution im großen Kreiſe menſchlicher Schickſale, glaube, daß ſie nicht nur ſich ereignen mußte, ſondern auch den Köpfen, den Fähigkeiten eine andere Entwickelung, dem Ideengang eine neue Richtung geben wird. Frankreichs Einwohner gerathen in eine Activität, die ganz außer dem gemeinen Gang der Dinge liegt; ob ſie glücklicher im gewöhnlichen Sinn des Worts dadurch geworden ſind, können nur diejenigen fragen, die über menſchliche Angelegenheiten nie nachgedacht, und keine Erfahrungen eingeſammelt haben. Die Natur oder das Schickſal fragt nicht nach dieſer beſondern Art von Glück. Ihre Sache iſt es, daß die Menſchen wirken und leiden, und in beiden bald Freude genießen, bald Schmerz empfinden. Die Mannigfaltigkeit der Wirkungen und Gegenwirkungen, das Reſultat der verſchiedenen Entwickelungsart der Leidenſchaften und Seelenkräfte ſcheint ein Zweck unſers Daſeins zu ſein, bei welchem wir nicht einmal gefragt werden, ob wir ihn wollen. Uns bleibt es nur überlaſſen, in dieſes Alles Moralität zu bringen, indem wir mit Bewußtſein wirken und leiden. Dieſe Moralität iſt nun immer die Wirkung des einzelnen Weſens, das auf ſich ſelbſt zurückwirkt. Daher lache ich der Träume der gutmüthigen Schwärmer, die ſich ein Utopien denken, wo es lauter gute, weiſe, glückliche Leute geben wird, vermöge einer freien Verfaſſung. Es iſt wahr, die Freiheit gibt mehr Raum zur Entwickelung der Kräfte; aber gleichwol wird auch dieſe in gewiſſer Rückſicht wieder einſeitig. Höchſtens kann man ſagen, daß die Summe des ganzen Wirkens und Leidens bei einer guten Verfaſſung etwas mehr auf Moralität abzweckt als bei einer ſchlechten. Aber gewiß iſts, daß die Haupturſache, warum die neue Form zu Stande gekommen iſt, in der Veraltung der vorigen lag, wobei die Kräfte anfingen zu ſtocken und ein Stoß nöthig war, um einmal Alles wieder in friſche Bewegung zu ſetzen. Ich erwarte für

Frankreich lange keine Ruhe und kein ſogenanntes Glück der Einwohner. Es iſt, als ſollten die Menſchen, die zu ſehr an Dingen hingen, nun lernen, indem ihnen der Unbeſtand der Dinge recht fühlbar gemacht wird, einmal wieder von allem Aeußern mehr unabhängig, mehr im bloßen Genuß ihrer Kräfte zu leben. Europa wird lange an dieſer Gährung ſich noch zerarbeiten. Alles hat hier den Anſchein zur Fortdauer der aufbrauſendſten Hitze, und ſelbſt der Friede, wenn er dieſes Jahr zu Stande käme, würde nicht lange dauern. Frankreich zu unterjochen, iſt die albernſte Chimäre, die man nur einem armen König weiß machen kann. Es kommen in der nächſten Zeit noch ſonderbare Auftritte zu Stande, beſonders in der Hauptſtadt, von denen man im Auslande nichts begreift. Ach, wer Zeit, wer Luſt, wer Laune und ein frohes Herz hätte, ſie zu beſchreiben! — Es iſt nicht wahr, daß die Triebfedern ſehr verdeckt liegen, denn ich ſehe ſie; aber man muß zur Stelle ſein, um ſich einen Begriff davon zu machen. Unſre Landsleute kennen dieſe Nation nicht. Sie iſt ein Phänomen in der Natur. Die neuliche Inſurrection wird keinen Bürgerkrieg veranlaſſen, und wahrſcheinlich haben wir in acht Tagen eine Conſtitution, die Frankreich, der Ungewißheit überdrüſſig, ohne Bedenken annehmen wird, und an welcher nachfolgende Conventionen und Nationalverſammlungen wieder flicken werden, bis ſie unter ihren Händen zerreißt. Hätte ich meine Sachen aus Mainz hier, ich wäre froh! ich würde mir eine Reiſebibliothek nach Indien und meinen Malerkaſten und mein ſchönes Zeichnenpapier mitnehmen. Nach Indien! — Du ſiehſt, daß ich mich ernſthaft mit dieſer Idee beſchäftige. In einigen Tagen fange ich an perſiſch zu lernen. Kleinigkeit! womit ich in ſechs oder acht Wochen ſo weit ſein will, daß ich ohne Hülfe fortkommen kann. Hätt' ich nur auf den Fall, daß ich gehen könnte, einen Gefährten in meinem Sinn, und einen brauchbaren Bedienten für eine ſolche Reiſe. Meine Geſundheit iſt erträglich. Durch die Vernachläſſigung eines Katarrhs ſind die rheumatiſchen Theilchen ins Blut zurückgetreten und treten ſich nun darin herum. Es iſt mir unmöglich, in einem Bürgerhauſe zu eſſen; das Speiſen in öffentlichen Häuſern bringt mir Zerſtreuung; ich treffe entweder Bekannte, oder hole mir einen, mit dem ich eben eſſen will. Zwei oder dreimal die

Woche bin ich immer bei allerlei Leuten eingeladen. Willſt Du nun ein gutes Beiſpiel an mir nehmen und mir auch einmal ein Wort von Deiner Geſundheit ſagen? —

Nach Genf geht von hier als Geſandter einer der ſchlechteſten und zugleich dümmſten Kerle, die es gibt, derſelbe Abbé Soulavie, der „die geheimen Mémoires“ herausgab und darüber mit Buiſſon Händel kriegte. Der Menſch hat ſeine Köchin, ein gemeines Menſch, geheirathet, und wird in Genf, bei dieſen durchtriebenen Köpfen, wie ein Ball, aus einer Hand in die andere fliegen.

An Dieſelbe.

Paris den 16. Mai 1793.

Ob ich die neue Zeitung zu Stande bringen werde, oder nicht, wird die Zeit lehren. Meine Ankündigung iſt in des Miniſters Händen, und ich erwarte die Entſcheidung. Es fragt ſich, was ich etwa für die Diſtribution derſelben mit den ſchweizer Buchhändlern ausrichten könnte, und ob es ſich deshalb etwa der Mühe verlohne, daß ich ſelbſt nach der Schweiz käme? — Es verſteht ſich, daß mich die Reiſe nichts koſten würde, alſo käme es blos auf die Beſtimmung an, ob ich Hoffnung hätte, etwas auszurichten, wenn ich perſönlich mit den Leuten abredete? — Die äußerſte Mäßigung und Behutſamkeit im Ausdruck ſoll allerdings beobachtet werden.

Es iſt mir allerdings einigermaßen beruhigend, daß man ſich Mühe gibt, die armen Weiber zu befreien *). Wenn es

---

*) Vier Frauen, unter denen eine faſt ſchwachköpfige Greiſin, mit drei Kindern, das jüngſte kränkelnd und noch im erſten Lebensjahr, alleſammt Hannoveranerinnen bis auf Eine, und durch Verwandtſchaftsbande nach Mainz gezogen, wollten, der Kriegsvorfälle wegen, bei ihren Familien im Hannövriſchen Schutz ſuchen, als ſie in Frankfurt von der preußiſchen Behörde ergriffen und in harte Gefangenſchaft auf den Königſtein geführt wurden. Man konnte ihnen nichts vorwerfen, als mit Forſter's und eines andern Revolutionairs Hauſe in Verwandtſchafts- und Freundſchaftsverhältniß zu ſtehen. Nachdem ſie bis zum Frühjahr in der

auch ihre, oder eigentlich der unvorſichtigen ** Schuld iſt, daß ſie ſitzen, ſo iſt es und bleibt es doch hart, Weiber, die mit der Revolution nichts zu thun haben, die nur Mainz nicht verlaſſen konnten, weil ſie kein Geld hatten, auf einer Feſtung einzuſperren. Das Schickſal der Männer, die Du mir nennſt, dauert mich ſehr! — Aber warum blieben ſie nicht in der ſichern Feſtung, wo man ihnen im ärgſten Fall bei der Capitulation den Abzug ſichern mußte. Doyré, der commandirende General, und Reubell, der Volksrepräſentant, haben mit General Kalkreuth eine Conferenz gehabt. Reubell hat geſagt, er ſei bereit, über die allgemeinen Staatsangelegenheiten in Unterhandlung zu treten, aber nicht wegen der Uebergabe von Mainz; Kalkreuth verſicherte er habe unbeſchränkte Vollmacht über die Uebergabe von Mainz zu tractiren, aber keine wegen der allgemeinen Angelegenheiten — und ſo hatte die Conferenz ein Ende. Es iſt alſo nichts von der nahen Beendigung der Belagerung zu erwarten. Die Vorkehrungen, die man von allen möglichen Seiten her treffen kann, um meine Sachen zu retten, ſind gewiß ſehr gut. Ich hoffe, Mainz wird entſetzt; ſollte es ſich ergeben müſſen, ſo hoffe ich wenigſtens meine Sachen zu retten. Was Du von dem K. v. P. ſagſt, gründet ſich gewiß auf die zu günſtige Anſicht, die Dir R. von ihm gegeben. Ich will indeſſen ſtillſchweigend abwarten, ob ich mich irre oder nicht. Wenn es nicht ganz unmöglich iſt einen Brief an X zu bringen, ſo hat er jetzt einen ſolchen empfangen, der ihm die nöthigſten Anweiſungen gibt.

Franz Wimpfen ſoll den Feinden die Plane und genaueſten Nachrichten von allen Verſchanzungen und Batterien auf dem Hundsrück geſchickt haben. Dieſe Verrätherei und nicht

---

Feſte eingeſchloſſen geblieben, behielt man ſie bis in den Sommer in einem am Fuß des Königſteins gelegenen Dorfe verhaftet, bis die Bemühung des Bruders einer der Unglücklichen, durch die Fürſprache einer hübſchen Frau bei dem K. v. P., deren Befreiung bewirkte. Man entließ ſie ohne Urtheil, ohne Rechtfertigung, ohne Entſchädigung für bittere Leiden — doch das war ja nur ein Tropfen in dem Strome, der damals fluthete. — Das kranke Kind, das mit den Uebrigen eingeſperrt ward, iſt — wie ich glaube — die einzige noch Lebende dieſer Gefangenen, ihr Säuglingsalter übertrug ihr keine Erinnerung dieſer Zeit, und ſo tauchen zahlloſe Leiden ins Meer der Vergeſſenheit unter! — Anm. von Th. Huber.

Cüſtine's Mangel an Talent iſt ſchuld am Rückzug. Dazu kommt, daß das Regiment Naſſau bei Bingen das Gewehr ſtreckte, und dann noch die übertriebene Eitelkeit der franzöſiſchen Offiziere, die je jetzt ſo ſchlecht ſind als die *** — und das will viel ſagen! — aber dabei viel prahlhafter. Cüſtine erhält nun das Commando der Nordarmee, ſtatt des braven Dampierre, den ſein Muth ins Panthéon françois promovirt hat. Wir haben 100,000 Mann in den revoltirten Provinzen, und man kann guten Nachrichten entgegenſehen. Die Partei, welche hier Unordnung und zügelloſe Ausſchweifungen treibt, ſcheint doch von den Departements gebändigt zu werden. Darüber wäre viel zu ſagen. Ich finde doch, daß die hieſige Jacobinergeſellſchaft ganz durch ihre heilloſen Führer verdorben iſt. Deine Freunde in Strasburg hatten alſo nicht Unrecht, daß auch Roland und ſeine Partei ihre Begünſtigungen für die Ihrigen zu weit trieben und alle Stellen mit ihren Creaturen beſetzten. Dies brachte die Andern auf, deren Herrſchſucht, Ehrgeiz und wilde Energie ſo groß iſt, daß ihnen jeder Weg zum Zweck erlaubt ſcheint. Sie trieben es und treiben es noch mit ſo wenig Behutſamkeit, daß ſie nun allen Credit in den Departements verloren haben, und in demſelben Maß ſteigt das Anſehen und der Muth der Mitglieder der ſogenannten rechten Seite, darunter denn freilich die einſichtsvollſten und talentreichſten ſind. Es iſt alſo Hoffnung da, daß es beſſer gehen wird als bisher. Der General Miranda iſt geſtern vom Revolutionstribunal losgeſprochen und in großem Triumph nach Hauſe geführt worden. Vielleicht übernimmt er wieder irgend ein Commando. Er iſt ein Mexicaner und wollte ſein Vaterland von Spanien losreißen, darum iſt er auch von dort entflohen, aber ſein Project wird er ſobald nicht aufgeben. Alle, die ihn kennen, wiſſen von ſeinen vielfältigen Kenntniſſen und ſeinem philoſophiſchem Kopf nicht genug zu rühmen — und zwar darunter Leute, die mit ihrem Lobe karg zu ſein pflegen; unter andern mein Schottländer Chriſtie.

Den 17. Mai.

Geſtern bin ich nach Mitternacht nach Hauſe gekommen und fand Deinen Brief vom 12. d. M. Ich theile Deine Empfindung und will, weil Du es wünſcheſt, nun an einer

Defenſionsſchrift ſogleich arbeiten, ohne mich um meine Papiere zu bekümmern; die Hauptſachen laſſen ſich doch ſagen. Ich verſtehe nicht recht, welche Vorwürfe von Ungerechtigkeiten man mir macht, wozu mich meine Partei gezwungen haben ſoll. Schicke mir doch das elende Ding, was Dir X. oder X. zugeſchickt haben mag — nicht, um es zu widerlegen, das verdienen ſolche feige Wortdreſcher nicht — ſondern um zu ſehen, was für Begriffe man den Leuten über mein Thun beizubringen ſucht. Es iſt eine jämmerliche Befriedigung ihrer Erbitterung, zu dieſen perſönlichen Schmähungen ihre Zuflucht zu nehmen, es iſt unmännliche Grauſamkeit, Dir, armes Weib, ſie in Dein anſpruchloſes Aſyl aufzudringen. Doch wenn Du es länger bedenkſt, wird es Dir verächtlich vorkommen. Was geſchehen iſt, läßt ſich nicht ändern, und alle Folgen müſſen wir jetzt unaufhaltſam daraus entwickeln ſehen; aber einem Jedem bleibt ſein Bewußtſein gegen die Ungerechtigkeit, und noch mehr gegen die Unwiſſenheit der Welt. Die Unwiſſenheit eigentlich iſt es, die Jeden, der mißhandelt wird, beruhigen muß, denn wie kann mir der etwas nehmen, der mir nie etwas zu geben hatte? ſeine Achtung hat ſo wenig Grund wie ſeine Mißbilligung und Mißachtung, denn er weiß nicht, worauf beide ſich gründen müſſen. Ich werde unſtreitig meinen Weg fortgehen; und ohne jetzt weiter vor mich ſehen zu können, als ein Wanderer bei Nacht und Nebel, will ich doch die Möglichkeit nicht aufgeben, zu unſrer allſeitigen Ruhe einſt noch beitragen zu können. Es muß wol eine ſeltſame Lage ſein, in der ich mich befinde, weil ſelbſt von denen, die keine Alltagsmenſchen ſind, keiner ſie begreifen will. Sie haben keinen deutlichen Begriff von der Unmöglichkeit, zu thun, was mir unmöglich wäre zu laſſen. Wer iſt denn der Herr v. Ch., der die Fragen in dem précis sur la révolution de Mayence *) ſo künſtlich zu ſtellen weiß, die Du ihm beantworten ſollſt? Wo hat der Mann die Infamie her, qu'on avoit forcé le souverain à fuir? So viel könnteſt Du ihm doch ſagen, daß damals, als er ſo ſchändlich floh, ihn nichts auf Gottes Welt, als ſeine ſchlecht bedachte Furchtſamkeit jagte, ſeine ganz grund-

*) Eine damals, wie man glaubte, von den Emigrirten verbreitete Brochure.

loſe Angſt, von den Franzoſen erwiſcht zu werden. Und was ſoll das Gewäſch heißen: justifier des étrangers qui, n'ayant d'existence dans ce pays, qu'en vertu de l'existence d'un souverain u. ſ. w. — Lieber Himmel! der arme Tropf meint wol gar, es exiſtire kein Souverain, wo nicht eine monarchiſche Verfaſſung gilt? Daß das Volk der Souverain ſein könne, ſcheint ihm noch gänzlich unbegreiflich zu ſein. Nach meiner Meinung kann man nirgend ſein qu'en vertu de l'existence du souverain; denn entweder hat das Land Einwohner, oder es iſt unbewohnt; im erſten Fall ſind ſie der Souverain, im zweiten bin ichs, ſobald ichs will, und nach und nach alle diejenigen, die dahin kommen. Die ganze Phraſe ſagt alſo nichts oder eine Albernheit. Ich werde ihm indeß den Gefallen nicht thun können, meine Erzählung franzöſiſch zu ſchreiben. Vielleicht könnte ich ſie überſetzen, wenn ich ſie deutſch fertig habe, eher denke ich aber ſicher an keine franzöſiſche Bearbeitung derſelben.

Ich bin einige Male im Schauſpiel geweſen, ich habe die Contat ganz herrlich ſpielen ſehen, in einem kleinen Stück: le mariage sécret. Mit Vergnügen ſah ich auch Voltaire's Tancrede, worin Saintſall den Tancred recht gut, und Mlle Fleury die Amenaide vortrefflich ſpielte; obgleich das hieſige ekle Publikum das Alles noch ſehr mittelmäßig findet und das Theater deswegen leer ſtehen läßt. Sie ſind durch noch größere Talente verwöhnt. Ich finde auch, daß nicht alle Forderungen erfüllt werden, aber die Leute ſpielen doch anſtändig, ſie verletzen nicht, wie bei uns, durch Gemeinheit und Ungeſchick. Adèle de Crecy mißfiel mir ſehr. Das Stück ſelbſt hat nicht Intereſſe genug und wurde durch das Wüthen der Schauſpieler verhunzt.

Ich will jetzt Anſtalt machen, einige hieſige Leute kennen zu lernen, um vielleicht allmälig bekannt zu werden. Chamort iſt mir ſehr gut; den ehrlichen Bernardin de St. Pierre habe ich einmal beſucht, er wohnt mir aber zu weit ab. Cüſtine, der Sohn, hat mir noch geſtern verſprochen, mich zu Condorcet zu führen, der zu Auteuil wohnt und blos zu den Sitzungen des Convents in die Stadt kommt. Es ſoll ein ſehr kalter Menſch ſein; ein ſehr guter Kopf iſt er unſtreitig. An Thomas Payne habe ich nicht viel gefunden; er iſt beſſer in

ſeinen Schriften zu genießen. Das Launige und Egoiſtiſche mancher Engländer hat er in einem hohen Grade. Sein ganzes Geſicht iſt feuerroth und voll purpurner Knöpfe, die ihn ſehr häßlich machen; ſonſt hat er geiſtreiche Züge und ein feuriges Auge. Einige Deutſche, die ſich hier aufhalten, kommen öfter mit mir zuſammen, unter Andern iſt ein Graf Schlabernborf aus Schleſien, der Dich, als Du als Mädchen mit Onkel Blumenbach reiſteſt, in Zürich geſehen hat, ein junger Oelsner, eben daher, der auch in Chriſtie's Hauſe bekannt iſt, ein junger Schwabe, Namens Kerner, der für die Hamburger Zeitung hier Nachrichten ſchreibt, ein Herr von W., den der Herzog von *** hergeſchickt hat, der auch ehemals als deſſen Geſchäftsträger hier accreditirt war, es bei der Republik aber nicht iſt, doch affectirt ſich zu wundern, daß man ihn nicht als eine persona publica behandeln will, übrigens ſehr jung, ein bonvivant, mit ungeheuerm embonpoint und breiten Schultern, was ihm bei den Engländerinnen die Reputation eines ſchönen Mannes zuwege bringt, die er mir doch nicht gerade zu verdienen ſcheint. Er hat eine Abneigung gegen die franzöſiſchen Weiber, die er affichirt und die deshalb wol nur erkünſtelt iſt, wahrſcheinlich haben ſie ihn nicht gemocht. Schlabernborf in dem geſetzten Alter von vierzig Jahren, iſt ein ſehr kluger, einſichtsvoller Demokrat und ein Mann von reifer Erfahrung. Er kennt Europa ſehr genau, beſonders England. Oelsner hat ſich hier viel Bekanntſchaften gemacht und viel Localkenntniſſe erworben, er weiß Alles mit dem rechten Ausdruck und Kunſtwort zu nennen, kennt den ton de conversation, iſt joli coeur bei den Damen und macht artige Bemerkungen mit einer Leichtigkeit, die an franzöſiſche grenzt. Die beſten Aufſätze in Archenholz's Minerva ſind alle von ihm. Der kleine Schwabe Kerner ſprüht Freiheit wie ein Vulkan, und iſt originell und gutherzig, wie ein junger Schwabe ſein muß, er hat Kopf und Energie. Dazu iſt er Dr. der Medicin.

An Dieſelbe.

Paris den 19. Mai.

Jch ſchrieb Dir das Vorige eben wie ich im Begriff war mit Chriſties nach Luciennes zu fahren. Wir ſpeiſten bei einem der hieſigen Bankiers, Le Coulteux, zu Mittag; er hat einen ſchönen Park neben dem Pavillon der Dubarri, worin es jetzt in der ganzen Pracht des Frühlings ganz herrlich zu ſpazieren war. Le Coulteux's Frau iſt, was man ſchön nennt, aber ihre Züge machen nicht den Eindruck, den minder ſchöne mit mehr Geiſt machen würden. Sie ſcheint indeß ſehr ſanft und gut, und nicht ohne Bildung. Jhre Mutter, die vermuthlich einſt viel ſchöner war als ſie, ſcheint eine ſehr intereſſante Frau und beſitzt ſehr ſolide Kenntniſſe nebſt einem während eines längern Aufenthalts in Jtalien geweckten Geſchmack in der Kunſt. Dieſe Familie hat ihre Banken überall; in Jtalien, in Spanien u. ſ. w. und die Weiber ſind bald hier, bald dort mitgeweſen, und haben mehrere Jahre in entlegenen Ländern verweilt. Die daraus entſtehende Bildung bei einer Anlage, die deren fähig war, läßt ſich abnehmen. Nach Tiſch fuhren wir nach Verſailles, wo wegen des Pfingſttags alle Waſſer ſprangen; es war ein überraſchend ſchöner Anblick, viele tauſend Menſchen, alle gut gekleidet und alle gleichwol aus der Klaſſe, welche man ſonſt le peuple zu nennen pflegte, um die prächtigen Baſſins ſpazieren zu ſehen; indeß dort Löwen, Drachen, Wallfiſche und Fröſche in allerlei Richtungen ihre Waſſerſtröme von ſich ſpritzten und die ſchönen ſchlanken Waſſerſäulen paarweiſe und auch einzeln zwiſchen ihnen emporſtiegen. Die Sonne, die zuweilen hervorblickte, machte dieſes Schauſpiel noch hinreißender. Die meiſten Anweſenden kommen zu Fuß von Paris, viele fahren auch daher, gehen aber alle zu Fuß nach Hauſe und bringen ganze Ladungen von Weißdorn, Ginſter, oder was ſie ſonſt von blühenden Sträuchern finden, nach Hauſe. Unter einer ſo großen Menge Menſchen, und zwar Franzoſen, war ich erſtaunt Alles ſo ſtill und ehrbar ablaufen zu ſehen. Man ſpazierte ſtillſchweigend und genießend in dem großen Garten umher. Es iſt aber auch nicht das erſte Mal, daß ich bemerke, wie der Geſchmack für lärmende Freude ſich bei dieſem Volk verloren hat; es iſt in Paris we-

nigſtens, und in dieſer Gegend, nicht mehr ein peuple qui danse et qui chante. Im ſüdlichen Frankreich mag das wol noch anders ſein. Unterwegs im Wagen las ich mit Miß Chriſtie die Chateaux en Espagne, ein ſehr niedliches kleines Luſtſpiel, das ich Dir bei Gelegenheit zu ſchicken wünſchte, falls Du es noch nicht geleſen haſt. Das Mädchen hat viel Leichtigkeit und Richtigkeit in ihrem Faſſungsvermögen, und ihre Ideen reihen ſich angenehm und ohne Zwang in der Converſation. Ich muß ſie zuweilen im Franzöſiſchen üben und habe dabei den Vortheil, mich wieder ganz in das Engliſche zu gewöhnen. Ueberhaupt wird mein Sprachtalent hier in Bewegung geſetzt; denn mit drei ſehr wackern Polen, die ich hier fand: Sulkowsky, Maiszewsky und Nagorsky, die mich ſehr lieb haben, komme ich öfters zuſammen und ſuche dann mein Bischen Polniſch hervor. Alle dieſe Leute knirſchen über den ſchändlichen Theilungstractat, wobei man ſo unverſchämt geweſen iſt, nicht einmal einen Vorwand zu brauchen, kein elendes Deckmäntelchen, ſondern geradezu zu ſagen: wir nehmen, weil wir können und dürfen. Der ſchwache König hat die Conföderation, an deren Spitze er war, und die ihm durch die Verfaſſung vom 3. Mai eine größere Gewalt gegeben hatte, als vor ihm kein König von Polen beſaß, geradezu an Rußland verrathen, und in dem Kriege, den die Polen gegen Rußland führten, und der denn doch mehr als 25,000 Menſchen auf beiden Seiten das Leben gekoſtet hat, Alles gethan, was ein an Rußland verkaufter Menſch in dem Poſten thun konnte. Der Lohn iſt nun da; man nimmt ihm wahrſcheinlich, außer dem größten Theil des Landes, den die Mächte unter ſich theilen, auch noch die Herrſchaft über das Uebrigbleibende. Der arme Menſch mag indeſſen wol einer kleinen Idee von Ehrlichkeit bei ſeinem Benehmen gefolgt ſein; denn was ihn dazu verleitet hat, war das Verſprechen, daß Rußland ſeine perſönlichen Schulden bezahlen würde. — Der ehrgeizige Felix Potocki, der die Gegenconföderation unter Rußlands Schutz machte und den armen König demüthigte, iſt nun ebenfalls Rußlands dupe, denn er hatte ſich weiß machen laſſen, die Höfe wären uneigennützig und würden nichts nehmen! Jetzt iſt er aus einem freien und übermächtigen polniſchen Magnaten ein bloßer ruſſiſcher Unterthan geworden; denn ſeine Güter liegen im ruſſiſchen Antheil. Niemand in ganz Polen iſt zufrieden, ſie ſehen ihre Fehler ein,

und Alles reift dort zu einer Revolution, ſobald nur die Lage der Sachen in Europa dazu Gelegenheit geben wird. Mit eheſten wird nun die Kaiſerin mit der Ausführung ihres ehrgeizigen Projectes gegen Konſtantinopel losbrechen; der Zeitpunkt, wo ganz Europa in Krieg verwickelt iſt, ſcheint günſtiger als je zuvor. Dieſe Räuberei im Großen kommt indeß Frankreich zu ſtatten, denn England muß endlich die Augen öffnen und inne werden, daß es Alles aufs Spiel ſetzt und vielleicht nichts erbeutet, indeß jene Alles gewinnen und zuletzt Europa Geſetze geben. Die Reihe kommt an Deutſchland, ehe es ſich die kleinen Fürſten verſehen.

An Dieſelbe.

Paris den 23. Mai 1793.

Die politiſchen Angelegenheiten ſehen ſchon wieder beſſer aus, wie es zu erwarten war. Die franzöſiſche Nation wird mit Deraiſonniren, Lachen, Schäkern, Zanken, Cabaliren, und mitunter Uebereilungen von aller Art, ihre Revolution ſicher und allen coaliſirten Mächten zum Trotz vollbringen. Das liegt im Charakter dieſer ſonderbaren Menſchen, die man vielleicht haſſen, aber nicht verachten kann. Ihre Bonhomie iſt ſo unbegreiflich wie ihre Fühlloſigkeit. Sie haben für die Engländer eine wahre Affenliebe, die durch nichts vertrieben werden kann, und die noch jetzt den hiergebliebenen Engländern zu gute kommt. Und in England erwidert man ihnen wahrlich nichts von dem Allen, nicht die dortige Regierung allein, ſondern der Nationalgeiſt ſtößt ſie von ſich. Je länger ich es beobachte, je merkwürdiger wird mir dieſes Volk und die jetzige Gährung. Nichts von Allem, was geſchehen iſt und noch jetzt beſteht, läßt ſich wegdenken; es mußte ſo kommen und wird noch äußerſt ſonderbar und unerwartet hergehen. Der Kampf der Parteien iſt unvermeidlich bei ihrer aufbrauſenden Hitze. „Warum decretiren Sie nicht," ſagte ich zu Isnard, „daß kein Mitglied murren oder Beifall klatſchen darf?" — „Aber hunderttauſendmal haben wirs decretirt und es hilft nichts. Eben ſo gut könnten wir decretiren, daß wir aufhören ſollen Franzoſen zu ſein." —

Isnard iſt ein ſehr geſcheldter und, wie ich glaube, ein guter Menſch. Er iſt jetzt Präſident.

An Dieſelbe.

Paris den 28. Mai 1793.

Um die Zeitung, die ich ſchreiben ſoll, habe ich mich rückſichtlich ihrer Verſendung gar nicht zu bekümmern. — Die Sache ſteht auch noch in weitem Felde. Auch fand ich bald, als ich Lebrun darüber ſprach, daß er nicht geſonnen ſei mich zu verſenden, und ich weiß mich hier und dort endlich zu beſcheiden, und zu vergeſſen, daß man mich auch noch für etwas Anderes als einen Zeitungsſchreiber halten könnte. Sollte ich wirklich noch etwas von der Art ſchreiben, ſo werde ich nicht ermangeln von den Provinzen zu ſagen, was ich erfahren kann. Deine Erinnerung, daß die Zeitungen faſt ausſchließend von Paris und nur immer von Paris ſprechen, iſt vom Auslande ſehr gegründet. Hier fühlt man, ſelbſt unbewußt, daß von dieſem Mittelpunkt aus aller Antrieb geht, und vergißt die Provinzen, oder begreift ſie mit inne, indem man ſpricht. Barnave iſt, ſo viel ich weiß, ruhig in ſeiner Provinz, zu Grenoble, wo er lange verhaftet war. Gewiß weiß ich nicht, ob er wirklich ganz freigeſprochen iſt. Er hatte ſich durch das Glück, von dem Hofadel, durch die Lameth begünſtigt zu ſehen, hinreißen laſſen. Die Lameths hatten ungeheure Beſitzungen in Weſtindien und wollten die Freiſprechung und die Theilnehmung der farbigen Leute an den Bürgerrechten nicht. Barnave hatte das Decret vorzüglich ausgewirkt, welches ſie den Weißen völlig gleichſtellte, und eben er ſetzte hernach den Widerruf deſſelben zum Vortheil ſeiner neuen Freunde durch, der ſo viel Blutvergießen in St. Domingo verurſacht hat. Allein dafür hatten ihm auch die Lameths eine femme de la première qualité zur erklärten Maitreſſe gegeben — und man weiß, daß das bei dem hohen franzöſiſchen Adel einer vollkommenen Aufnahme in ihren Schooß gleich galt. Von nun an durfte er ſich als einen von ihnen betrachten, und alle ihre Rechte, ſelbſt die conventionellen der Geſellſchaft, die doch ſonſt gegen alle Geringbürtige ſo zertretend — auch hier — waren, ohne Beſorgniß mit ihnen thei=

len. Seine Seele widerſtand dieſem Zauber nicht. Die Königin hat wahrſcheinlich nicht auf ihn gewirkt, nicht auf ihn wirken wollen, und wahrſcheinlich es auch nicht nöthig gehabt.

An Dieſelbe.

Luciennes den 2. Juni 1793.

Ich bin geſtern mit Chriſties wieder hierher gekommen; wir wohnen bei Le Coulteux, wo wir ſchon einmal waren; ſeit zwei Stunden laufe ich ſchon allein im Garten umher, indeß Alles noch ſchläft, und laſſe mir von den hundert Nachtigallen vorſingen, wie ſchön die Natur ſei, wenn man nicht denkt, ſich nicht erinnert, ſondern blos im Augenblick der Gegenwart lebt. Ich habe erſt geſtern Deinen Brief erhalten; denn wegen der Unruhen in Paris*) iſt die kleine Poſt nicht abgegangen und ſo kam er ſpät in meine Hände. Jetzt iſt Alles wieder ruhig, weil nirgend Widerſtand war. Die Gemeine von Paris beherrſcht den Nationalconvent unumſchränkt und ſchreibt ihm Geſetze vor. Die dazu erforderliche Grimaſſe nennt man hier eine Inſurrection. Man weiß wirklich nicht, ſoll man weinen oder lachen bei dieſen Auftritten? Die klügſten Köpfe, und ich glaube zugleich die tugendhafteſten Herzen unterliegen den Ruheſtörern und Intriganten, die unter der Larve der Volksfreundſchaft ſich bereichern und ſich zu Herren von Frankreich machen wollen. Hätte man alles das aus der Ferne wiſſen können! Doch das iſt eine eitle Betrachtung! Wer ſagen kann, daß er nach ſeiner jedesmaligen Einſicht und nach ſeinem Gewiſſen handelt, kann ruhig ſein.

Paris den 4. Juni 1793.

Die Lage der öffentlichen Angelegenheiten hat mich auf die ernſthafteſte Ueberlegung meiner eignen Ausſichten gebracht. Ich ſehe hier keine Möglichkeit anzukommen, ſo daß ich ſicheres und reichliches Brot hätte; die Zeitungsredaction, womit ich nun

---

*) Der Sturz der Gironde und die Verhaftung oder Aechtung ihrer Mitglieder fand in dieſen Tagen ſtatt.

endlich anfangen ſoll, iſt ein elender Nothbehelf, und zu andern gelehrten Ausarbeitungen iſt ohne Hülfsmittel keine Vorkehrung zu treffen; ob ich je etwas von meinen Papieren in Mainz wiederſehe, iſt ſehr die Frage, und ohne ſie bin ich nicht im Stande, in der Linie der Literatur, die ich mir zum eignen Wege gebahnt hatte, fortzuſchreiten. Man bietet mir hier an, mich auf Buchdruckerkunſt zu legen und in England die Direction einer Buchdruckerei zu übernehmen; dieſer Vorſchlag gefällt mir zwar ſehr, allein ich ſehe deutlich, daß er mich in eine gräuliche Abhängigkeit verſetzt, wenn nicht noch intereſſirtere Abſichten damit verbunden ſind. Könnte ich dagegen vier bis fünfhundert Pfund Sterling irgendwo aufbringen, oder wären es auch nur dreihundert, ſo lernte ich hier Perſiſch und Arabiſch und ginge über Land nach Indien, um neue Erfahrungen heim zu bringen und als Arzt nebenher mein Glück in einigen Jahren zu machen. Zu 300 Pfund Sterling, ſo etwas durchzuſetzen müßte B. mir leicht verhelfen können. Ich denke, wenn 20 Freiheitsfreunde in England zuſammenträten und für einen Mann, der ſeine ganze bürgerliche Exiſtenz der Freiheit (und wäre es auch unter irriger Vorausſetzung) aufgeopfert hat, jeder eine Kleinigkeit hergäben, ſo wäre das noch nicht verlorenes Geld, im Fall ich mit Kenntniſſen ausgerüſtet zurückkäme, die auf unſere Wiſſenſchaften einiges neue Licht würfen. Ganz neue Gegenſtände, ganz fremde Bilder, Bewegung, Beſchäftigung, Ungemach und ſelbſt Gefahr — dies zuſammengenommen mit dem Bewußtſein, nützlich zu arbeiten, und mit dem Genuß, in einem Fach des menſchlichen Getriebes mich herumzutummeln, das meinen Kräften, Kenntniſſen und meinem Geſchmack angemeſſen iſt, müßte mir unfehlbar für mein verletztes Gefühl heilenden Balſam gewähren. Ich könnte vier bis ſechs Jahre ausbleiben, oder noch länger, ohne zu alt zum Genuß des Ueberreſts meines Lebens in die Arme meiner Kinder zurückzukehren, und indem ich ſie glücklich wiederfände, für die Erfüllung Deiner mütterlichen Pflicht auch Dir einen dankbaren Freund wieder zuzuführen.

Hier iſt Alles ruhig. Was man hier in dieſen Tagen einen Aufſtand nannte, war keiner, ſondern eine Maſchine, die der Gemeinderath in Verbindung mit Denen vom Berge und den Jacobinern ſpielen ließ, um endlich ihren großen Anſchlag gegen die 22 Mitglieder der Gironde, die ihnen ſo gehäſſig ſind, durch-

zuſetzen. Die Feigheit des Nationalconvents war ſchuld, daß es ihnen gelang. Nun thut jene Partei, was ſie will. Ich erwarte Alles, was Leidenſchaften in einer Republik, und zumal einer gährenden, bei verderbten Zeitläufen vermag. Ich werde mich nicht wundern, wenn eine einzelne Herrſchaft zum Vorſchein kommt, ehe man ſichs verſieht. Aber wie bald wird ſie in ihr Nichts zurückſinken! Das beſte Mittel, die Blöße elender Menſchen aufzudecken, iſt dies, ſie auf die Höhe ſteigen zu laſſen, wo nur ihre eigne Tugend ſie halten kann. O wie ſchnell werden ſie ſtürzen! Es wäre jetzt nicht unmöglich, obſchon es nicht wahrſcheinlich iſt, daß die auswärtigen Mächte tiefer als voriges Jahr in Frankreich eindrängen, ja ſie könnten ſogar Paris nehmen, und die Republik wäre darum doch nicht verloren. Ich bin im Gegentheil feſten Glaubens, daß ſie endlich Wurzel faſſen und Beſtand haben wird. Ihre Dauer hängt weder von den Fortſchritten der Armeen noch von dem Nationalconvent ab. — Condorcet iſt furchtſam wie Alle. Er arbeitet jetzt an einem neuen, abgekürzten Conſtitutionsplane, der in acht Tagen fertig ſein ſoll und dann wahrſcheinlich in Maſſe genehmigt werden wird. Danton hat den Berg gewißlich nicht verlaſſen; ich könnte darüber wol mündlich referiren, aber nicht ſchreiben.

An Dieſelbe.

Paris den 14. Juni 1793.

Ich hoffe, die Leute, bei denen Du biſt, haben mehr Herzlichkeit und mehr wahres Gefühl als ihre Angehörigen hier. X. iſt mir nach ſeinen Anſichten und Betragen einer der herzloſeſten und beſchränkteſten Egoiſten, die ich je geſehen habe, und ein ſo entſchiedner Freund des Deſpotismus, wie man ſein muß, wenn man als Kaufmann nicht große Ideen und Ueberſichten von dem Zuſammenhange der Menſchheit bekommt, ſondern Alles aufs Schachern und Scharren reducirt. Sein Compagnon und deſſen Frau ekeln einen an mit ihrer hochmüthigen Ariſtokratie, denn die Miſanthropie der Frau X—r iſt weiter nichts als Freiheits- und Gleichheitshaß. Die Nothwendigkeit, nicht

zu glänzen, ſich nicht unterſcheiden zu dürfen, macht dieſe Leute wüthend, und dieſelbe Urſache, die dieſe Leute zu Anfang der Revolution zu glühenden Patrioten machte, weil ihre Klaſſe damals emporkam, macht ſie jetzt zu Verſchwornen gegen den Staat, wo ſie nicht mehr die Ariſtokratie des Reichthums zeigen können. Alles, was dem König anhing, wird von ihnen vergöttert, ſie trägt ein Läppchen Tuch von ſeinem letzten Rock in ihrem Ringe verborgen; ſelbſt ungläubig huldigt ſie doch dem Aberglauben, hängt dem Magnetismus eifrig und blind an und ſteht mit den bigotteſten Leuten in der engſten Verbindung *). Er iſt ein ſpeculirender Kaufmann, der immer über ſchlechte Zeiten klagt und unter dieſer Decke beſtändig fort die Aſſignate benutzt, um Güter und Häuſer wohlfeil zu kaufen und theuer zu verkaufen. Seine Verſatilität und ſein mit Jdeen aus allen Fächern meublirter Kopf, der nie einem Grundſatz acht Tage lang, oft nicht 24 Stunden lang, treu bleibt, hindert ihn doch nicht an dieſem herzloſen kaufmänniſchen Geizen. Mit einer gewiſſen kranken Lebhaftigkeit, die anfangs einnimmt, und einer ſchweizeriſchen Energie und Maſſivheit in der Phantaſie, fühlt der Menſch im Grunde nichts als ſein Bedürfniß, unaufhörlich etwas Anderes zu treiben, und bei einer Terminologie und Phraſeologie, die beinahe Gründlichkeit ſcheinen könnte, hat er weder für Kunſt noch Wiſſenſchaft Sinn, ſondern betet immer nur ſeine Sentenzen her.

Jch ſollte dieſer Tage mit einem kleinen Auftrag verreiſen, weiß aber noch nicht, ob es zu Stande kommen wird, auch nicht wenn, wohin, wie lange; aber gewiß nur auf ſehr kurze Zeit. Während der Zeit muß ich Verzicht auf Nachrichten von Dir thun; ſchreibe aber dennoch hierher an meine gewöhnliche Adreſſe, ſo finde ich die Briefe bei meiner Rückkehr. Jch werde

*) Von dieſer guten, ganz aus Gefühl und Phantaſie zuſammengeſetzten, nun längſt verſtorbenen Frau iſt ein Brief derſelben an Forſter's Gattin vorhanden, deſſen Jnhalt einen Wink über den Zuſammenhang der damaligen Erſcheinungen gibt. Dieſe ſchwärmeriſche Verehrerin Ludwig's XVI. erwähnt darin mit andächtigem Entzücken des Beſuchs der frommen Verſammlungen einer während der Schreckenszeit in Paris figurirenden Prophetin und Seherin, Katharina Theos mit Namen; ſie ward mit myſtiſchen Redensarten und Erläuterungen von den Thoren, die ihr nachliefen, auch Robespierre's geiſtige Mutter genannt, von ihm beſucht und von ſeinen unſinnigſten Anhängern verehrt.

ſo regelmäßig nicht ſchreiben können, aber doch ſo oft es die Umſtände geſtatten. Vielleicht werde ich durch dieſes Mittel Denen bekannt, die jetzt hier Alles vermögen. Kann ich Gutes wirken, ſo gilts mir gleich, durch wen und mit wem. Ich werde meine Grundſätze nicht verleugnen. Uebrigens ſtehen die Sachen auf dem kritiſchen Punkt, wo ſie ſeit 1789 noch nicht geweſen ſind. Es iſt mir jetzt nicht mehr ganz unwahrſcheinlich, daß eine gräßliche Spaltung entſtehen könnte. Iſt es das, worauf Deine Umgebungen ſich freuen? Ich bitte Dich, laß mich genauer wiſſen, was man für Hoffnungen hatte und wie man ſich jetzt gebehrdet. Denn das iſt mir keineswegs gleichgültig. Ich tappe nicht gern im Finſtern, wenn ich Licht haben kann. Daß etwas im Werke war, wirſt Du jetzt aus den Zeitungen wiſſen *), und es kommt mir Alles darauf an, ob man die Sache für gelungen oder mißlungen hält, auf die man mit ſo gottloſem Triumph zählte. Und man zählte darauf? und für wen intereſſirte man ſich? und mit wem hält mans dort? Das Alles laß mich ſo bald als möglich und umſtändlich wiſſen. Du kannſt auf keine Weiſe beſorgen, daß ich Dich compromittire. In Deinem letzten Briefe ſchreibſt Du, daß meine Ankunft in Neufchatel Eure Freiſtätte ſtören könnte. Ich möchte gern wiſſen, inwiefern, und was man darüber vorausbeſtimmt. Ich habe wahrlich keine Idee, dahin zu kommen, da Lauſanne, Genf, Pontarlier ſo nahe ſind, aber es iſt doch gut zu wiſſen, wie weit die Leute in ihrer Kleinlichkeit gehen. Vielleicht können Jahre verſtreichen, ehe ich Euch ſehe. Mein oſtindiſches Project gebe ich noch nicht auf. — Der arme Leuchſenring und ſeine Frau, das ehemalige Fräulein von Bielefeld, leiden hier wirklich Noth. Ich habe ſie geſtern und vorgeſtern geſehen, und ſie haben mich innig gedauert. Könnt' ich doch nur zuerſt für mich etwas ausrichten, damit ich nachgehends kräftig für ihn ſprechen dürfte! Schlaberndorf iſt der einzige Menſch, den ich hier liebgewinne. Sein Charakter iſt durchaus edel, ſein Herz rein und gut, ſein Kopf nicht brillant, aber reich und richtig und hell denkend; er iſt der praktiſchſte Philoſoph, den ich noch gekannt habe. Seine große Erfahrung und ſeine Kenntniſſe neben unendlicher Beſcheidenheit, Sanftmuth und Feſtigkeit erfreuen mich.

*) Dieſer Vorgang betraf den Sturz der Girondiſten.

An Dieſelbe.

Paris den 23. Juni 1793.

Dein Brief vom 17. klagt über das Ausbleiben meiner Briefe, liebe Frau; allein ich vermuthe, Du wirſt ſeitdem einige erhalten haben, denn ich ſchreibe ziemlich regelmäßig meiſt einmal, zuweilen auch zweimal die Woche. Der nächſte Brief, den Du bald nach Abgang des Deinigen bekommen haben mußt, enthält unter andern eine kleine Ueberſetzung von Petrarca's Vaucluſe und Bemerkungen über J. und Schw., wovon, wie es mir jetzt noch vorkommt, die beiden letzten ein wenig zu ſtreng waren. Ich thue nicht gern Jemand Unrecht und nehme gern zurück, wo ich zu viel ſage. Wir verſtehen uns wol, dieſelben Züge von verſchiedenen Seiten betrachtet, können ſehr verſchieden ausſehen, und daher können auch ſehr abweichende Schilderungen von einer und derſelben Perſon zu gleicher Zeit wahr ſein. Ich habe alſo nicht ſowol falſch, als blos einſeitig geurtheilt. Wenn harte Urtheile immer auf dieſe Art unterſucht würden, wie leicht ließe ſich Einſeitigkeit und Parteilichkeit vermeiden! — Ich weiß Dir nicht wol über Deine politiſchen Empfindungen zu antworten. Daß unſere Freiheitsliebe ſich nicht von der franzöſiſchen Revolution her datirt, iſt ſehr wahr; ich hoffe auch, ſie würde nicht vergehen, wenn ſelbſt die Menſchheit noch nicht reif dazu wäre; denn wahr iſt es, daß Erziehung, Umſtände, Laufbahn, Auszeichnungen gerade bei uns dieſes hohe Freiheits- und Unabhängigkeitsgefühl gewirkt haben, welches der gemeine Mann, zumal in Deutſchland, auf keine Weiſe erlangen kann. Unſere Geiſtesfreiheit, eigentlich die wahre, zu welcher äußerliche Freiheit nur das Mittel ſein kann, hebt uns ſogar, vermöge eben jener Vorzüge, die wir glücklicherweiſe genoſſen haben, über Menſchen unſres Standes faſt überall hinweg, und ſo viel Befriedigendes dies auf einer Seite haben kann, ſo ziemlich iſts auf der andern zu ſehen, wie weit die Menſchen mehrentheils vom Ziele entfernt ſind, wohin ſie kraft ihrer Anlagen hätten kommen ſollen. Deine Empfindungen beim Anblick der Kokarde ſind mir gegenwärtig, ſo wenig Eindruck ein ſolches Abzeichen hier macht, wo keiner ohne daſſelbe geht. Wo und wie wir ſie ſonſt ſahen — das iſt eigentlich, was die Empfindung ſo rührend macht. Ich kann ohne Thrä-

nen kaum an Mainz denken, — aber auch nicht an Wilna. Heute habe ich von dem jungen Nagorsky Abſchied genommen, der übermorgen früh nach Genf geht; er nimmt eine Kleinigkeit für Dich mit, und ſobald er angekommen iſt, wird er Dir ſchreiben, um Dich zu fragen, an wen er ſie dort abgeben kann, damit Du ſie gleich und ſicher erhältſt. Es iſt ein ſehr ehrlicher Menſch, der ein ſehr gutes Herz hat und mir ſehr zugethan iſt. — Ich danke Dir herzlich für jede kleine Nachricht von meinen Herzenskindern. Da ich ſie nicht um mich haben kann, gibt es keinen beſſern Erſatz als die genaueſte Nachricht von ihrem Treiben und Wohlſein. Röschens Hände werden mit der Zeit noch wohl werden, und übrigens iſt ſie ja ſonſt hübſch genug. Kläre wird, wie ich ſehe, ein trefflicher Tartar, oder vielmehr eine portion du souverain, die ihre Portion von Souverainetät zu behaupten weiß. — Nicht weniger danke ich Dir für die Schilderung der Frau von **. Sie muß äußerſt intereſſant ſein, wiewol ich ſie nach der Beſchreibung eher einem jungen Weibe, als Männern gefährlich halten muß und daher Deine Vorſicht ſehr billige. Ich bin wahrlich nicht ein Kopfhänger, und vielmehr geneigt, mit tauſend Abweichungen von der Regel alle erdenkliche Nachſicht zu haben; allein ich weiß auch über alle Maßen zuverſichtlich gewiß, daß nichts leichter verloren iſt, als die Reinheit des Gefühls, das ſchönſte, beſte Geſchenk des Himmels, und, daß ichs mit Offenherzigkeit und Erfahrung, — die hier nichts Perſönliches hat, — hinzuſetze, je edler das Weſen iſt, das ſich ſo wie Fr. v. ** ihrem Gefühl blindlings und ungeprüft überläßt, je leichter geräth es auf einen unnatürlichen Abweg, der es für jeden reiner und einfacher Empfindenden widrig machen muß. Ein roué unſers Geſchlechts iſt häßlich, eine weibliche rouée iſt gräßlich für einen Mann. „Alles Gute verſchliffener, alles Böſe böſer.“ Was hilft da noch die Geiſtesfülle? Ich ſehe nur Mißbrauch der Vernunft, des Wiſſens und Könnens, der immer bei zügelloſem Gefühl ſtattfindet. Daß ſie menſchlich handelt und empfindet, wo ihre Begierden nicht mit im Spiele ſind, iſt das Bedürfniß jedes richtigen Verſtandes, der ſo thätig iſt, wie der ihrige ſein muß; daß ſie anziehend iſt, beweiſet, was ſie hätte werden können, wenn ſie auf ihr Herz ſtrengere Aufſicht gehabt hätte; daß ſie endlich unglücklich iſt, rührt von den Forderungen her, die ſie an die Welt gemacht hat, zuſammenge-

nommen mit dem Umſtande, daß Niemand es wol unternommen haben mag, ſie auf ſich ſelbſt und das Willkürliche ihres Thuns und Laſſens aufmerkſam zu machen. Je weniger Menſchen mit ihr Uebereinſtimmung hatten, deſto ſorgſamer hätte ſie ſein müſſen, ſich zu prüfen und die Berührungspunkte aufzuſuchen, bei denen ſie keine Gefahr lief, getäuſcht zu werden. Sie ward betrogen, aber der ſtürmiſche Gang ihres Herzens läßt vermuthen, daß Mancher auch über ſie Klage zu führen hatte, ſo gut wie ihr Mann. Da ich es nicht in meiner Art finde, unbeſtändig zu ſein, kann ich über das Bedürfniß dazu nichts ſagen, als daß es mir in einem Weibe empörender dünkt, als in einem Manne. — Die Correſpondenz zwiſchen Narbonne und Braunſchweig kenne ich gar nicht. Ich möchte ſie gern erhalten. Aber wie? So auch Winkelmann's Defenſionsſchrift. Ich habe neinen Auftrag, von dem ich in einem meiner vorigen Briefe redete, nun wirklich erhalten, aber der Tag zur Abreiſe iſt noch nicht beſtimmt. Sobald ich kann, ſollſt Du wiſſen, wo ich bin, wenigſtens bleibe ich in Frankreich, Du kannſt alſo ruhig ſein. Meine Geſundheit hält ſich ganz gut und würde es noch beſſer, wenn die Witterung leidlicher wäre. Es iſt in dieſen Tagen erbärmlich kalt geweſen; Alles mußte Feuer anmachen. Mein Kreis von Bekanntſchaften erweitert ſich nicht. Ich habe kein Wohlgefallen an den Menſchen, und ich weiß ſelbſt nicht, wie der Tag mir unter den Händen verſchwindet. Bei dem Schottländer Chriſtie bin ich täglich, weil man mich gern ſieht. Das artige Mädchen, die Schweſter, hat eine Herzensangelegenheit, die vermuthlich nicht nach dem Sinne der Familie ſein mag. Der Schatz iſt in England, und ſo viel ich gehört habe, ein ſchöner junger Franzoſe, der ehedem ein Adjutant von Lafayette war. Iſt das nicht ſehr unglücklich? Sie hat ausnehmend viel Sanftes und ſtill empfindend Vernünftiges, ſpricht mit Theilnahme von Allem, raiſonnirt mit Geläufigkeit, ſehr niedlich und zuweilen originell, ohne Vorurtheil, mit viel Imagination und Gedächtniß. Dabei iſt ſie von ſchwächlicher Geſundheit, lieſt gern und allerlei, ſingt ein wenig, aber juſt nicht zum beſten, ſpielt ein paar Noten, näht allerlei, geht gern in die Komödie und ſpazieren, läßt ſich den Hof machen, aber ohne alle Ziererei und Eigenſinn. Ihre Herzenslage gibt ihr etwas Kaltes, Abgeſpanntes, obwol ſie ſehr heiter und fröhlich ſein kann; aber immer iſt etwas ſo Abgeſchiedenes, Ge-

trenntes auch darin, ſie gibt ſich nie hin. Ihr Gefühl iſt ſehr einfach und rein, bei Kindern beſonders rege. Ein ſolcher Umgang iſt mir immer etwas werth; ich glaube Dir ſchon einen Wink gegeben zu haben, daß die Schwägerin und der Bruder wol ein Plänchen mit dem andern verbunden haben könnten, und das Buchdruckerproject auch noch auf eine andere Art durch häusliche Verhältniſſe zu befeſtigen gedacht haben mögen. Daß daraus nichts werden kann, ſiehſt Du ein, ob ich gleich gemerkt habe, daß Miß ſehr geneigt geweſen iſt, vernünftig zu handeln, wie man das nennt. Daraus entſteht auch weiter nichts Schlimmes, denn ich habe meine Denkungsart hinlänglich an den Tag gelegt, und es ſcheint beruhigend gewirkt zu haben. Seitdem man mich abſichtslos kennt, darf man freier von ſich und ſeinen Leiden ſprechen. Eine andere Bekanntſchaft hab ich neulich bei Onfrois erneuert, mit einem herzensguten Weibe, die mir, als ich vor drei Jahren hier war, das Zahnweh, das raſendſte, das ich je hatte, vermittelſt einiger Tropfen auf Baumwolle, curirte. Sie iſt hübſch und erſtaunlich herzlich, ohne beſondere Bildung, obwol nicht ohne natürlichen Verſtand. Die Onfroi hat ſie an einen Mann verheirathet, der ein gute, einträgliche Stelle unter der alten Regierung hatte und ausdrücklich eine Frau ohne Vermögen haben wollte. Jetzt hat er ſeine Stelle verloren und muß ſich ſehr einſchränken; dennoch iſt man glücklich und ich war zufällig Zeuge der Freude des Wiederſehens. Der Mann kam denſelben Abend aus der Vendee zurück, wo er in Lebensgefahr geweſen war. Sie haben keine Kinder. Ich habe mir das Vergnügen gemacht, das Pantheon zu ſehen, oder die ehemalige St. Généviève-Kirche. Es iſt bei einigen Fehlern dennoch ein herrliches Denkmal der Baukunſt; ich war ganz entzückt und im unterirdiſchen Gewölbe, wo die Särge von Voltair und Lepelletier ſtehen, war mir herrlich ſchauervoll zu Muthe. Mirabeau iſt auch noch da, aber in einer vor dem Auge der Welt verborgenen Gruft, wo er verdeckt (voilé) bleibt, bis ein Decret über ihn entſcheidet. Auch dies hat etwas dunkel die Seele Ergreifendes, wenn man an Ort und Stelle iſt; man hört von dieſen Ueberreſten ſprechen, als wärens noch die Menſchen, und ich ſah ſie nächtlich umherwandern und ſich freundlich beſprechen in der Halle des Gewölbes. In vier Jahren wird das Gebäude vollendet ſein, denn alle Embleme, die auf Religion Bezug hatten, werden gegen ſolche vertauſcht, welche

die Republick betreffen. Die jetzige Lage der öffentlichen Angelegenheiten iſt ſchwer zu ſchildern, und ſelbſt den Häuptern iſt der Ausgang noch verborgen, den Alles nehmen wird. So wie es iſt, kanns nicht bleiben. — Das Beſte iſt, daß unſre Grenze überall gedeckt iſt und die preußiſche und öſtreichiſche Armee ſchon wieder anfangen, Noth, Mangel und Krankheit zu leiden. Mainz hält ſich wacker, ſo auch Condé und Valenciennes. Nur die Rebellen machen uns noch zu ſchaffen, aber ſie werden endlich auch untergekriegt werden. Die zwei großen Parteien im Staate machen alles Unheil, doch offenbar iſt die jetzt herrſchende ſchon in der größten Verlegenheit, und ſelbſt ihr verzweifeltes Lieblingsmittel, das Metzeln, wird nichts helfen. Lebrun hat nun einen Nachfolger; Du findeſt ſchön, was die Lütticher gegen ihn vorbringen, weil Du ſie nicht kennſt. Er iſt ein einſichtsvoller Mann und der einzige, der an ſeinem Poſten hätte bleiben ſollen, nur etwas zu ſchwach und furchtſam, aber ehrlich und wohlmeinend! Der jetzige weiß gar nichts von auswärtigen Angelegenheiten, aber freilich ein echter Hoſenloſer iſt er, und die haben jetzt la science infuse. — Ueberhaupt iſt es kaum möglich, nachdem man drei Monate lang hier als Zuſchauer gelebt hat, mit Enthuſiasmus von dem, was vorgeht, zu ſprechen oder zu denken. Ueberall guckt hinter den ſchönſten Rednerkünſten nur Eigennutz hervor, einige Wenige ausgenommen, die redlich das Gute wollen und daher den Herrſchſüchtigen gerade am verhaßteſten ſind. Unter den Gefangenen ſoll es wirklich einige ſehr rechtſchaffene Menſchen geben. Eine Schande der Revolution iſt das Blutgericht, ich mag nicht daran denken. Wenn dieſe Auftritte vorüber ſind, überſieht man ſie in der Geſchichte, um der heilſamen Folgen willen, die man zwar nicht durch ſie, aber nebenher durch die Revolution erlangte, aber der unmittelbare Eindruck iſt ſchauderhaft und für die Zeitgenoſſen iſt das Schauſpiel oft zu ſtark. Wir werden vielleicht in ruhigern Zeiten von dieſen Dingen reden können. Wollte der Himmel, ich könnte Euch bald irgendwo ſehen, aber vor der Hand iſt Alles ungewiß und wankend. Mein Project, nach Indien zu gehen, iſt in ſehr weitem Felde. Man lebt jetzt nur von einem Tag zum andern. Ich habe ziemliche Unabhängigkeit erlangt, indem ich nicht achte, was aus mir wird. So lang ich bin, bin ich ſelbſt, und damit laſſe ich mir jetzt genügen. Man ſagt in den Zeitungen, auf des Kurfürſten von

Mainz Fürbitte wären einige Gefangene zu Königſtein losgelaſſen worden. Iſt das wahr? und wer ſind die Begünſtigten?

An Dieſelbe.

Paris den 26. Juni 1793.

Weisheit und Glück ſind unverträgliche Dinge, wenn die Weisheit nicht ihr eignes Glück in ſich hätte, wobei man ſich allenfalls noch in die Schickſale der Welt finden kann. Laß uns nur ſorgen die Einfachheit und Reinheit unſrer Gefühle zu erhalten, damit wir unſre Empfänglichkeit nicht einbüßen. Mit ihr bleibt uns in den traurigſten Tagen eine unſchätzbare Summe froher Augenblicke des ſchönſten Naturgenuſſes. Ihren Eindrücken offen, entgeht uns nichts Großes, nichts Schönes, nichts Gutes, nichts Rührendes im Weltall, ohne daß die Saiten unſers Herzens davon erklingen. Wenn uns der Zufall einen Erddurchmeſſer von einander trennte, wären wir mit ſolchen Grundſätzen immer Einer des Andern gewiß, und zugleich gewiß, daß wir unſers Gleichen weit und breit nicht antreffen können. Ich lebe mit guten, gefühlvollen, feinen, gebildeten, klugen, vernünftigen Menſchen, aber ich finde uns nirgends — und laſſe es gut ſein, wenn ihre Art zu ſehen, zu empfinden, zu ſchließen, in dem Augenblick wo ſie glauben dicht an mir zu ſtehen, ſie himmelweit von mir wegrückt. Ich kann mich in ihren Geſichtspunkt, in ihren Ideenkreis verſetzen; ſie ſich nicht in den meinigen. Der Punkt, in dem der Privatmann Staatsglied wird, ſcheidet uns auch oft. Ich verzeihe Verbrechen und ſie beſtrafen Irrthümer; oder umgekehrt. Ich finde an gewiſſen Fehlern entſcheidende Merkmale der Verworfenheit, und ſie können Laſter überſehen, wenn ihre Partei dabei keine Gefahr leidet. — Weil ich nun eben auf Politik gekommen bin, will ich Dir doch noch ſagen, daß dem Beobachter jetzt hier ein großes Feld offen iſt. Erinnerſt Du Dich aus den erſten Bänden des Gibbon der Schilderung des römiſchen Reichs, als es ein Raub der prätorianiſchen Garden war? ſo wie damals in Rom, ſieht es jetzt hier aus. Nie hatte die Tyrannei ſo viel

Unverſchämtheit, ſo viel Ausgelaſſenheit, nie wurden alle Grundſätze ſo mit Füßen getreten, nie herrſchte Verläumdung mit ſo zügelloſer Gewalt. Dieſe Periode muß überſtanden werden, und die Nation wird ſie überſtehen; aber der Kampf iſt vielleicht noch ſchwerer, als man ſichs vorſtellt. Wahr iſts, die Herrſcher können hier nicht feſten Fuß gewinnen: kaum hat eine Partei die Macht in Händen, ſo macht ſie ſich durch Mißbrauch derſelben verächtlich und gräbt ihr eignes Grab. Eine ſo allgemeine Verabſcheuung, wie jetzt gegen die Herrſchenden ſtattfindet (von Seiten ihrer Satelliten ausgenommen), habe ich noch nie wahrgenommen; allein ſie rächen ſich durch die Macht, die ſie in Händen haben. Und ich ſtehe nicht für einen Abſchied wie der der Medea, ehe ſie von der Bühne abzutreten gezwungen werden. Indeß iſt nun ganz Frankreich einſtimmig gegen ſie erklärt, denn was ſie ſchreien und affichiren, das wollen ihre Gegner im Ernſt: Einheit der Republik und echte Freiheit. Sie wird auch eins bleiben, ſobald die Kriſe vorüber iſt. Können wir die Rebellen bezwingen, die man bisher leider nicht bezwingen wollte, ſo bleibe ich bei meinem Satz: wir brauchen die auswärtigen Feinde nicht zu fürchten. Ich glaube nicht, daß Alba's Geiſt in den Cabinetten herrſcht. Dieſe Menſchen könnten kaum Alba's Schreiber ſein. Blutdurſt und blinde Wuth? ja! — doch das iſt nicht der zehnte Theil von Alba. Man muß auch die Mittel zum Herrſchen wiſſen, muß ſie anzuwenden und Plane zu ſchmieden wiſſen. Wir beurtheilen oft die Menſchen unrichtig, die am Ruder ſitzen. Es iſt nicht ſowol gänzliche Unfähigkeit, wie ich ſonſt wol glaubte, als ſinnliche Trägheit zur Arbeit, die ** zu einem ſchlechten Regenten macht. Der Mann hatte doch Gedanken und Ordnung. Katharine iſt, ihren Ehrgeiz abgerechnet, gewiß auch größer, als man ſie gewöhnlich unter den beſſern Menſchen gelten läßt; ihr Ehrgeiz ſelbſt iſt ſo rieſenmäßig, daß er einen größern Geiſt verräth. Bei ihr iſt es nur das falſche Princip, daß man die Menſchen zu ihrem größern Glück an Ketten ſchleppen müſſe, was ſo auffallende Erſcheinungen bewirkt. Ihre Vorſtellungsart hat etwas Helles, Großes, Umfaſſendes, ihr Geiſt iſt ſehr unbefangen. Du weißt ja! daß gewiſſe Dinge für gewiſſe Menſchen unmöglich mehr das ſein können, was ſie dem engbrüſtigen Moraliſten ſind. Ich bin überzeugt, der Menſch, auf einer höheren Stufe der Bildung, darf thun, was Andere nicht thun

dürfen. — Er iſt wie Gott — oder wie der Teufel. Ich glaube nun freilich, daß Katharine keines von beiden, oder beides zugleich iſt. England iſt Frankreichs gefährlichſter Feind ſeit Jahrhunderten, und jetzt wie immer. An eine Politik, die ſich auf allgemeine Glückſeligkeit, auf das wahre Intereſſe gründete, höre nur auf zu glauben — ſie exiſtirt nirgends. Man ruinirt den benachbarten Staat — ob über funfzig oder hundert Jahren der Sturz des eignen die Folge iſt, das kümmert den Miniſter nicht, der jetzt Ehre und Reichthum von ſeiner Regierung zu ernten hofft. Pitt iſt alſo verſchlagen genug, um uns zu bevortheilen, und ſein Herr hat die Furcht vor den Demokraten im Leibe und ſchreit alſo mit andern Königen: kreuzige! kreuzige! Ueber den armen Braunſchweig können die Leute Recht haben. Ich habe ſonſt ſehr günſtig von dem Manne gedacht; doch nun zu uns zurück.

Ueber den Verluſt des Bürgerrechts, den Du ſo tief fühlſt, kann ich eben deshalb wenig ſagen; wo das Gefühl ſpricht, muß alles Andre ſchweigen. Aber wärſt Du hier, wärſt Du irgendwo in Frankreich, ſo würdeſt Du anders empfinden, denn die Menſchen ſind es nicht werth, daß man ihren eigennützigen Einrichtungen mit ſolchem Enthuſiasmus huldigt. Da wo Niemand ihn hat, lernt man bald ihn ablegen. Uebrigens iſt das Unglück ſo groß nicht, wie Du denkſt. Wenn je Ruhe ins Land zurückkehrt, wird den Weibern wenigſtens eine Nachſicht geſchenkt werden. Zweitens kannſt Du, da Niemand in Frankreich einen Beruf haben kann, Dich zu verfolgen, mit einem neuen Namen ohne Bedenken hereinreiſen, wenn Du willſt. Endlich aber, und das iſt das Wichtigſte, laß uns die Mittel mit dem Zweck nicht verwechſeln. Wir ſind, wir waren ſchon lange, wir werden noch immer mehr, was Andre durch die politiſche Freiheit werden ſollen: nämlich moraliſch freie Weſen. Es wäre Thorheit, den Menſchen Freiheit zu geben, oder nur zu wünſchen, wenn ſie Wilde dabei bleiben und ihre Anlagen zu moraliſcher Vollkommenheit nicht dadurch leichter ausgebildet werden ſollten. Dies allein iſt der Zweck, weswegen die politiſche Freiheit ſo wünſchenswerth iſt; denn ich glaube, es iſt unwiderlegbar, daß nur in freien Staaten die Tugend allgemein werden kann. Allein was unſer Individuum anbetrifft, uns haben die Verhältniſſe, unter welchen wir in der Welt erſchienen und fortlebten, zu einer Gattung von privilegirten We-

ſen gemacht, die nach jenem Zweck ſtrebten, ohne die Hülfe einer freien Verfaſſung, oder vielmehr durch die Hülfe einer nicht freien. Wir ſind auch in Ketten und Kerkern frei, folglich haben wir weniger als uns unähnliche Menſchen die Abweſenheit der politiſchen Freiheit zu beklagen. Das einzige Verhältniß, warum ſie uns ſchätzenswerth bleibt, iſt das Wohl unſrer Mitmenſchen und Mitbürger. Aus Ueberzeugung, daß die politiſche Freiheit ihr höchſtes Bedürfniß ſei, ſchmerzt es uns, wenn ſie dieſelbe nicht erwerben können, wenn Böſewichter ſie ihnen rauben, wenn ſie ſelbſt nicht Kraft genug haben, ſie zu behaupten. Aber dieſes Bedauern iſt unfruchtbar, und unſer unmittelbares Wirken vermag ebenfalls ſo gut als nichts dazu zu thun. Mittelbar, durch Verbreitung richtiger Begriffe, durch Mittheilung nützlicher Kenntniſſe, durch Beförderung des eignen Denkens und Erwärmen des Gefühls, können wir wirken — und dies iſt wol die ſicherſte Weiſe für Deutſchland. Hier iſt ſie nicht mehr anwendbar, weil das ganze Volk ſchon zur That geſchritten iſt; es muß ſich nun durcharbeiten wie es kann, und wird es, ſo ſchauderhaft der Anblick des Leidens und der Verwüſtung jetzt iſt, durch welchen der Weg zur Ruhe und zur Ordnung führt. Es iſt ſonderbar, meine arme Freundin, daß unſre eigenſten Verhältniſſe ſo mit den größten Angelegenheiten der Menſchheit zuſammenhängen! Wenn ich blos erwäge, wie wenig Alles, was ich ſeit dem November gethan habe, jetzt zweckmäßig erſcheint, ſo möchte ich manchmal wünſchen, ich wäre ruhig aus Mainz weggezogen und hätte mich in Hamburg oder Altona niedergelaſſen, ohne etwas mit den Händeln der Völker zu thun zu haben. Wenn ich dagegen bedenke, daß nur auf dieſe Art unſer Schickſal die Richtung nehmen konnte, die in unſerer Lage nun einmal die einzige war, daß nur ſo die Gewißheit in mir entſtehen konnte, meinen politiſchen Grundſätzen Genüge geleiſtet zu haben, und jene zweite, daß der rechtſchaffene Mann nur ſo lange fortarbeitet, als er es ohne Verletzung ſeiner Selbſtachtung thun kann, daß endlich nur auf dieſe Weiſe eine gewiſſe Entwickelung meiner ſelbſt möglich war, die zwar unendlich ſchmerzlich, aber zugleich eine Quelle von ſonderbarer Beſchauuung in mir geworden iſt, und daß ich bei dem Allen das Bewußtſein in mir trage, nach der jedesmaligen Ueberzeugung, die ich hatte, nicht aus Leidenſchaft gehandelt zu haben — dann bin ich zufrieden mit Allem, was geſchehen iſt.

Paris den 1. Juli 1793.

Liebe Frau, ſei ruhig bei den Albernheiten Deiner ehrlichen Umgebungen — ſie haben mich nicht frappirt, denn man hat ſie mir vorausgeſagt. Du kannſt ihnen nichts entgegenſetzen als die ſtrengſte Beobachtung der Regel, die Du Dir ſelbſt vorſchreibſt, und dann daneben die vollkommenſte Nichtachtung ihrer eingeſchränkten Begriffe. Sie mögen es ſich ſelbſt zuſchreiben, wenn ſie Euch verſcheuchen. Dieſe Menſchen begreifen nicht, daß man ſich ſelbſt genug ſein, daß man ohne ſie leben kann. Ich könnte mir die Befriedigung wünſchen, einige Augenblicke in einem ſo geſtrengen Cirkel zu ſein, um ihnen Allen die Mäuler zu ſtopfen — denn mich dünkt, das iſt das Vorrecht der Tugend. Richte Dich alſo in Neufchatel ein, und gib mir, wenn Du damit in Richtigkeit biſt, Deine Adreſſe; es ſei denn, daß die Briefe wie vorher durch R. gehen können. Ich mag nicht an Huber adreſſiren, um bei hieſiger Poſt keinen Verdacht zu erregen, ſo lange man ſo mißtrauiſch iſt. Zwar iſt Alles, was man mir ſchreiben kann und was ich ſchreibe, zu Gunſten der Republik, allein Gott mag wiſſen, ob den Brieferbrechern gerade damit gedient iſt, denn ſo ein Wort iſt ein herrlicher Deckmantel für böſe Buben und ihre Anſchläge.

Alſo 100 Ducaten nur auf meinen Kopf? Der arme Schelm von einem General, da er nicht beſſer weiß, was ſo ein Kopf werth iſt. Ich gäb keine ſechs Kreuzer für den ſeinigen. Es iſt nicht aller Tage Abend und vielleicht ſprechen ſich die Köpfe noch auf ihren Rümpfen. Wenn ich Zeit und Luſt hätte, wollte ich wol über mein Thun in Mainz ſchreiben; es ahnet mir, ich hätte mancherlei darüber im Kopf, aber meine Zeit geht hin mit Geſchäften, die eigentlich nichts ſagen, und Luſt hatte ich noch nicht oft, denn in einer ſo traurigen vereinzelten Lage ekelt mich Alles an. Doch will ich thun, was mir möglich iſt. Der Anfang, das heißt, eine Einleitung, iſt wirklich ſchon da, nur, wie Du leicht denken kannſt, gefällt ſie mir nicht. Ein ſolches Kind des Kummers iſt natürlicher Weiſe ein Krüppel.

Liebes Kind, Du haſt mir etwas von Kant abzuſchreiben verſprochen, das mich außerordentlich freuen wird. Aber mit

dem Abſchreiben geräthſt Du ordentlich in tiefe Schulden. Da iſt der Brief von Narbonne an B. (Braunſchweig?), da iſt Winkelmann's Vertheidigung, und Gott weiß was noch für Sächelchen abzuſchreiben. Die Mère coupable (Schauſpiel von Beaumarchais) kann ich leider nicht verſchaffen; ſie iſt nicht gedruckt. Ach, lieber Gott, ſie iſt ein klaterich Ding gegen Beaumarchais' andere Sachen! Ich habe es ſpielen ſehen — es langweilte mich, und ich bin doch ſehr leicht befriedigt. Immer nur den ewigen Almaviva, Figaro und Roſine zu ſehen, durch ein ganzes Menſchenalter! Man droht uns ſogar mit einer Fortſetzung der Geſchichte, in noch einem Theaterſtück, da geht es denn ſchon in die Kindeskinder derſelben werthen Familie! Könnte ich Dir eine Abſchrift verſchaffen, ſollte es gerne geſchehen.

Unſer Freund wird jetzt beruhigt ſein, wenn er beiliegenden Brief erhält. Ich bin geſund und halte die Hitze aus, unter tauſend Unannehmlichkeiten meiner Wohnung und des Mangels an gewohnten häuslichen Bequemlichkeiten. Grüße und herze die Kinder und lebe wohl! —

An Dieſelbe.

Paris den 7. Juli 1793.

Nur ein paar Tage habe ich aufſchieben müſſen zu ſchreiben, und ſchon iſt mir zu Muthe, als wäre es eine ewige Zeit. Ich bin noch immer hier, denn kein Geſchäft geht hier vom Flecke, obgleich das große Rad ſich ſchnell genug wälzt. O es iſt ein ſeltſames Schauſpiel für einen unbefangenen Geiſt, zu ſehen, wie die Leidenſchaften ſich kreuzen, ſich krümmen und eine die andere noch untertauchen! Ich bin neugierig, was endlich daraus werden wird, ſo deutlich ichs auch ſchon ahne, denn Wirklichkeit verſchlingt doch immer das Gedachte. Wir ſind wieder großen Aufſchlüſſen nahe, aber es geht Alles ſo ſeinen Gang, wie ehedem in Nordamerika, mit dem Unterſchiede, daß hier die ſiedende Lebhaftigkeit und Gedankenloſigkeit der Köpfe ſo viel verdirbt. Dieſe Nation hatte ein ſo viel beſſeres Spiel als je die Amerikaner, und ſchwerlich wird es ihr halb

ſo gut werden, wenn es ihr noch irgend gelingt, denn faſt fange ich ſelbſt an zu zweifeln, ob bei der grenzenloſen Verderbniß etwas Gutes durchdringen und beſtehen kann! Sei nicht unruhig meinetwegen. Ich habe mit mir abgerechnet. Ich bin gutes Muths, was immer aus mir wird. Mein Unglück iſt das Werk meiner Grundſätze, nicht meiner Leidenſchaften. Ich konnte nicht anders handeln, und wär es noch einmal anzufangen. Es iſt wahrlich keine Täuſchung der Eigenliebe, die hier ſpricht. Ich kenne mich und weiß auch, wo meine Eigenliebe zum Vorſchein kommt. Hierin gar nicht. Vielleicht glaubt mirs kein Menſch; dafür kann ich nicht, aber ich fühle was wahr iſt, und könnte Jedem, der mich jetzt gleich verhört, darüber die freimüthigſten Geſtändniſſe machen. Warum, wenn ich tauſenderlei Verirrungen zu bekennen bereit bin, gerade dieſe, die doch wahrlich genug Entſchultigungen hätte, verhehlen wollen? Ich habe kein Intereſſe, mich vor mir ſelbſt beſſer zu machen, als ich bin; aber ich müßte lügen, wenn ich geſtehen wollte, daß irgend ein armſeliger Beweggrund mich in die thätige Laufbahn warf. Ich wäre jetzt, wenn ich hätte wollen gegen Ueberzeugung und Gefühl handeln, Mitglied der Akademie in Berlin mit einem Gehalt, wobei ich allenfalls zu leben gehabt hätte, und — wer kaufte mir das Bewußtſein der Schande ab, meine Grundſätze, die ich ſo oft zu erkennen gegeben, verleugnet zu haben! Denn man ſage nur nicht, daß ich in Berlin ſo hätte fortſchreiben, fortdenken können, wie ich angefangen hatte. Theils wäre es gegen meine Pflicht geweſen, theils hätte ich mit Menſchen nicht mehr Umgang pflegen müſſen.

Das Alles iſt alſo abgethan in meinem Sinne. Ich weiß wol, daß ich jetzt ein bloßer Ball des Schickſals bin; aber es gilt mir gleich, wohin ich geworfen werde. Ich habe keine Heimath, kein Vaterland, keine Befreundeten mehr, Alles, was ſonſt an mir hing, hat mich verlaſſen, um andere Verbindungen einzugehen, und wenn ich an das Vergangene denke und mich noch für gebunden halte, ſo iſt das blos meine Wahl und meine Vorſtellungsart, kein Zwang der Verhältniſſe. Gute, glückliche Wendungen meines Schickſals können mir viel geben; ſchlimme können mir nichts nehmen, als noch das Vergnügen dieſe Briefe zu ſchreiben, wenn ich das Porto nicht mehr bezahlen kann.

Den 8. Juli.

Ich war geſtern wol ernſt, als ich dies ſchrieb, aber nicht traurig, das Letzte bin ich jetzt ſelten, weil ich es nicht aufkommen laſſe. Allein das Schickſal von Mainz bringt mir lauter ſchauerlich ernſte Bilder zu Gemüthe. Die arme Stadt muß bald ein Schutt- und Aſchenhaufen, ein ſchrecklicher Jammerplatz ſein, und die unglücklichen zu Grunde gerichteten Einwohner! — Deiner Einbildungskraft brauche ich nicht brennende Kirchthürme und Straßen zu malen, um Dir zu vergegenwärtigen, wie es jetzt dort ausſieht; und an Hülfe, an Entſatz iſt ſchwerlich mehr zu denken, bei der Verwirrung, die in unſern Köpfen herrſcht, und dem Mangel einer feſten vollziehenden Regierung. Wie hat das Schickſal für uns geſorgt, daß es uns herausriß, und Tauſende müſſen jetzt ſchmachten! Was iſt der Verluſt aller unſerer Habe gegen das unbeſchreibliche Elend! Ich vergeſſe die Einzelnen, die ich kannte, über der großen Menge der Leidenden, aber beſonders geht mir der arme Leroux mit ſeinen vielen Kindern recht nahe! Gütiger Himmel! wie ſtürzen ſo viele Hoffnungen auf einmal zuſammen! und wie wenig gilt im Kriege das Glück der friedlichen Einwohner! — Das Intereſſe der Franken, die Stadt zu behaupten, und das der Belagerer, ſie einzunehmen, iſt ſo groß, daß das Wohl der armen Menſchen, die drin ſind, wie ein Punkt verſchwindet. Ich bilde mir ſchon ein, da ich ſeit mehrern Tagen keinen Brief von Dir habe, daß Du aus den Zeitungen eben dieſe Nachrichten vom Bombardement von Mainz haſt und daß Dich die zu ſehr angreifen, als daß Du ſchreiben könnteſt. Vielleicht drückt Dich auch die Hitze. Hier iſt ſie ſeit etlichen Tagen ſehr groß und ſteigt noch mit jedem Tage. Aber was muß ſie dort mitten im Feuer, ohne Schatten, ohne einen grünen Baum, ohne Gemüſe, ohne Obſt, ohne Milch nicht ſein!

Dein lieber Brief vom 29. ſagt, daß der vorige ein böſer war, allein Du thuſt Dir Unrecht, ich habe Dein Herz drin gefunden und das iſt mir die Hauptſache. Deine Bemerkungen über den Gang unſerer Schickſale ſind treffend wahr, ich fühle tauſendmal in einem Tage, daß der weiſere Menſch nicht begriffen werden kann von der gewöhnlichen Menge; aber ich ſehe hier beſonders ſchauderhaft deutlich an ſo vielen herzloſen, aufge-

klärten und ſogenannten liebenswürdigen Leuten, daß das Wiſſen und das Denken, wenn es nur auf Abwerfung drs Jochs der Vorurtheile ſich beſchränkt und von innerm Seelenadel nicht geleitet wird, die abſcheulichſten moraliſchen Ungeheuer bildet. Wenn wir aufhören aus Convention tugendhaft ſein zu können, müſſen wir anfangen es aus Selbſtachtung zu werden. Wer nicht das Gefühl hat, daß jede Abweichung von der Natur, in dem Grade, den wir Laſter nennen, ihn vor ſich ſelbſt herabwürdigt, der kann ſie freilich alle begehen, und dennoch in Geſellſchaft, indem er die daſelbſt angenommenen Regeln des Betragens beobachtet, mit den Eigenſchaften ſeines Geiſtes glänzen. Deine Madam * * ſcheint doch viel edeln Stolz behalten zu haben, mit dem man im Ganzen an Menſchheit und Tugend Schiffbruch leidet. Der ehrliche R*. freut mich ſehr, um ſein ſelbſt willen. Wenn er mir etwas zu Gefallen thun will, ſo mag er Dir Unterſtützung verſchaffen, da ich es nicht kann. Ich habe Dir durch Nagorsky, der nach Genf reiſte, 25 Livres geſchickt für meine Kinder. Es war Alles, was ich jetzt thun konnte. Ich hoffe, Du wirſt es ſchon erhalten haben, ſowie die paar Kleinigkeiten durch Mlle. B., beſonders das Kleid von Sirſacà, ſo heißt das Zeuch, das hübſch und beſcheiden zugleich iſt.

Melde mir doch, ob die Verwendung bei dem G. v. K. von Seiten der Fr. v.* Erfolg gehabt hat, und was zu hoffen ſei. K. iſt ein deutſcher Roué, ein ſehr durchtriebener Menſch, der ſich beſonders auf ſeine politiſche Verſchmitztheit viel weiß, voll Kenntniß und Talent. Auch bitte ich um Nachricht von den Gefangenen auf dem Königſtein: ob die Weiber freigelaſſen ſind, alle oder zum Theil? ferner um Narbonne's Correſpondenz und Winkelmann's Vertheidigungsſchrift, ſowie die Anzeige von Huber's Journal*). Ich ſchickte Dir gern Neuigkeiten von hier, wenn nur nicht allgemeiner Büchermangel herrſchte. Niemand ſchreibt etwas Anderes als politiſche Brochüren. Ich habe die neue Conſtitution auf Verlangen des Miniſteriums ins Deutſche und Engliſche überſetzt; ſie wird in allen Sprachen gedruckt. Sie iſt durchaus nicht für die Dauer gemacht und wird nicht Beſtand haben, allein es wäre gut, wenn ſie jetzt allgemein angenommen würde, ſo hätte man doch eine. Die Hoffnung der Emigrirten iſt wieder hin, die Rebellen in Bretagne und Poitou

*) Die im ſelben Jahre noch angefangenen Friedenspräliminarien.

werden tüchtig geſchlagen, und bald wird dieſes Geſpenſt endlich gebannt ſein. Jetzt haben wir noch einen allgemeinen Angriff von außen zu erwarten; ſtehen wir den glücklich aus, ſo muß es doch endlich zum Frieden kommen. Der Nationalconvent hat decretirt, daß wir achtzehn Livres Diäten haben ſollen. Es iſt in Aſſignaten, und bei ihrer Herabwürdigung, wo der Louisd'or in Gold hundert Livres gilt, ein Bettel; indeß können wir doch von Glück ſagen, daß man ſo viel gethan hat. Ich bin alſo einigermaßen vor dem Mangel geſchützt und mein armer Mitſchächer (Lux) auch. Mir war auch immer banger um ihn, als um mich. Potocki iſt noch bei der Armee.

Jede Nachricht, jede Zeile von Dir macht mir Freude. Schone Deine Geſundheit und grüße Huber herzlich, der doch nun bald ankommen wird.

An Dieſelbe.

Paris den 12. Juli 1793.

Die Nachrichten, die Du mir in Deinem letzten Briefe mittheilteſt, ſind mir äußerſt wichtig, aber ſie tröſten mich nicht über Deine Unruhe und ich werde eher nicht froh, bis ich weiß, daß Du außer Sorge biſt. Könnt' ich doch nur meine Art Andern mittheilen, die Art nämlich zu empfinden, wie wohl ein Brief thut, wenn er auch nicht immer gerade das enthält, was wir wünſchen. Ich ſchreibe gewiß nicht gern Briefe, aber es wäre mir unmöglich Dich ohne Nachricht zu laſſen, und das ſollte Keiner thun, der Dich lieb hat und Deine Einbildungskraft kennt. Ich habe gehört, daß Biſchofswerder nicht mehr ſo viel gelten ſoll. Iſt das wahr? Luccheſini heißt es, will den K. von der engen Freundſchaft mit Oeſtreich abziehen, und ſoll ſich in Gunſt ganz feſtgeſetzt haben. Wenn das wäre, ſo könnte man hoffen, daß zweckmäßige Negociationen von hier aus das Ziel nicht verfehlen dürften. Mainz herauszugeben, würde eben die größte Schwierigkeit nicht ſein, wenn es auch nicht gewonnen wird; denn, wirds gewonnen, ſo verſtünde ſichs von ſelbſt, daß es den Deutſchen bleibt. Daß man in Deutſchland gräulich verkehrte Begriffe von Frankreich und Freiheit hat, iſt wol kein Wunder; aber ſobald wir Friede hätten, änderte ſich

auch bald das wieder. Die Menſchen ſind gewaltige Schafe, man macht Alles, was man will, aus ihnen.

Die Vorſicht Deines Vaters iſt nicht übel, allein ich würde mich doch weit mehr freuen, wenn Mainz entſetzt würde, ſo daß ich all mein Bischen Habe nach Strasburg bringen könnte. Dann wäre den Enkeln Deines Vaters noch ſicherer geholfen! Indeſſen iſt jetzt Alles, was man darüber ſagen kann, in den Wind geredet. Wir ſpielen in der Lotterie und können leicht mit einer Niete herauskommen. Von allen Seiten haben wir es verdient, denn der Herzog von Br. hat ja geſagt: „von Forſter begreif' ichs nicht, denn der hatte ja zu leben;" folglich wenn man zu leben hat und ſein Vermögen aufs Spiel ſetzt, darf man ſich nicht beklagen, ſondern muß ſich mit ſeinen Grundſätzen tröſten, wenn man es verliert. — Ich bin indeſſen überzeugt, daß man nicht halb ſo grimmig iſt, als man ſich ſtellt, und könnte man nur hier wiſſen, was Kopf oder Schwanz iſt, ſo würde ſich bei einer Negociation bald zeigen, daß Preußen nur mit Ehren aus der Sache zu kommen ſucht und gern Friede machen wird, um zu behalten, was es in Polen raubte. Aber, leider Gottes können die Leute nicht ſo weit einig werden, das armſelige kleine Auswechslungsgeſchäft endlich anzufangen. Ich ſitze und lächle zu Allem. Toller als es mir ging, kanns doch nicht wieder gehen, denke ich, und ſo harre ich des Schickſals; es mag verhängen über mich, was es will. Mehr zu Grunde gerichtet kann ich nicht werden, denn ob mich der Nationalconvent kümmerlich füttert, oder ob ich künftig von Informationen lebe, iſt alles Eins. Ein ſklaviſches Handwerksleben kann ich nicht führen, denn ich bin zu alt dazu und habe zu viel gelitten, um mich ſo beugen zu können.

Den 13. Juli.

Kein Brief von Dir! Ich bin unruhig, wenn Dir nur nichts Unangenehmes zugeſtoßen iſt! Was machen die Kinder? Ich freue mich jedesmal, wenn ich an die Stellen Deiner Briefe komme, die ſie betreffen. Du fragſt, ob ich Br. Brief erhalten habe; Deine Abſchrift habe ich, und das iſt genug. Du haſt doch auch meine Antwort? Ich ſehne mich nachgerade ſehr nach einer baldigen Entſcheidung meines Schickſals. Rette ich meine Papiere aus Mainz, ſo wäre mein liebſter Gedanke, in

irgend einem ruhigen Winkel meine Ar' ...ten ſo fortzuführen, wie ich ſie angefangen. Es gibt freilich nur zwei Orte, wo ich das könnte; entweder die Schweiz, oder London. Wenn ich nur auf ein paar Jahre das Nothdürftigſte zu leben hätte, ſo könnte ich mich aus allen Schwierigkeiten herausarbeiten, denn Du weißt, was ich an Arbeit vermag, und zumal, wenn keine großen Ausgaben hinzukommen. Und für mich bedürfte ich nichts oder ſehr wenig. Dies iſts, was ich mit Br. gern ins Reine bringen möchte. Gern will ich ihn nach Italien begleiten, wenn er mir nur einen engliſchen Paßport verſchafft, ohne welchen ich auch dort Unannehmlichkeiten ausgeſetzt ſein könnte. Scheide ich ganz aus den franzöſiſchen Sachen, ſo ließen ſich auch wol ſonſther noch Sicherheitsbriefe durch Deinen Vater erhalten. Was denkſt Du davon? Ich lache über mich ſelbſt, daß ich zu dem Elend, worein ich gerathen bin, noch dieſe Schwierigkeit, ungehindert zu athmen, vor mir ſehe und zu ſolchen engen Planen für mein künftiges Daſein reducirt bin. Iſt es denn der Mühe noch werth, um eines ſolchen Lebens willen, wie ich jetzt noch leben kan:, ſich ſo viele ängſtliche Sorgen zu machen! Wahrlich, ich glaube es nicht und ich verachte ein Verhängniß, das den Menſchen zum tiefſten Leiden verurtheilte und kein beſſeres Mittel wußte, ihn damit zu verſöhnen, als dieſen Erhaltungstrieb, der ihm das Leben zur Pflicht macht. Etwas in mir ſagt mir, daß es meiner unwürdig wäre, dem Dinge gewaltſam ein Ende zu machen, um einer ſolchen Urſache willen. Aber wie klein iſt die Macht, die mir nicht Freude geben kann, und wie groß das Weſen, das im Leidenden dem Unglück trotzt! Wir ſind wunderbare Thiere!

Mainz muß einem Schutthaufen ähnlich ſehen. Die Liebfrauenkirche, der eine Domthurm, die Schuſtergaſſe, Judengaſſe, Bleichen, Thiermarkt abgebrannt! Unſere Reihe Häuſer? ſteht ſie oder brennt ſie? ich weiß es nicht. Und die armen Einwohner! Das iſt die Folge des Freudenfeuers vorigen Jahres! — Dieſer unſelige Mann, der ſein Land, ſeine Stadt, ſeine unglücklichen Unterthanen dem leidigen Ehrgeiz, ſich in die franzöſiſchen Angelegenheiten zu miſchen, aufopfern konnte, was hat er nun davon? Wäre er neutral geblieben, nie wär ein Franzoſe nach Mainz gekommen. Dies Alles mußte geſchehen, damit wahrſcheinlich Alles dort eine andere Wendung bekäme, die Menſchen verwandelt würden, und in der Regierung eine Ver-

änderung vorgehen könnte; aber wehe dem, durch den es geſchieht!

Hier iſt die Entſcheidung nahe. Paris hat nichts zu fürchten, denn es iſt alles Aufſtands müde und die Departements wollen nur mit der Municipalität abrechnen. Aber dieſe Art, die Sache anzuſehen, bringt die Wirkung der Verzweiflung nicht in Anſchlag. Es könnte vielleicht eine Springfeder in Bewegung geſetzt werden, welche die Pariſer wider ihren Willen handeln machte, und in der Verwirrung könnte es dann ſo geſpielt werden, daß ein neuer dichterer Schleier über die Sträflichkeit der Parteien geworfen würde, der die Nation in Verlegenheit ſetzte, wie ſie aburtheilen und wo ſie das Verbrechen eigentlich ſuchen ſolle. Es iſt indeß noch zu hoffen, daß die Schickſale des Menſchengeſchlechts nicht ganz dem böſen Genius überlaſſen ſind. Vielleicht geht endlich aus dieſer Kriſe die Republik ſiegreich hervor.

Lebe wohl, meine geliebteſte Freundin. Sobald ich von Dir höre, ſchreib' ich Dir wieder. Küſſe die liebſten Kinder. Tauſend Dank, daß Du Freude haſt an den überſchickten Kleinigkeiten. Heute vor 21 Jahren ging ich zu Schiffe mit Cook!

An Dieſelbe.

Paris den 19. Juli 1793.

Ich habe Deinen lieben Brief vom 15. ſchon, in meinem vorigen habe ich Dir geſchrieben, wie ſehr ich Alles billige, was Du mit H. bisher verabredet haſt und ſo billige ich auch die Einrichtungen, die Du mir jetzt bekannt machſt. Das Erſte iſt immer, daß wir uns rechtfertigen vor uns ſelbſt. Darnach ſei uns Liebe und Achtung der Andern willkommen, wenn ſie gerecht genug ſind uns anzuerkennen. Gern opfern wir ihren Schwächen, ihren Vorurtheilen den zwangloſen Genuß unſerer natürlichen Freiheit, nur müſſen ſie nicht fordern, daß wir um der conventionellen Formen willen, womit ſie ſich belaſtet haben, auf das wahre Glück des Lebens verzichten, welches ſo ſelten angetroffen wird, daß wir es gewiß mit Vorbeigehung der kalten Gewohnheitsverhältniſſe nicht zu theuer erkaufen; es iſt kein erfreuliches Bild der Menſchheit, welches ſie in dieſer Abhängig-

keit von ſelbſtgemachten und den frohen reinen Lebensgenuß tödtenden Popanzen ſchildert; wer kann ihr helfen, wenn ſie ſich ſelbſt beſtiehlt, um reicher zu ſein! Kinder! ſucht glücklich zu ſein, ſo daß ihr es immer bleibt, das iſt, behaltet Eure ganze Empfänglichkeit unter Aufſicht der Vernunft, die nur immer die Naturgemäßheit Eurer Gefühle prüfe. Natur des Menſchen iſt Euch ja Euer Ganzes, Euer ſo reich organiſirtes, mit ſo vielen göttlichen Kräften zum Glück ausgerüſtetes Ganze! Laßt es immer in ſich ſelbſt harmoniſch bleiben, und bleibt Euch ſelbſt immer übrig; dann könnt Ihr wol Andere, die ſich ſelbſt verloren haben, bedauern, daß ihre Zahl ſo groß iſt, aber ſicher ſein, den Zweck Eures Daſeins vollkommen zu erreichen. Wie weit Eure Nachgibigkeit gegen die Menſchen um Euch gehen müſſe, kann ich von hier nicht ſo gut beſtimmen, als Ihr zur Stelle, aber mich dünkt, Eure Vorſichtsmaßregeln ſind hinreichend. Alles von dieſer Art muß ſich auf den Grad der zufälligen Abhängigkeit beziehen, worin Ihr Euch um der Bequemlichkeit des gewählten Aufenthalts willen befindet. Inſofern man nirgends, als etwa im Walde, den beſtehenden geſellſchaftlichen Conventionen trotzen kann, muß man ſich ihnen fügen, bis auf den Punkt, auf welchem man der Geſellſchaft bedarf.

Du begreifſt nicht, daß einen Wächter haben, gar wohl mit der Fortſetzung eines Amtes beſtehen kann? Das iſt allerdings neu, aber es geſchieht. Bald wird es irgendwo unter dem Monde mit dem Mißtrauen dahin kommen, daß alle öffentliche Beamte, wie Baugefangene an einen Klotz geſchmiedet, arbeiten müſſen, damit man zu jeder Minute ihrer Perſon ſicher ſei. Dies iſt alſo Antwort auf Deine Frage. Indeſſen iſt es ſeit jener Zeit anders, und der neue Beamte iſt an die Stelle des bewachten gekommen, der aber noch von Zeit zu Zeit zu jenem (verſteht ſich mit ſeinem Hüter) fährt, um ihm von dem Gang der Geſchäfte Auskunft zu geben. Wenn Du mich aber fragteſt, was wol überflüſſig wäre, ob es lange mit einem Staate Halt haben kann, deſſen Grundlage Mißtrauen iſt, ſo würde ich Dir die Möglichkeit ſo leicht nicht erklären können. — Die belagerten Orte halten ſich noch, allein ich beſorge, nach Mainz kommt alle Hülfe zu ſpät. Faſt glaube ich, daß man unwiſſend genug oder auf Eigennutz zu ſehr bedacht iſt, um die Wichtigkeit dieſes Entſatzes zu verkennen. Die Abſcheulichkeiten

der Deutſchen ſind traurig. Es iſt noch in Jahrhunderten kein Gutes zu erwarten, wo ſolche Handlungsweiſe ſtattfindet.

Ich habe in dieſen Tagen gleichwol an der Menſchheit große Freude. Der Heldenmuth der Mainzer hat Antheil daran. Ein anderes Beiſpiel hier, vor Aller Augen, wird einſt die Geſchichte des Kampfs veredeln, wenn längſt die Privatanſichten verſchwunden ſind, die jetzt die Urtheile der Menſchen entzweien, und nur der reine Ertrag übrig bleibt von der Größe, die ausführen kann, was ſie unternahm. Die fanatiſche Ueberzeugung der Mörderin Marat's thut hier nichts zur Sache, ſie mag Irrthum oder Wahrheit zum Grunde haben, wol aber die Reinheit ihrer Seele, die von ihrem Zweck ſo ganz erfüllt war und mit ſo ſchöner Heldenſtärke alle Folgen der That hinnahm. Sie war blühend von Geſundheit, reizend ſchön, am meiſten durch den Reiz der Unverdorbenheit, der ſie umſchwebte. Ihr ſchwarzbraunes, kurz abgeſchnittenes Haar machte einen antiken Kopf auf der ſchönſten Büſte. Ihre Heiterkeit blieb bis zum letzten Augenblick auf dem Blutgerüſte, wo ich ſie hinrichten ſah. Ihr Tod that mir wohl für ſie. Du haſt ſchnell ausgelitten, dachte ich. Man fragte ſie, ob ſie einen Prieſter wolle? „Nein." Vielleicht weil Du keinen unbeeideten bekommen kannſt? „Ich verachte ſie alle Beide." Der Maler David (ein heftiger Jacobiner und Mitglied des Nationalconvents) ging hin, ſie im Gefängniß zu malen. „Man wird künftig gern mein Bild ſehen wollen," ſagte ſie. Er erſtaunte über die Heiterkeit ihres Geſichts und meinte, es ſei Anſpannung des Augenblicks, um ſich vortheilhaft zu zeigen. Werden Sie aber immer dieſe Miene behalten? fragte er: „Sorgen Sie nicht," antwortete ſie mit ſanfter Stimme, „ich bin nie anders, als Sie mich jetzt ſehen." Die That war ganz ihr eigner Anſchlag, mit keiner Seele ging ſie darüber zu Rathe. Sie führte das Meſſer ſicher, ohne je eine Vorübung gemacht zu haben. Sie liebte die Republik und die Freiheit mit Enthuſiasmus und fühlte tief ihre innere Zerrüttung. Ihr Andenken lebt bei Hunderttauſenden, die noch Sinn für einfache Größe haben, ſelbſt unter denen, die Marat's Rechtſchaffenheit behaupten. In ihrem Briefe an Barbaroux nach der That herrſcht dieſelbe große Ruhe.

Eine andere große Freude gewährte mir geſtern ein gutes deutſches Buch: Ueber den Menſchen und ſeine Verhältniſſe. 1792. kl. Octav. Berlin, in der Frankeſchen Buchhandlung.

Es iſt eins der ſeltenen Producte unſerer Zeit, das Werk eines jungen, aber ſehr richtig denkenden und empfindenden Menſchen. Ich möchte wiſſen, wer er iſt und wie er heißt. Einiges, wie wir denn unmöglich immer zuſammentreffen können, iſt meiner Anſicht fremd, beſonders ſeine politiſchen Ideen von Gemeinſchaft des Eigenthums. Aber ſonſt treffen wir unzähligemal zuſammen, und Du wirſt Dich wundern, in meinem erſten Brief über Mainz dieſe Uebereinſtimmung ſo frappant, bis auf den Ausdruck zu finden. Er war ſchon geſchrieben, eh ich das Buch ſah, allein ich ſtehe nicht an zu bekennen, daß ich mich nicht fähig glaube, ſo bündig und anhaltend zu raiſonniren: ich habe mich alſo verſchönert in dieſem Spiegel geſehen. Du mußt eilen es zu leſen, weil es Begriffe, klare Grundbegriffe von Erziehung enthält, die Du nicht ſchnell genug aufnehmen kannſt, um das, was Du wirklich ſchon aus ahnendem Gefühl thatſt, nun auch mit der Zuverſicht, die erkannte Wahrheit gibt, noch vollkommener zu thun. Ueberdies hat es ſchöne, warm aus dem unverdorbenen Gefühl geſchriebene Stellen, und iſt nicht ohne ſchriftſtelleriſches Verdienſt, wiewol es Nachläſſigkeiten enthält. Du weißt indeſſen, was es ſagen will, wenn ein Buch den Wunſch nach der Bekanntſchaft des Verfaſſers erregt.

Hier hängt noch die politiſche Gewitterwolke. Ich bleibe dabei, wenn es nicht in den Schickſalen des Menſchengeſchlechts geſchrieben iſt, daß dieſe Revolution Stand halten ſoll, dieſe Menſchen werden es nicht durchſetzen, weil ſie nicht wollen und nicht können. Zu beidem fehlt es ihnen an Humanität, das heißt an Erkenntniß und Sinn. Aber ich geſtehe Dir, ich traue dem Schickſal noch viel zu. Sollte es anders ausfallen, als ich denke, ſo bin ich indeſſen ruhig und von jener heftigen Anwandlung geheilt, welche mich einſt ſagen machte, es müſſe und könne nicht übel ablaufen, ohne alle Begriffe von moraliſchem Zuſammenhang bei mir aufzuheben. Ich ſehe dieſen auch alsdann noch, und beim Himmel! ich trotze auf die Vortrefflichkeit der Menſchennatur, daß ſie nicht ganz zu Grunde gehen kann. Ginge ſie aber auch zu Grunde, — nun ſo hätte ich doch nach meinem Gefühl und nach meiner Einſicht gelebt und gedacht. Das iſt genug, um zufrieden zu ſein. Ich fange an zu glauben, daß es mir nicht übel gehen könne, bis auf einen gewiſſen Punkt, und wahrſcheinlich wird dieſe Unabhängigkeit noch fortſchreiten. Der Wunſch, in Eurer Nähe zu ſein, iſt faſt der

einzige, den ich nicht unterdrücken kann, und die Wahrheit zu ſagen, warum ſollte ich mir das Wohlthätige der Idee verſagen, die in dieſem Wunſche liegt? Ich freue mich, von meinen Kindern gute Nachricht zu haben. A mälig wünſchte ich, daß man mir in Bern ſo viele Freunde machte, daß ich die Hoffnung haben könnte, einſt unangetaſtet irgendwo im Waadtlande eine Hütte zu beziehen? Iſt das nicht ausführbar? Verliere ich Alles in Mainz, wie compendiös wird dann nicht mein Hausrath! Antworte mir bald über dieſen Punkt. Ich werde immer nicht nach der Grenze geſchickt! Man vergißt das Geſchäft, denn der Bürgerkrieg iſt wichtiger, als der auswärtige, und eigentlich führen ihn ein Dutzend gegen ein Dutzend, aber ſie wiſſen das Leben und die Habe von Millionen hinein zu verwickeln — mehr brauchts nicht.

An Dieſelbe.

Paris den 23. Juli 1793.

Ich bin längſt über Mainz ruhig, mag daraus werden, was da will, denn ich kann nichts dazu thun. Allein ich geſtehe, daß die armen Menſchen wenigſtens Rettung verdient hätten, und man iſt ſo unmenſchlich gleichgültig und ergreift ſolche Maßregeln, daß Alles, wenn der Zufall uns nicht begünſtigt, zu Grunde gehen muß. Man glaubt noch mit den Armeen der Feinde ſo fertig zu werden wie voriges Jahr, ohne zu bedenken, daß diesmal Artillerie, Verſorgung, Wahl der Truppen und Operationsplan ganz verſchieden ſind, daß wir dagegen keine Anführer haben, die das Geringſte von ihrem Handwerk verſtehn, die wenigen, die wir hatten, endlich alle abgeſetzt ſind. Cüſtine iſt es ſeit vorgeſtern auch. Sollte man nicht denken, Alles würde abſichtlich auf den Untergang des Staats angelegt? Allein gewiß iſts, daß die Armeen gegen den Rhein zu Bewegungen machen, und ich glaube gar, daß ſie Befehl haben ſich zu meſſen. Wenn das gut ausſchlägt, würde Mainz entſetzt; allein die Wahrſcheinlichkeit iſt nicht gar groß. Ich danke Dir für Deine Nachrichten, liebe Frau! fahre fort mir zu ſchreiben, was Du erfährſt und was Dein Herz Dir eingibt; das höre ich am liebſten reden. So danke ich Dir auch für die geſchlif-

LIBRARY UNIVERSITY OF ALBERTA

fenen Höflingsbriefe zwiſchen Narbonne und B., und die Ankündigung der Friedenspräliminarien. Ich wußte bis dieſen Augenblick nicht, daß der Zweck dieſes Journals politiſch wäre; wie Vieles hätte ich nicht ſchon ſammeln können! Ich will nicht warten, bis mich Huber um Beiträge anſpricht; wenn ich ihm damit dienen kann, ſtehe ich gern zu Dienſt. Meine Lage macht, daß mir Manches in die Hand kommt, das ich gleichgültig wieder daraus wegſchleudere. Jetzt brauche ichs nur zu halten, und ſo viel Unparteilichkeit und Urtheil als Oelsner habe ich auch noch, mit ein bischen mehr Ruhe und Philoſophie. Auf jeden Fall muß ich, ſo lange ich hier bleibe, und wenn ich hier bleibe, das Journal haben. Ich bitte daher es mir mit der Poſt zukommen zu laſſen. Aus dem Ton der Ankündigung muß ich indeß den traurigen Schluß machen, daß es um alle Gerechtigkeit und billige Freiheit in Deutſchland geſchehen ſei. Wie? man muß das Gefühl des Eigenthums geradezu als das Princip der bürgerlichen Ordnung ausgeben, wenn man Erlaubniß haben will zu ſchreiben? und doch könnte dieſe Ordnung gar wol ohne dieſes Gefühl beſtehen, auch ohne die Sache, die gewiß, ſo wichtig ihre Rolle auch jetzt ſein mag, doch ſchlechthin nicht weſentlich genannt werden darf. Man muß die Treue und Freiheit der Nation loben, die gegen Frankreich zu Felde iſt getrieben worden! O das arme Deutſchland!

Und dann willſt Du über Mainz etwas von mir hören, damit man doch die ganze Stadt nicht für ſchuldig halte? — Iſt es möglich der Stadt anzurechnen, was allein die Schuld ihres Fürſten war? iſt es nicht ſeine Schuld, daß die Franzoſen Mainz einnahmen? iſt es nicht jämmerlich, die Freiheitsſpiele, die dort getrieben wurden, als den Grund anzuſehn, weshalb man Mainz belagert? mußten nicht die Franzoſen Mainz auf jeden Fall, ſo lange der Krieg dauert, zu behaupten ſuchen? hätten ſie es nicht gethan, wenn auch kein Menſch darin ſich für republikaniſche Grundſätze erklärt hätte? iſt es nicht augenſcheinlich den ganzen jetzigen Feldzug hindurch Frankreichs Vormauer geblieben? konnte die Ligue der auswärtigen Mächte von der Seite irgend etwas gegen Frankreich anfangen, ehe Mainz genommen war, und mußten ſie es nicht belagern? Alſo ſein ehemaliger Fürſt, und er allein, iſt Urheber alles Elends, was dort gelitten wird. Seine Geſinnung leuchtet ja genug aus der Aeußerung hervor: Mainz möge nur zu Grunde gerichtet wer-

den, weil er doch nicht mehr dahin komme. Dieſes Weil ſagt Alles, was je dem Egoismus vorgeworfen werden konnte. Hätte ich nur Luſt und Frohſinn, ich würde das Alles ins rechte Licht ſetzen; allein ſo geht es gar langſam — es geſchieht indeſſen doch.

Ich habe ein Buch vor mir, das mich ſehr beſchäftigt. Zwei Quartbände von William Godwin: Enquiry on political justice. Ein ſehr gründlich philoſophiſches Werk, wie endlich die ganze Theorie der menſchlichen Geſellſchaft und Regierungsverfaſſungen auf Vernunft und Moral und ihre unumſtößlichen Grundſätze gebaut werden. Ein Werk voll kühner und heiliger Bekenntniſſe der Wahrheit, das wenigſtens künftig noch wirken wird, wenn es jetzt ſeine Wirkung noch nicht gleich haben ſollte. Ich excerpire mir daraus, was ich kann, denn das Buch gehört der Nationalconvention, welcher es der Verfaſſer geſchickt hat. Sonſt kriegt man hier ſo leicht kein neues engliſches Buch zu leſen. Brand muß es leſen, empfiehl es ihm. — Geſtern habe ich, in Geſellſchaft vieler Andern, mit zwei merkwürdigen Leuten gegeſſen. Der eine war Trenk, der mir und Allen, die urtheilen können, ſo mißfallen hat, wie ich es erwartete. Ich hatte ihn ſchon einmal angetroffen. Eine Eitelkeit, eine Aufſchneiderei, die ihm nun zur Gewohnheit, folglich ruhig und unerſchütterlich geworden iſt; eine zurückſtoßende Härte oder Fühlloſigkeit, ein ſchmutziger Eigennutz, ein Gemiſch von Hochmuth und Niederträchtigkeit mit einem ſonderbaren Feuer des Kopfs und Temperaments, wodurch ihm das Arbeiten leicht wird. Freilich iſts auch darnach, doch nicht ohne Energie, aber beſchränkt, einſeitig und hart, wie der ganze Menſch. Ich ſagte ihm: ſein ganzes Weſen gäbe mir den Begriff des Widerſtandes — das war ein gemilderter Ausdruck für das, was ich wirklich empfand. Die andre Perſon war deſto intereſſanter: Theroigne de Mericourt. Denke Dir ein fünf- oder achtundzwanzigjähriges braunes Mädchen mit dem offenſten Geſicht und Zügen, die einſt ſchön waren, zum Theil es noch ſind und einen einfachen, feſten Charakter voll Geiſt und Enthuſiasmus verrathen; beſonders etwas ſanft Sprechendes in Augen und Mund. Ihr ganzes Weſen iſt aufgelöſt in Freiheitsſinn, ſie ſpricht unaufhörlich nur von Revolution, und wohl zu merken, ihre geſtern geäußerten Urtheile waren treffend ohne Ausnahme, beſtimmt und trafen gerade auf den Punkt, worauf es ankam. Von dem Wiener Miniſterium urtheilte ſie mit einer Sachkenntniß, die

nur die Fähigkeit, richtig zu beobachten, ſo geben kann. Sie iſt aus dem Luxemburgiſchen, und für ihres Vaterlandes und Deutſchlands Freiheit iſt ſie eigentlich am eifrigſten. Sie ſpricht nichts als Franzöſiſch, geläufig und energiſch, wiewol nicht correct? Sie iſt, weil der Kaiſer ſie auf freien Fuß ſtellen ließ, jetzt hier verdächtig, als wäre ſie von Oeſtreich beſtochen, — ſo wenig können dieſe Menſchen nur beurtheilen, weil ſie das wahre Prüfungsmittel, moraliſches Gefühl nicht kennen und nicht beſitzen. Sie iſt ſogar eine Märtyrerin der Freiheit; denn vor ſechs oder ſieben Wochen ſchleppten ſie die Furien, die in den Tribunen der Convention ſitzen, heraus in den Tuileriengarten, zerſchlugen ihr mit Steinen den Kopf und wollten ſie im Baſſin erſäufen. Zum Glück kam man ihr zu Hülfe. Allein ſie hat ſeitdem die ſchrecklichſten Kopfſchmerzen und ſieht wirklich jämmerlich aus. Geſtern litt ſie gar ſehr, und ſprach deſſen ungeachtet mit warmer Theilnahme. Sie hat einen heißen Durſt nach Unterricht, ſagte, ſie wolle aufs Land ziehen und dort Wiſſenſchaften ſtudiren, woran es ihr fehle. Dabei wünſche ſie die Geſellſchaft eines Mannes von Kenntniſſen, der gut rede und ſchreibe, ſie wolle ihn frei halten und ihm jährlich zweitauſend Livres geben. Sie ſei nichts als eine Bäuerin, ſagte ſie, aber ſie habe das Bedürfniß der Belehrung. Sie muß noch zu leben haben, obſchon ſie ſagte, ihr Vermögen habe ſie ganz eingebüßt, denn ihr Aufzug iſt hier ganz anſtändig, ſo daß ſie ſich noch einen Wagen hält. Dieſe Bekanntſchaft machte uns Allen Vergnügen.

Die Nachricht von Deiner Geſundheit beunruhigt mich ſehr. Wenn Du bei dieſer Wärme ſo leideſt, muß ich den Winter ſehr für Dich fürchten. Mach', daß Du Deine Stimme wieder bekommſt, ehe die Kälte eintritt. Ich fühle Dich in jedem Worte Deiner Briefe, und glaube mir, mein Blick geht weiter, als Du denkſt. So lange kennen wir uns nicht umſonſt, daß ich nicht das ganze Gewicht jedes Deiner Worte wägen könnte. Das Letzte, was wir loswerden, ſind freilich immer die Falten, die aus den Grundlagen unſers Charakters entſpringen; aber die einzige Arbeit des Menſchen, der ſich ſeiner Beſtimmung bewußt iſt, kann doch nur die ſein, innere Harmonie in ſeinem Weſen herzuſtellen und Vernunft an alles Gefühl als untrüglichen Maßſtab anzupaſſen. Mein Herz leidet nicht mehr für

die Welt, ſie iſt es nicht werth, es leidet nur für diejenigen, die es verdienen, daß man für ſie leide.

Der eine meiner Mitdeputirten, Lux, der in Paris geblieben war, hat der Heftigkeit ſeiner Empfindungen freien Lauf gelaſſen und über die Begebenheiten des Tags ſeine Meinung im Druck geſagt. Er ladet damit den Unwillen und vielleicht die Rachſucht derer, die Alles vermögen, auf ſich. Seine Abſicht iſt edel, ſein Muth heroiſch, ſein Gefühl richtig und ſchön; aber bei dem allgemein herrſchenden Mißtrauen kann leicht auch der, welcher keinen Antheil nimmt an ſeinem Verfahren, der anders ſogar empfindet und denkt, und der eine andere Beſtimmung zu haben überzeugt iſt, compromittirt werden. Ich bin indeß auf Alles gefaßt. Mein Wunſch iſt nur, ungehindert arbeiten und ſchreiben zu können. Wahrlich verdiene ich keinen Verdacht, und daß Niemand wahrer und wärmer das Intereſſe der Menſchheit im Herzen trägt, mag mein ganzes Leben beweiſen und die Faſſung, mit der ich meinen Verluſt ertrage. Es wäre mir daher ſehr leid, wenn ich in meinem Wege geſtört und zu einer Entſcheidung zu wirken genöthigt würde, die ich lieber von den Umſtänden und Begebenheiten erwarte. Erbricht man meine Briefe an Dich? die Deinigen an mich werden hier ſeit einiger Zeit immer geöffnet, das ficht mich wenig an, weil es Niemands Freiheit zu ſchreiben einſchränkt; umgekehrt verhält ſichs anders.

Mit der Reiſe nach der Grenze ſcheint es vollkommen ins Stocken gerathen zu ſein. Mir gilts gleich, wenn es ihnen gleich gelten kann. Aber dies iſt das Unbegreifliche und das Verworfene! Es iſt aber ſo weit gekommen, daß das Wahrſcheinlichſte und Nothwendigſte immer das iſt, was nicht geſchieht. So ſehr ändern die Worte ihre Bedeutung. Welcher Fluch ruht auf dieſem Lande! auf dem ganzen Menſchengeſchlecht vielleicht überhaupt. Durch welche Gräuel muß ſie ſich durchwühlen! und kommt ſie endlich ans Tageslicht, was mag es dann mehr ſein als Federn und Flittern. Für Geſchöpfe, die ſo wenig für ſich ſelbſt thun mögen, und Jedem, der für ſie thätig und uneigennützig wirken möchte, die Hände auf den Rücken binden, ſollte man jeden Anſpruch auf eine freudige, geſunde Exiſtenz aufopfern? Wahrlich, das wäre Thorheit, wie es keine größere geben kann! Die Augen weg von dieſem ekelhaften Anblick! Laßt uns ſuchen, die Trümmer von unſrer Exiſtenz zu

retten, ſuchen Menſchen zu bleiben und immer vollkommnere Menſchen zu werden, und als ſolche zu genießen. Liebt Euch, heitert Euch auf, ſucht Euch froh zu machen; was Ihr habt, laßt Euch nicht nehmen. Ich wünſche wenigſtens Euch die Freude und den Genuß, den ich vielleicht nie mehr finde. Es iſt doch eine Beruhigung zu wiſſen, daß es irgendwo glückliche Menſchen gibt.

Grüße Huber und meine Kinder. Ich wünſche immer regelmäßig Nachrichten von Euch. Die Menſchen hier begreifen das nicht, wenn mich das Ausbleiben der Poſt unruhig macht. Nur Miß Chriſtie ſcheint es zu verſtehen, denn ſie will mich mit andern Gründen beruhigen als die Uebrigen; allein das gelingt nur zu ihrer Verlegenheit. Ich glaube übrigens, daß dieſe guten Leute bald abreiſen werden. Deſto nothwendiger iſt es, daß meine Lage ſich ändere; ich wäre dann völlig allein. Unſere Abende für Oelsner, Schlaberndorf und etliche Engländer wurden meiſtens dort zugebracht. Ich bin vollkommen wohl.

An Dieſelbe.

Paris den 24. Juli 1793.

Ich ſoll endlich wirklich nach der nördlichen Grenze reiſen. Nun mag Gott wiſſen, wie Dir künftig meine Briefe von dorther zukommen werden, denn ſobald ich ſie nicht ſelbſt auf die hieſige Poſt tragen kann, rechne ich unter den jetzigen Umſtänden auf ihre richtige Ankunft nicht mehr. Indeſſen wünſche ich ſehr, daß die mögliche Unregelmäßigkeit unſerer Correſpondenz Dich nicht beunruhigen möge. Du kannſt auf meine Behutſamkeit und auf meine feſte Anhänglichkeit an dasjenige, was ich für Pflicht halte, mit Zuverſicht rechnen. Hoffentlich wird man keine Schwierigkeit machen und in dem Fall kann mein Geſchäft in Zeit von ſechs Wochen beendigt ſein. Das iſt dann auch keine Ewigkeit. Mittlerweile haſt Du nun Geſellſchaft und Halt auf jeden Fall. Ich ſehe zwar nicht ganz deutlich ab, was ich der Vereinzelung meines an liebevolle Menſchen gewöhnten Herzens entgegenſetzen werde; allein ich zähle theils auf mein Geſchäft, theils auf die ſchon erlangte Uebung in Entſagungen aller Art, theils auf die Hoffnung künftiger Zeiten, die ich nicht

ganz aus den Augen laſſen will, ſo wenig ich auch befugt bin, mich noch mit Hoffnung zu wiegen.

Ich habe Dir ſchon einige Beſorgniſſe geſchrieben, die mein College bei mir veranlaßt hat. Sie ſind eingetroffen. Er iſt dieſen Morgen wirklich arretirt worden, weil er in der That entweder unvorſichtig oder heroiſch, je nachdem mans nimmt, das Frauenzimmer hoch geprieſen hat, die mit ſo wunderbarem Muth den Dolch auf Marat gezückt und ihn ermordet hat. Der gute Menſch hat ganz den Kopf über dem Mädchen verloren und kennt nichts Seligeres, als für ſie ſterben zu müſſen und für die Partei, die ihm ausſchließend Recht zu haben ſcheint. Ein Beweis, daß er wirklich zu tief von ſeinen Empfindungen ergriffen iſt; ſeit acht Tagen hat er faſt gar nichts gegeſſen, den ganzen Tag vielleicht kein Viertelpfund Brot und ſonſt nichts. Allein ob ihn das retten wird, iſt unter den jetzigen Umſtänden ſehr die Frage, indem man ſeine Schriften ſo anſieht, als ſtörten ſie die öffentliche Ruhe. Ich habe ihm immer zugeredet, ſich ſeiner Einbildungskraft nicht zu überlaſſen, allein es war in den Wind geredet; ſelbſt die Bedenklichkeit, mich zu compromittiren, die einzige, die für ihn Gewicht hatte, hielt ihn nicht zurück. Es wird ganz unmöglich ſein, das Geringſte für ihn zu thun, was er denn auch gar nicht wünſcht. Du kannſt denken, wie mich dies Alles verdrießt und mitnimmt, ich bin indeſſen über meine eigne Erwartung ruhig und gefaßt. Was man nicht ändern kann, darüber darf man weiter nicht grübeln, und habe ich nicht alle Urſache mich für beſſere Zeiten aufzuſparen? Auch dieſe Idee iſt vielleicht thöricht: ſo iſt es doch die nicht, nach meiner Ueberzeugung zu handeln, und dieſe lehrt mich, daß alles Wirkenwollen über einen gewiſſen Kreis hinaus durch die Ungewißheit des Erfolgs zum böſen Hazardſpiel wird und ſich gemeinhin durch Verfehlen des Zweckes and andere übele Folgen ſelbſt beſtraft. Das Werk der Vernunft iſt es, zu berechnen, nicht nur was unſere Kräfte vermögen, ſondern auch, welches die Zeit und Umſtände ſind, unter welchen wir ſie anwenden dürfen und müſſen. Eine große Uebung und Erfahrung ſowol, als eine gewiſſe umfaſſende Beurtheilung gehört dazu, zu beſtimmen, wo endlich gehandelt werden muß und wo man ſich blos leidend verhalten und den Begebenheiten ihren Lauf laſſen muß. Alles zu frühzeitige Pfuſchen ins Handwerk der Vorſehung ſo wie der Natur kann nur das Gute verrücken.

LIBRARY UNIVERSITY OF ALBERTA

Die Art, wie dieſer gute Menſch empfand, ließ ihn nicht erwägen, daß die Erſcheinungen des Augenblickes, die ihn ſo tief verwundeten, blos Stürme der Revolution ſind, auf welche wieder heiteres Wetter folgen wird. Wenn der Blitz hie und da eingeſchlagen hat oder der Hagel einige Felder zerſchlägt, hätte man doch Unrecht zu glauben, daß der Welt Untergang nahe oder die Hungersnoth allgemein vor der Thüre ſei. Ich fordere aber auch nicht von achtundzwanzig Jahren die Beſonnenheit von neunundoreißig. Wenn ich aus dem Chaos der Begebenheiten, welches von der Revolution unzertrennlich iſt, das letzte Reſultat abſondere, ſo ſcheint es mir — und mit mir den beſten Köpfen hier — kein anderes zu ſein, als daß die Freiheit, komme was will, in Frankreich unvergänglich iſt. Alle andere Erſcheinungen, die etwa eine Zeit lang durch Entkräftung oder Intriguen aufkommen könnten, müſſen zuletzt verſchwinden, um einer freien Verfaſſung Raum zu laſſen, und ſind ihrer Natur nach vorübergehend. Was das Land und die Natur leiden kann, bis dieſe Unruhen geendigt ſind iſt ſchwer zu berechnen. Doch genug von dieſen Dingen, die uns nur in ſoferne angehen, als wir nicht umhin können, uns für unſerer Mitmenſchen Schickſale zu intereſſiren, und mich insbeſondere, weil mein Schickſal in das öffentliche Jetzt verwebt iſt. Wollteſt Du wol die Vorſicht gebrauchen, bis ich Dir von der Grenze ſchreibe, Deine Briefe an mich unter ein beſonderes Couvert, au Citoyen * einzuſchließen. Denn da ich in meinem Logis Niemand mehr habe, der für mich Briefe empfangen kann, ſo muß unſere Correſpondenz auf dieſe Art geführt werden. Sobald ich weiß, wo ich bleibe, gebe ich Dir eine directe Adreſſe. Heut Abend erwarte ich einen Brief von Dir, den ich Sonntags beantworte, und Sonntag Abend reiſe ich ab. Wenn ich nur die Beruhigung mit mir nehme, daß Du wieder beſſer biſt! — Gib mir gelegentlich eine Adreſſe in Baſel, an wen ich Pakete für Dich adreſſiren kann; denn über Beſançon und Pontarlier geht Alles mit der fahrenden Poſt unordentlich; die Sachen bleiben liegen oder gehen gar verloren, die nach Neufchatel gehen ſollten. Ich wünſche es, weil ich Dir vielleicht bei meiner Rückkunft, auf den Fall, daß Mainz entſetzt würde, etwas von unſern Sachen ſchicken kann. Der Himmel wolle es! Gott ſegne Dich und Deinen Freund, ich kenne dieſe Ideen nicht, ich trage Dich vereint in meinem Herzen und glaube ſo

ein Leben zu erhalten, das ſonſt nichts werth wäre. Meine Kinder küſſe ich tauſend Mal.

An Dieſelbe.

Paris den 26. Juli 1793.

Ich kann noch einmal von hieraus ſchreiben, und wer weiß am Ende noch wie heute, da die Leute mit Zögern wie beſeſſen ſind. Immer deutlicher überzeuge ich mich von der Wahrheit, daß die Menſchen den zehnten Theil ſo viel nicht thun, als ſie leicht thun könnten. Das iſt hier und überall wahr. Dein Brief vom 22. kam geſtern an. Ich habe mich ſehr darüber gefreut, denn, mein gutes Kind, mir iſt es lieb, wenn Du nur frohe und ruhige Tage hinbringſt, und es dünkt mich, ſeit Du von den fatalen Leuten in V. weg biſt, müßteſt Du wieder zufriedener und ungeſtörter leben. Nichts iſt ſo peinlich, als die Lage, die Du beſchreibſt. Ich habe einen Geſichtspunkt für das Alles, aus welchem die Einſeitigkeit und Eingeſchränktheit der Menſchen und ihr Vorurtheil nicht einmal den armſeligen Mantel der Ehrwürdigkeit behält. Mich dünkt, wer wahrhaft tugendhaft iſt, kann auch an Tugend glauben, und wer ewig daran zweifelt, hat ſie nie gekannt. Ein ſolcher Menſch iſt dann nur ſchuldlos, weil ſein Schickſal ihn nicht auf die Probe ſetzte. Soll ich ihn richten, ſoll ſein Urtheil mir werth ſein? Ich wüßte nicht, wo ich das Verhältniß hernehmen ſollte, das mir ihn näher rückte. Ich darf nach Allem, was mir begegnet iſt, nicht mehr hoffen glückliche Tage im Schooß der Meinigen zu ſehen. Wenn es aber einen Wechſel in meinem Schickſal geben ſollte, ſo würde ich glauben, ich ſei nur darum ſo unglücklich geworden, daß ich mich in meiner einfachen, unermeßlichen Art, die Dinge anzuſehen, immer mehr beſtärkt finden möchte. Ich war immer froh, wenn Alles nach ſeiner Art genoß; nach meiner Art zu genießen habe ich nie Jemand zwingen mögen, und wenn hierin etwas gefehlt war, ſo müßte es ſein, daß ich mich zu ſehr dabei vergaß. Jetzt, wenns möglich iſt, bin ich noch duldſamer, weil ich noch mehr entbehren und mir ſelbſt angehören gelernt habe. Ich weiß nicht, was es für eine traurige, ſelbſtiſche und neidiſche Art des Seins iſt, wobei

LIBRARY UNIVERSITY OF ALBERTA

man in dem Maße fühlloſer gegen Freude und Leid Anderer wird, in welchem man ſich durch Umſtände und Unglücksfälle gezwungen ſieht, dem Genuß, dem Glück und der eigenen Freude zu entſagen und dagegen eine neue Laſt von Mühſeligkeiten auf ſich zu nehmen. Je weniger mir bleibt, deſto ängſtlicher ſehne ich mich nach der einzigen Beruhigung, Andere noch mit den Mitteln eines frohen Daſeins ausgerüſtet zu ſehen.

Einen Schritt ſind wir nun wieder näher gerückt; Mainz iſt wirklich den Feinden in die Hände gefallen. Ich bin für die Demüthigung nicht fühlbar, welche das Frohlocken der Eroberer Manchem wol verurſachen mag; aber ich fühle mich zerriſſen, wenn ich das Schickſal der unglücklichen Einwohner erwäge. Ihr Heldenmuth, ihre Leiden, ihre Zugrundrichtung wird ihnen nichts helfen bei Menſchen, die keine Anſtrengung zu ſchätzen wiſſen und nur ihre Leidenſchaften zu befriedigen ſuchen. Wie mancher arme Märtyrer der Freiheit wird nun noch bluten, oder, was ärger iſt, verſchmachten müſſen! Dies iſt der Punkt, wo man Muth und Geduld bedarf, um nicht an allem Guten zu verzweifeln und ſeine Grundſätze für Chimären zu halten! Ich vermuthe nun in Abſicht auf meine Sachen das Aergſte. Schwerlich werde ich meine Papiere je wiederſehen und ſo iſt dann mein übriges Leben ſo gut als gar nicht mehr in einer literariſchen Rückſicht. Ich muß geſtehen, wäre Alles verbrannt oder auf irgend eine Art vernichtet, ſo würde ich froh ſein. Jetzt muß ich gewärtigen, daß man ſich mit meinen Arbeiten einen guten Tag macht und mit manchen Dingen, die nur für mein Auge waren, Spott treibt. Ich habe Stärke Alles zu ertragen, aber dieſen Verluſt empfinde ich ganz und in ſeiner zerfleiſchendſten Beziehung. Ich begreife ihn nicht, ſo überſteigt er alle meine Begriffe von der Gerechtigkeit, die wenigſtens eines Menſchen Brauchbarkeit nicht zernichten ſollte, wenn ſie auch durch Prüfungen ſeine Seelenkräfte übt und vervollkommnet. Freilich wol iſt dadurch eben erwieſen, daß das Leben eines Gelehrten nicht gerade eine Beſtimmung vor dem Richtſtuhl der Vorſehung heißen mag, und daß wir daneben noch Menſchen ſein müſſen. Allein wer kann wieder leugnen, daß eines Jeden Humanität nur von ſeinen Studien und Beſchäftigungen die Farbe entlehnt, die ihn in dem Mannigfaltigen auszeichnet und wodurch er zugleich an ſeinem Platz das iſt, was er ſein ſollte? — Sei indeß nicht beſorgt um mich; es iſt noch nicht Alles ver-

loren, und wenn Alles verloren iſt, dann habe ich weiter nichts zu verlieren und dann hat Niemand an mich zu fordern, ſondern an diejenigen, die noch zu verlieren haben. Und an wen und was fordern die Leute? Es bleibt zuletzt vielleicht mir ſelbſt mehr an mir ſelbſt übrig, als Alles, was ich einbüßte, nur daß ich davon nicht mehr geben kann, als Jeder nehmen will. Ihr lieben guten Leute macht Euch wol keinen rechten Begriff von einem Menſchen in meiner Lage, der ſo wunderbar um ſeine ganze Wirkſamkeit gekommen iſt und in eine ganz fremde Art der Exiſtenz übergehen muß, welche ſich blos auf einen ununterbrochenen Widerſtand gegen die ganze auf ihn einſtürmende Macht des Schickſals beſchränkt. Ich bin ſo ſehr belagert wie Mainz, ich habe ſo ſtarke Ausfälle gethan, und wenns erlaubt iſt, das Gleichniß noch weiter fortzuſetzen, ſo glaube ich, daß ich mich auch bis auf die letzte Extremität wehren werde.

An Dieſelbe.

Cambrai den 1. Aug. 1793.

Ich bin dieſen Augenblick hier angekommen, und ob ich gleich nicht weiß, wann mein Brief abgehen kann, will ich doch noch ein paar Worte mit Dir plaudern, ehe ich mich ſchlafen lege. Welch eine Veränderung der Scene! Hier wimmelt Alles von Soldaten und erinnert mich an Mainz. Vier Meilen davon, in Valenciennes, ſind die Feinde, und eine halbe Meile dieſſeits, nach Paris zu, iſt Alles ſo ruhig, als ob es tiefer Friede wäre. Dieſe Ruhe mitten in dem Gräuel des Kriegs hat mir immer wunderbar geſchienen, und ſie iſt doch ſo natürlich; allein man ſtellt ſich das immer in der Phantaſie ſo vor, als müßte der Krieg Alles auf weit und breit umher ſcheuchen und ſchrecken, als müßte auf allen Geſichtern Grauen und Entſetzen zu leſen ſein. Ich habe unterwegs in der römiſchen Geſchichte geleſen und Troſt über die gegenwärtige gefunden. Die Zeiten von Marius, Sylla, Catilina, Pompejus und Cäſar haben gewiſſe Aehnlichkeiten mit unſerer Zeit, allein wir ſind gegen jene Menſchen wirklich Kinder in Tugenden und Laſtern. Was mich freut, iſt die Ueberzeugung, daß die Reſſourcen einer großen Nation faſt unerſchöpflich ſind, und daß die furchtbarſten

Unglücksfälle ſie nicht zu Grunde richten, daß man folglich zu keiner Zeit verzweifeln müſſe, ſelbſt nicht wenn ein Menſch, wie in Sylla's Fall, die Alleinherrſchaft an ſich reißt und allen Leidenſchaften Anderer Stillſchweigen auferlegt. Je mehr ich indeſſen mit der Geſchichte der Revolutionen vertraut werde, deſto ſtärker wird die Ueberzeugung wieder in mir, die ich ſonſt immer zu haben pflegte, daß der Menſch nichts ohne Leidenſchaften ausrichtet, mithin daß an jener idealiſchen Vollkommenheit, welche wir oft in Büchern träumen, ſo gut als gar nicht zu denken ſei. In der That, wenn nicht dieſe Triebfedern hoch geſpannt ſind, ſo fallen alle Beweggründe zum Handeln weg, es wäre denn, daß wir ſchon als vernünftige Weſen geboren würden, denen die Vernunft ſelbſt Trieb zum Handeln gäbe (ich bemerke beiläufig, daß hier ſchon in den Worten ſelbſt eine Art von Widerſpruch liegt), und ſind heftige Leidenſchaften vorhanden, ſo iſt es nicht anders möglich, als daß Monſtroſitäten im Handeln vorgehen. Ich bin daher immer wie ſonſt der Meinung, daß die republikaniſche Verfaſſung, nicht daß ſie mehr Glück bringend als jede andere wäre, ſondern lediglich, weil ſie den Geiſteskräften einen neuen Umſchwung, eine neue Entwicklung und Richtung gibt, unter den gegenwärtigen Umſtänden unterſtützt und erhalten zu werden verdient. Erfahrung und Handeln ſind die großen Schulen der Menſchheit; je mehr Jemand gethan und gelitten hat, deſto vollkommener iſt er in dem Gebrauch ſeiner Kräfte und in der Kenntniß ſeiner ſelbſt, der wichtigſten von allen, geworden. Es ſcheint mir, als wäre die Gelegenheit zur allgemeinen Ausbildung der Mehrheit der Menſchheit, in unſern jetzigen monarchiſchen Verfaſſungen, beinah verſchwunden. Ehrgeiz, Habſucht, Hang zum Sinnengenuß ſogar könnten nur bei einer ſehr geringen Anzahl von Menſchen bis zu der leidenſchaftlichen Höhe ſteigen, wo ſie mächtig zu großen Handlungen antreiben, zu einer mannigfaltigen Uebung der Kräfte führen. In der Republik iſt ein weites Feld für Jedermann offen. Die Erſcheinungen, wird man ſagen, ſind aber nicht nur eben ſo unmoraliſch, wie ſie ſonſt in den monarchiſchen und ariſtokratiſchen Verfaſſungen waren, ſie ſind vielleicht noch ſchreiender, auffallender, empörender, die Contraſte ſind ſo ſchneidend, daß ſie gleichſam das Gute wie in ſchlechten oder übel colorirten Gemälden beleidigen. Wenn das wahr und ausgemacht wäre, wie es mir doch nicht ſcheint, ſo glaube ich doch einwenden zu müſ-

ſen, daß die Natur überhaupt mir nicht ſittlich ſcheint, ſondern daß es lediglich eine Moralität einzelner Menſchen geben kann, welche zwar das ſchönſte Ziel unſers Daſeins iſt, aber den allgemeinen Schickſalen der ganzen Gattung immer untergeordnet bleibt. Unſtreitig kann es tugendhafte, gute Menſchen in allen Welttheilen, unter allen möglichen Verhältniſſen des Orts, der Verfaſſung, der Ausbildung der Sitten und Kenntniſſe geben. Mit andern Worten, es liegt, oder ſcheint wenigſtens nicht viel daran zu liegen, daß ähnliche Arten von Moralität allgemein werden, ſondern Alles liegt vielmehr daran, daß die Bedingniſſe, unter welchen wir als vernünftige, empfindende Weſen handeln, vermannigfaltigt werden. Wenn ich ſage, ich möchte lieber Newton ſein als Sylla, ſo weiß mir vielleicht die Natur und die Gottheit für dieſe Wahl nichts anzurechnen; es iſt nur ein Beweis, daß mein Blut ruhiger fließt, meine Begierden nicht ſo heftig, meine Leidenſchaften nicht ſo ſtark, meine Mittel folglich auch ſo mächtig nicht ſind. Die Geſetze der ewigen Gerechtigkeit, oder der reinen Vernunft, bleiben darum immer, was ſie waren, der unabänderliche Maßſtab der Rechtmäßigkeit unſerer Handlungen. Wenn wir daher Sylla's Grauſamkeit und Rachſucht mißbilligen und verabſcheuen und ihn nur in dem Augenblick, wo er die Dictatur niederlegt, wieder gerecht und groß finden, ſo müßte Sylla's eigene Erkenntniß uns beiſtimmen, falls wir ſie ordentlich befragen könnten; aber unſtreitig würde der Sylla, der nicht ſo blutige Rache genommen hätte, auch den Mithridates nicht überwunden, den Marius nicht vertrieben, vielleicht die Dictatur nicht wieder niedergelegt haben.

Den 4. Aug.

Ich bin geſund und wohl hier, meine lieben Kinder. Wie lange ich hier bleibe, iſt ungewiß. Die Briefe gehen durch ** ſicher, dahin ſchneller die Eurigen. Der Ort iſt übrigens abſcheulich und die Einwohner eine fatale Race, ſo weit ich bis jetzt geſehen habe, ein Baſtard von Flämmingern und Franken, und zwar nur das Unangenehme von beiden in der Miſchung. Ich ſuche noch das erſte hübſche Weib zu ſehen zu bekommen. Es wimmelt von Soldaten und Troß. An Bequemlichkeit, ſogar die unentbehrlichſte, iſt nicht zu gedenken. Schmutz iſt das Element dieſer Leute, und es ſcheint, als ob ſie nie, auch

nur etliche Meilen von hier, erlernt hätten, wie andere Menſchen ſich das Leben erträglicher zu machen ſuchen. Doch ich habe andere Dinge ertragen gelernt und lebe nur noch von einem Tag zum andern, ohne ein Project auf morgen zu machen. Daß ich mehr nichts ſchreiben kann, begreift Ihr wol. Ich möchte es kaum, wenn ichs könnte; nur ſo viel ſagt mir meine jetzige Erfahrung und Kenntniß: Alles, auch das Unerwartetſte iſt nützlich, und Alles läßt ſich entſchuldigen, wo nicht wol rechtfertigen, durch die unbezwingbare Nothwendigkeit, die kein Geſetz erkennt. Ich kann noch in 4—5 Tagen keine Nachricht von Euch haben, denn erſt heut ſchreibe ich, daß man mir Eure Briefe nachſchicken ſoll.

Ich bitte, wenn meine Bitte je etwas vermag, ſorge für Deine Geſundheit, und Sie, Huber, helfen Sie dafür ſorgen. Wenn ich manchmal noch einen Strahl der Hoffnung habe, der mir zuſpricht, daß irgend eine Planke mich aus meinem Schiffbruch rettet, ſo bleibt mir die Hoffnung doch nur bei meinen Kindern. Ich küſſe meine Kleinen und umarme Euch mit inniger Seele.

An Dieſelbe.

Cambrai den 7. Auguſt 1793.

Es bleibt mir noch die Hoffnung, daß mein Hierſein nicht von langer Dauer ſein werde, ſonſt wäre es wirklich noch das Härteſte, was mir widerfahren iſt. Ganz unter herzloſen Menſchen leben zu müſſen, iſt faſt ärger als Robinſon Cruſoe's Einſamkeit. Ich will den Leuten nicht zu nahe treten, indem ich ſie ſo charakteriſire. Etwas Untheilnehmendes iſt einmal im Nationalcharakter: dazu kommt das Kriegsweſen, welches die Menſchen verwildert, dann der gänzliche Mangel an Bequemlichkeiten, wodurch Jeder ſich genöthigt ſieht, ſo gut er kann, nur für ſich zu ſorgen, ohne ſich um Andere zu bekümmern, endlich das republikaniſche Mißtrauen, welches durch die unzähligen Verräthereien und die nicht minder zahlreichen Denunciationen bis auf einen ſchrecklichen Grad geſtiegen iſt. Nimm noch hinzu, daß dieſe Menſchen, wenigſtens Alle, die ich noch geſehen habe, roh und ungebildet, ohne Erziehung und Kennt-

niſſe von der Art, wie ſie unſer einem analog ſind, nirgends einen Vereinigungspunkt darbieten. Ich wohne in einem ſehr kleinen, unfreundlichen, ſchmutzigen Zimmer, ohne alle Meubeln, mit meinem Reiſegefährten zuſammen, umringt von unſerm Gepäcke, und ſchlafe in einem ſchlechten Bett, wo mich alle Nacht die Wanzen beißen. Thee, Kaffee und Zucker ſind in der ganzen Stadt nicht mehr für Geld zu haben, ich frühſtücke alſo trocken Brot, wenn ich nicht zuweilen aus großer Gnade unſerer Wirthin ein wenig Butter dazu bekommen kann. Unſere Wirthstafel, Mittags und Abends, iſt ſehr ſchlecht beſetzt, aber der Hunger würzt die Speiſen. Ich gehe gewöhnlich Morgens und Abends vors Thor, entweder allein, oder mit meinem Gefährten, der ein ſehr rechtſchaffener, aber kalter, trockener und taciturner Menſch iſt. In der Zwiſchenzeit leſe ich, denn zum Schreiben, zumal Componiren, iſt mirs nicht ruhig und nicht geſammelt genug, ausgenommen was unſer Geſchäft mit ſich bringt und dieſe Zeilen an Dich. Die flache Gegend hat ihre Schönheit, Alleen von hohen Ulmen gehen längs den Canälen fort, auf große Stunden Wegs, und auf beiden Seiten gibts Gemüſe- und Obſtgärten in Menge. Allein eine Allee iſt ſchon ſeit meinem Hierſein umgehauen worden, und wer weiß, wie bald die übrigen daſſelbe Schickſal trifft, wenn der Ort mit Belagerung bedroht werden ſollte. Das erinnert mich an die traurige Verwüſtung um Mainz, die ſchon vor dem Einmärſch der Franzoſen in der Favorite angefangen wurde, und ſeitdem bis zur Vernichtung jedes Strauchs im ganzen Umkreiſe getrieben worden iſt. Ich bin weit entfernt, mich meinen Empfindungen zu überlaſſen, ich ſträube mich aus allen Kräften dagegen und ſuche mich blos auf die Sorge des Tages einzuſchränken. Allein nicht immer iſt das möglich, und wie mich dann Alles zerreißt und niederwirft, kannſt Du Dir aus eigner Erfahrung vorſtellen. Unmöglich laſſen ſich Dinge ſchreiben, die mehr als alles Andere beitragen, mir meinen Aufenthalt hier und in Frankreich überhaupt zu verleiden; aber dieſe Dinge, und der in Mainz erlittene Verluſt — daß dies Alles zuſammentreffen mußte, iſt doch wunderbar. Wir glauben oft etwas zu ſein, was wir nur durch Umſtände ſind; ändern ſich dieſe, dann fühlen wir unſer Nichts. Ich weiß nicht, ob ich dieſer Erfahrung bedurfte, ich hielt nie viel von mir ſelbſt und war nie glücklich genug, um übermü-

LIBRARY UNIVERSITY OF ALBERTA

thig zu ſoin. Jetzt ſuch' ich nur Ruhe und in dieſer Ruhe die Möglichkeit, arbeiten zu können. Es iſt aber Zeit, daß ich mich nun ernſtlich nach der Gelegenheit umſehe, irgendwo einen feſten Fuß zu gewinnen. Ich habe Dich ſchon öfters gefragt, ob das in der Schweiz nicht anginge? Du haſt mir nie darauf geantwortet. Ich muß nur wiſſen, wie Alles ſich verhält, weil ich fühle, daß ich nicht länger anſtehen darf, einen neuen Weg einzuſchlagen. Hierher paſſe ich nicht; ich glaube, die unvollkommene Idee, welche Du aus öffentlichen Blättern von dem jetzigen Gange der Sache haben magſt, iſt völlig hinreichend, Dir das zu erläutern und eben ſo einleuchtend wie mir ſelbſt zu machen. Mit Brand möchte ich gern nach Italien gehen, aber, ich wiederhole es, er müßte mir dazu einen Paß aus England verſchaffen. Ich bin bereit in dieſem Falle, wenns unumgänglich nothwendig iſt, unter einem angenommenen Namen zu reiſen. Die zweite Schwierigkeit bei dieſer Reiſe, daß ich keinen Heller Geld dazu habe, ließ ſich noch wol heben. Ich dächte, mein Reiſejournal, blos abgedruckt, müßte mir die Reiſekoſten reichlich eintragen. Geht es damit nicht, ſo muß ich irgendwo in einem Winkel, wo man mich ruhig läßt, für Buchhändler arbeiten. Dies, wie geſagt, müßte in der Schweiz ſein, denn nach England zu kommen, dürfte ſehr ſchwer halten. Kanns aber in der Schweiz nirgends ſein, nun dann müßte ichs verſuchen, wie ich mich nach England ſchliche und dort unbekannt bliebe. — Geht Alles das nicht, ſo verlaſſe ich Europa, es mag koſten, was es wolle, wofern mir die Nothwendigkeit nicht mein Schickſal macht, ohne daß ich etwas dazu thun kann; denn es wäre nicht unmöglich, daß man uns hier heut oder morgen einſperrte und belagerte, und daß die Stadt nicht entſetzt würde, wiewol ich noch jetzt glaube, daß der Feldzug ein ſchlimmes Ende für die verbündeten Mächte nehmen wird. Ich will morgen meinen Brief fortſetzen, meine Gute, Liebe; Du ſiehſt, welch ein fatales Unglück mir eben jetzt damit begegnet, aber ich kann ihn unmöglich abſchreiben. Sei nur geſund, froh, glücklich und weiſe!

Arras den 8. Auguſt.

So nah dachte ich mir die Nothwendigkeit meiner Abreiſe nicht. Vier Stunden, nachdem ich Obiges geſchrieben hatte,

blieb uns die Wahl, entweder dort eingeſperrt zu ſein, oder augenblicklich abzureiſen und glücklicher Weiſe fanden wir noch Pferde. Wir mußten hier zwei Stunden vor dem Thore warten, eh' man uns einließ, weil wir einen Augenblick nach Thorſchluß gekommen waren. Dafür befanden wir uns um 11 Uhr in einem Wirthshauſe, wo wir uns ein wenig für Cambrai entſchädigen konnten. Wie lang dieſe irrende Ritterfahrt dauern wird! — Neue Orte zu ſehen, iſt angenehm genug, nur nicht auf dieſe Art, wo die unangenehmen Kriegsauftritte immer daneben gehen. Ich komme auf dieſe Weiſe wahrſcheinlich um Deine Briefe, die nach Cambrai nachgeſchickt worden ſind, und das iſt unter den jetzigen Umſtänden der größte Verluſt, der mir widerfahren kann. Alles lernt man ertragen, aber das Leben wird dabei auch ſo unſchmackhaft und verliert ſo viel von ſeinem Werth, daß eine häßliche Gleichgültigkeit nothwendig eintreten muß, wobei die Kräfte des Geiſtes gleichſam erſtarren und ſo nicht wie ſonſt zu Gebote ſtehen. So wahr iſt es, daß Unglück — wahres Unglück (nicht eingebildetes, welches wir uns ſelbſt ſchaffen) der größte Prüfſtein der menſchlichen Vortrefflichkeit iſt, und daß eine eigene Gleichmüthigkeit und eine beſondere Geiſtesſtärke dazu gehört, um unbefangen auf die Welt zu wirken, wenn das Schickſal alle Quellen des Genuſſes abſchneidet und ſelbſt im Wirken uns die Hände bindet. Verzeih dieſe Reflexionen, ich fühle, wie unnütz ſie ſind, allein ſie füllen die Stelle der Bemerkungen, die ich nur mündlich mittheilen kann, und eine Beſchreibung von Arras kann ich Dir noch nicht geben. So viel ſehe ich aus meinem Fenſter, daß es ein viel ſchönerer Ort iſt, als Cambrai.

An Dieſelbe.

Arras den 10. Auguſt 1793.

Ich weiß nicht, ob ich mirs leid ſein laſſen, oder ob ich mich freuen ſoll, heute nicht in Paris zu ſein. Das Beſte iſt wol, die Schickſale zu nehmen, wie ſie ſich ereignen, ſonſt wäre in dieſer Periode meines Lebens der vereitelten Wünſche und Hoffnungen kein Ende. — Liebe Seele, wie geht es Dir und H. und unſern Kleinen? Ich entbehre ſchmerzlich Deine Briefe;

LIBRARY

bei dieſer Wanderſchaft von einem Ort zum andern gehn ſie mir wol gar verloren! Du ſiehſt, daß ich nicht ganz unbillig wäre, wenn ich mich über mein Loos beklagte. Trotz der Größe und Schönheit des Orts iſt auch hier daſſelbe Bild des Elends und Mangels ſichtbar, den man nur zu ſehen, nicht ſelbſt zu fühlen braucht. Die Kriſe der fränkiſchen Freiheit naht heran. Wir hätten längſt Alles errungen, wenn unſelige Privatleidenſchaften nicht das Schickſal des ganzen Volks aufs Spiel geſetzt hätten. Ich fürchte nichts von Tyrannei, ſobald wir nur Spannkraft genug zu noch einer großen Anſtrengung haben, und eine ſonderbare Ahnung läßt mich dieſe jetzt wirklich hoffen. Zwiſchen jetzt und ſechs Wochen entſcheidet ſich Alles. Allein auch der glücklichſte Ausgang für uns, in Abſicht unſerer Feinde, rettet uns noch nicht von den zahlreichen Uebeln, die von einer Revolution unzertrennlich ſind. Eine geſegnete Ernte durch die ganze Republik wird bei dem jetzigen Zuſtand unſers großen verſchwenderiſchen Haushalts dennoch im Januar und Februar kaum mehr ihren wohlthätigen Einfluß ſpüren laſſen! Tugend und Weisheit, die Eigenſchaften des Republikaners, die uns abgehen, müſſen wir alſo theuer erkaufen; denn die Natur der Dinge ändert ſich um dieſerwillen nicht, und es iſt unmöglich, daß der neue Staat auf feſtem Grunde ſtehe, bevor nicht eine eiſerne Nothwendigkeit in ihrer ſchrecklichſten Geſtalt allem Ehrgeiz und allem Eigennutz die Flügel beſchnitten hat. Der Kampf kann nicht lange dauern, das weiſſagt die Talentloſigkeit, die ſich allgemein da blicken läßt, wo ſie durch das Emporſtreben der Handelnden recht auffallend wird. Es iſt mir unmöglich, jetzt vorauszuſehen, was alsdann werden wird, allein ich glaube beinah, etwas ganz Neues und Unerwartetes, ſowol für uns ſelbſt, als für das übrige Europa, wenn es wahr iſt, was doch dem Bewußtſein eines vernünftigen, empfindenden Weſens ſo wahrſcheinlich bleiben muß, daß kein blindes Ungefähr die Zügel des Weltalls lenkt. Es iſt Zeit, daß etwas geſchehe, um dem Strom eine neue Richtung zu geben, der bis jetzt ſo unaufhaltſam zur Vernichtung aller moraliſchen Wirkſamkeit, zur Ertödtung aller Kräfte der Individualität ſich fortwälzte. Kann der Menſch ſich denken, daß dieſe Vervollkommnungsfähigkeit, die ihn vom Thier unterſcheidet, nur da iſt, um ewig in ihm zu ſchlafen? Ich weiß wol, daß die politiſche Menſchenverachtung das glaubt, weil ſie dieſe Erſchei-

nung, die ſie aber ſelbſt immer zuwege gebracht hat, überall in der Geſchichte findet; aber die philoſophiſche Menſchenverachtung geht von dem Phänomen zur Urſache, und zum Heilmittel, wenn es irgend zu finden iſt, und iſt alſo eigentliche Philanthropie. Der Philoſoph iſt mit dem Politiker einig über das, was die Menſchen ſind; allein er fühlt, er weiß, was ſie ſein könnten, und von dem Augenblick kann er nicht umhin, treu und ſorglich zu wirken, daß ſie ihre Beſtimmung erreichen mögen. Dieſe Ideen treiben ſich in meinem Kopf herum, weil ich Muße genug habe, darüber nachzudenken, und vielleicht werde ich ſie irgendwo anzuwenden ſuchen, wenn es noch möglich wird, daß ich wieder ſchriftſtellern kann. Dies iſt indeſſen, ſo lange wir zwei in einem Zimmer wohnen, ſchwerlich ins Werk zu richten. Bei meiner Arbeit muß ich immerfort meditiren, und faſt nach jedem einzelnen Paragraphen auf und abgehen. Tauſend Dinge kommen zuſammen, die mich im Gange meiner Ideen ſtören, wenn ich nicht allein bin.

Den 14. Auguſt.

Es ſind heute 14 Tage, daß ich keine Nachricht von Euch und allen meinen Correſpondenten hatte. Auf einmal erhalte ich drei Briefe von Dir und mehrern Andern. Deiner Aufforderung, in der Bahn, die ich betreten habe, zu beharren, will ich gern folgen, denn auch die Nothwendigkeit befiehlt mir daſſelbe, und ich folge ſeit langer Zeit dem Strome des Schickſals mit Geduld und Zuverſicht. Ich gebe Dir völlig Recht und finde Deine Gründe gut. Ich werde mich nicht losreißen, wenn man mich nicht verläßt und vernachläſſigt. Ich ſchreibe jetzt abgeriſſen und unzuſammenhängend, weil ich gern will, daß mein Brief heut noch fortgeht. — Es iſt viel zu viel, meine Lieben, was Ihr Euch von der Wichtigkeit meiner Lage in Fr. und von meiner individuellen Wichtigkeit vorſtellt. Ich fühle zu ſehr, daß mich mein Unglück verändert hat. Sieh, meine Beſte, es fehlt mir nicht an Muth und Kraft, aber an jener heitern, freien Geiſtesregſamkeit, die ich noch hatte, als ich hoffen konnte. Ich bin jetzt da, wo Menſchen in meiner Lage ſich immer glücklich ſchätzen können, hinzugelangen, im Hafen der Reſignation; aber der Name ſelbſt lehrt ſchon, daß es die letzte öde Zuflucht des von Stürmen umhergetriebenen Herzens

iſt, Ich bin ruhig, aber ich bin ausgebrannt. Eure Jugend läßt Euch nicht zu, Euch an meine Stelle zu denken. Nach meinen Jahren hatte ich auch noch Anſprüche, aber nach meinen Erfahrungen und Leiden muß ich darauf verzichten. Es iſt mir beſonders auffallend, mich in Euren Briefen immer vis à vis von Königen zu finden. Ich glaube, im Grunde habe ich wol noch keinem eine unruhige Viertelſtunde gemacht, und keiner denkt mich als den Popanz der Königſchaft, den Ihr und vielleicht einige wenige feinempfindende Menſchen in mir zu ſehen glaubt. Mehr davon ein andermal. Jetzt das Dringendſte über meine Sache in Mainz. B. hat ſich, verkleidet als gemeiner Soldat, glücklich gerettet und iſt in Strasburg. Meine Correſpondenz und Manuſcripte hat er, wie er ſagt, in vollkommene Sicherheit gebracht. Sie ſind, in Tonnen gepackt, bei einem Kaufmann, der ſie gelegentlich mit andern Sachen fortſchaffen ſoll. Alles Uebrige, Meubeln, Betten, Kleider, Tiſche, Bett- und Leibwäſche, Silberzeug ꝛc. Bücher, ſteht noch im Hauſe, allein unter preußiſcher Wache, vermuthlich in Befolgung der Bitten Deines Vaters. Nun ſäume nicht, an Deinen Vater zu ſchreiben, daß er die ganze Verlaſſenſchaft, ſo wie ſie da iſt, nach Frankfurt liefern laſſe. Dort muß ſein Commiſſionair, welches, wie ich wünſche, der junge Wenner ſein könnte, die Bücher, Betten, Wäſche, Silber ꝛc. einpacken und Alles (die Bücher ausgenommen) an Dich in die Schweiz liefern. Die Bücher müſſen noch ſo lange in Frankfurt bleiben, bis ſie entweder nach Strasburg können, oder mir über Baſel zugeſchickt werden. Dein Vater müßte dem jungen Wenner als ſeinem Commiſſionair Vollmacht geben, nach Mainz zu gehen und Alles dort in Empfang zu nehmen. Dieſer machte dann die ganze Auslage an Kaſten, Transportkoſten auf dem Marktſchiff ꝛc., und rembourſirt ſich aus dem Verkauf unſerer Meubeln. Der Ueberſchuß muß eine ſchöne Summe machen. Ich bin Niemand in Mainz was ſchuldig, außer etwa Schneider und Schuſter, mehr als 100 Fl. in keinem Fall; und den Lohn der armen treuen Mariane, die vielleicht auch retten geholfen haben wird. B. ſoll Dir umſtändlich ſchreiben, wie er Alles in meinem Hauſe verlaſſen hat. Doch warte ſeinen Brief nicht ab; Du kannſt ja lieber zweimal an Deinen Vater ſchreiben. Es geht ja unſere Kinder an. Du kannſt ſicher ſein, daß der Kurfürſt nichts wieder dort zu ſagen haben wird. Mich

dünkt, der König von Preußen wird ſagen: Herr, mein Fiſch! Wenigſtens behält ers en depôt bis zu ausgemachter Sache, unter dem Vorwand des gemeinen Beſten! Alſo iſt nicht zu bezweifeln, daß durch dieſen Letztern und ſeine entours Alles ausgerichtet werden müſſe. Dein Vater hat ja ſchon günſtige Antworten; nun muß das heiße Eiſen geſchmiedet werden. Madame de Ch. mag auch noch einmal die Schultern anſetzen. Alles, was Du und H. über die Wichtigkeit von M. für uns hier ſagen, iſt richtig, aber was geſchehen iſt, kann man nicht ändern. Wenn meine Bücher und Papiere wieder in meinen Händen ſein werden, verſpreche ich Dir noch einmal ſo lang zu leben und wieder Hoffnungen und Muth zu ſchöpfen.

Nun ich nicht mehr in Paris bin, frankire ich nicht mehr. So kommt mir das vorhin Ausgelegte zu Gute, nicht wahr, Rechenmeiſter? Willſt Du wol aufhören mit mir zu rechnen? Wenn ich nichts hätte, griff ich nicht in Euren Beutel oder tunkte das Brot in Eure Suppe? Ueberhaupt haben dieſe Worte, Mein und Dein, zwiſchen uns keinen Sinn mehr.

An Dieſelbe.

Arras den 16. Auguſt 1793.

Ich ſchreibe nach Paris, meine Liebe, und alſo auch an Dich, weil ich die Gelegenheit nicht verſäumen will; denn Neues gibt es in dieſer Todesſtille nicht. Ich bin geſund, das iſt das Beſte, ich leſe oder ſchreibe den ganzen Tag, ich ſpaziere ein wenig und bringe gewöhnlich den Abend in einer ſchlechten Komödie zu, die doch nicht ſchlecht genug iſt, um unterhaltend zu ſein. Sonſt habe ich hier keine Bekanntſchaft, keine Geſellſchaft. Der Charakter dieſer flammändiſchen Franken iſt ſchwerfällig, langſam, phlegmatiſch, ſchmutzig und ohne Geſchmack, ohne Behülflichkeit, ohne Intelligenz, ohne Reſſource; Alles, was ſie nicht von jeher gewohnt waren, können ſie nicht und wiſſen ſie nicht. Cambrai haben die Feinde nicht für gut befunden anzugreifen, wie ſie überhaupt keine große Luſt zu neuen Angriffen zeigen. Es hat ſie raſend viel Menſchen gekoſtet, Valenciennes einzunehmen. Das Ende des Feldzugs wird ihnen wahrſcheinlich nicht günſtig ſein. — Mein Geſchäft

LIBRARY UNIVERSITY OF ALBERTA

rückt keinen Schritt vorwärts, weil von den Engländern keine Antwort kommt, ob ſie Jemand ſchicken wollen, um wegen der Auswechſelung der Gefangenen mit mir zu ſprechen, oder nicht. Ich wünſchte lieber in Paris zu ſein, wenn ich hier nichts nützen kann. Dort ſind Abgeordnete von den geflüchteten Mainzern in Strasburg angekommen; ich könnte ſie unterſtützen, wenn ich zur Stelle wäre. Wenn Alles wahr iſt, was ich höre, ſo hat man ſich der armen Deutſchen, die ſich für die Freiheit in Mainz aufgeopfert haben, bei der Capitulation gar nicht angenommen und ſogar, was ich doch nicht glauben kann, alle die nach und nach eingekommenen Deſerteurs, bei 600, die Dienſte genommen hatten, dem Feinde ausgeliefert. Welch einen übeln Eindruck muß nicht dieſe Treuloſigkeit bei den deutſchen Truppen machen. Ich fürchte bald von Euch die Wirkung zu hören. — Was unſere Sachen betrifft, ſo habe ich in meinem Vorigen ſowol Dir als Hubern alles Nöthige geſagt. Ich füge nur dieſes hinzu: meine Kleider und Wäſche brauche ich, denn hier iſt Alles von der Art horrend theuer. Meine Bücher kann ich eben ſo wenig entbehren. Denn einmal muß ich mich jetzt in Frankreich gleichſam häuslich etabliren, wie Du ſelbſt eingeſehen haſt, da alle andere Projecte mich außer Stand ſetzen, meinen Buchhändlern Genüge zu leiſten, woran ich doch denken muß, ſobald ich in eine dazu günſtige Lage kommen kann. — Aus dem Grunde bitte ich dringend, daß mir dieſe Sachen über Baſel, ſo geſchwind, als ſie überhaupt aus den Händen der Feinde erlöſet werden können, zugeſchickt werden mögen. Es wird Geld koſten. Mag es doch; der Gewinn iſt nicht mit Gelde zu bezahlen, den ich davon habe, wenn ich wieder im Stande bin zu arbeiten. Sorge doch ja, daß dies zu Stande komme, und verſäume nicht, daß wo möglich der junge Wenner Deines Vaters Commiſſionair werde. Unſere Meubeln können in Frankfurt verkauft werden. Das Andere mußt Du Dir Alles nach Baſel oder Neufchatel kommen laſſen; was Du nicht brauchſt, hebſt Du mir auf, bis ichs in Empfang nehmen kann. Sorge, daß die Transportkoſten von dem, was aus den Meubeln gelöſt wird, und daß Kaupart in Gotha bezahlt werde. Das Herz bricht mir faſt, wenn ich an die traurige Veränderung in Allem — Allem! denke! — Geduld!

Ich erzählte Dir gerne, was Du noch von den beiden intereſſanten Weibern wiſſen möchteſt, allein mein Kopf iſt nicht

heiter, nicht geſammelt, nicht ruhig genug dazu. O mündlich, mündlich! Und warum nicht bald? Sterben iſt gar nichts, was bang machen kann; ich bin es lange überzeugt. Iſt der Entſchluß einmal gefaßt; der Schmerz iſt geringer als jeder andere, er iſt nichts; ich meine das eigentliche Trennen des Lebens, zumal bei einem Werkzeug, deſſen Wirkung ſo unfehlbar iſt, wie die Guillotine. Die Ohrfeigen ſind ſehr authentiſch, ich habe es geſehen, allein ich muß doch auch hinzuſetzen, daß der Kerl dafür geſtraft worden iſt. Die ſchnelle Vergeſſenheit alles Geſchehenen, der Sturm, in welchem man von heute zu morgen übergeht, ſind mir neue Beweiſe von der gänzlichen Verſchiedenheit unſeres Zeitalters von dem vorigen, und von dem Mangel der Charaktere, die den großen Menſchen machen. Es iſt aber auch nicht in der Natur dieſer Revolution, daß ſie Größe dulden könne. Was iſt auch am Ende dieſe Größe? Die Menſchheit in der Maſſe ſcheint keine Ehre davon zu haben. Wenn jetzt die Maſſe beſſer wäre, ich bedauerte es nicht, daß wir keine Größe haben. — Uebrigens noch eine Schlußbemerkung. Laß uns nicht zu tief forſchen, wenn wir nicht alle Größe aus den Augen verlieren wollen. Es iſt Täuſchung und überall Täuſchung. Unſere Phantaſie malt das Bild aus, wovon wir nur wenige hervorſtechende Züge haben. Die fehlenden Züge, die ſie ſupplirt, wenn wir ſie hernach in natura ſehen, paſſen nicht zum Ganzen oder ſcheinen wenigſtens kleinlich und des Ganzen unwürdig. Wenn ich mir denke, daß nur ein paar Kleinigkeiten, die man von der Mörderin Marat's ſagt, wahr ſein könnten, ſo iſt ſie mir nicht mehr ſo auffallend — und alle Schwärmerei iſt doch im Grunde Einſeitigkeit! — Wenn ich denke, daß das wirklich ſehr intereſſante Geſchöpf, das auf dem Kuffſtein ſaß *), in Turin vorher ſich durch Ausſchweifung die ganz unheilbare grosse vérole ſoll zugezogen haben, ſo iſt ſie mir doch ein Gegenſtand des Ekels und der Verachtung. Pfui! die Menſchen ſind eine häßliche, kleinliche Brut; ich bin allmälig darüber zur vollkommenſten Ueberzeugung gekommen, und weil es einmal ſo iſt, wirds auch wol ſo recht ſein, aber ſonſt möcht' ich beinahe wünſchen, ich würde nie von meinem Irrthum geheilt, weil es, je älter man

*) Das Fräulein T., von welchem Forſter in einem früheren Briefe aus Paris mit ſo vieler Theilnahme erzählte.

LIBRARY UNIVERSITY OF ALBERTA

wird, je weniger von uns abhängt, uns ſelbſt zu täuſchen. Ich weiß, wie troſtlos dieſe Bemerkungen ſind; ich fühle es ſtündlich; allein es iſt mein Schickſal, ſie hinzunehmen, weil die Erfahrung ſie mir aufdringt. — Ohne allen Stolz geſagt; denn ich finde mich nicht um ein Haar beſſer als andere Leute. — Lebe wohl, und täuſche Dich, ſo lange es geht.

An Dieſelbe.

Arras den 21. Auguſt 1793.

Mich überzeugt jeder Tag und jede Stunde mehr, daß meine politiſche Laufbahn beendigt iſt. Dieſelbe Redlichkeit und Ehrliebe, womit ich bisher meinen Grundſätzen treu geblieben bin, überzeugt mich, daß, ſo ſehr ich nach meiner vormaligen Kenntniß der Dinge Recht hatte, oder wenigſtens glauben konnte Recht zu haben, indem ich aus dem Privatgang eines Schriftſtellers heraustrat und mich in die wirkliche Handhabung öffentlicher Geſchäfte begab, ich jetzt eben ſo ſehr Unrecht haben würde, darin zu beharren, wenn nicht, was unmöglich ſcheint, die ganze Richtung, die man dem Rade der Staatsmaſchine gegeben hat, in Kurzem eine weſentliche Aenderung erleidet. Ich bin ein eifriger Freund der Freiheit und der Republik, ich wünſche das Heil des Menſchengeſchlechts, trotz dem beſten Schwärmer, und ich würde nie eine Feder in die Hand nehmen wollen, wenn ich Hoffnung hätte, daß eine rauhe, ſelbſtverleugnende Tugend der allgemeine Sinn werden könnte; keine Maßregel ſollte mir zu ſtreng ſcheinen, die man gegen innere und äußere Feinde des Vaterlandes nähme, ich würde die überflüſſigen und unnöthigen ſogar gut heißen, wenn ſie den Freiheitsgeiſt einflößten, beſtärkten und zur höchſten Höhe ſpannten. — O, meine Freunde! verlaßt Euch auf meinen ruhigen und durch ſo viele Erfahrung geſchärften Blick; das Alles ſind ſüße Träume, die der unſittliche Zuſtand des Menſchengeſchlechts ganz vernichtet. Hätte ich vor zehn Monaten, vor acht Monaten gewußt, was ich jetzt weiß, ich wäre ohne allen Zweifel nach Hamburg oder Altona gegangen, und nicht in den Klub. Das iſt ein Wort, deſſen Stärke ich wohl und ganz erwäge, indem ich es aus-

ſpreche. Es iſt ſchlechterdings unmöglich, daß ein Mann von meiner Denkungsart, von meinen Grundſätzen, von meinem Charakter ſich in einem öffentlichen Poſten erhalten und folglich dem Staat nützen könne. Du wirſt ſagen, ich habe es noch nicht verſucht. Sehr wahr, allein ich kann, ohne mir zu vergeben, ohne meiner Gewiſſenhaftigkeit zu nahe zu treten, nicht einmal in den Fall kommen, es zu verſuchen; und geſetzt, ich gelangte mit meiner ganzen Unbefangenheit dahin, ſo kann ich, wie Jedem, der mit offenen Augen die Zeitungen lieſt, bekannt ſein muß, den Verſuch nicht machen, ohne eine Gefahr zu laufen, die gegen die Möglichkeit, zu nützen, wie 100 zu 1 iſt. Meinungen ſind nicht frei, haben keine Impunität und können ſie in dem gewaltſamen Zuſtand der Dinge nicht haben; hiemit ſpreche ich mir alſo ſelbſt das Urtheil, ſobald ich in einen öffentlichen Wirkungskreis trete. Tugend, Redlichkeit, gute Abſicht, Aufopferung, ſind Nichts, das Schiboleth iſt Alles, und kann der freie Mann dies ſein Alles ſein laſſen? Ohne daſſelbe iſt ewiges Mißtrauen, Verleumdung, Verfolgung, Gericht, folglich die Unmöglichkeit, Gutes zu wirken; mit demſelben, ſo gern ich zugebe, ja ſogar behaupte, daß man nichts Gutes wirken könne, wenn man nicht in Verbindung mit Andern wirkt, denen man oft auch in andern Dingen, die man nicht billigt, nachgeben muß, — mit demſelben, ſage ich, kann, wenn Leidenſchaft und Immoralität im Spiel ſind, eine moraliſche Verantwortlichkeit über uns kommen, deren ſich kein vernünftiger Mann unterziehen kann, ſo lange er noch an Tugend glaubt. Das, worüber Ihr dort knirſcht, die Meinung, die R. und Conſorten von uns haben, iſt wahrer als ſie ſelbſt wiſſen und glauben, nur auf eine ganz andere Art und unter ganz andern Beſtimmungen; nur daß ſie mit Schurken darüber raiſonniren und ich als ein ehrlicher Mann. Mein politiſches Glaubensbekenntniß iſt ſehr kurz. Die Periode, wo man ſich ſchmeicheln durfte, abſolute Freiheit in Europa und insbeſondere hier ruhig und feſt gegründet zu ſehen, iſt ſeit acht Monaten vorüber; es iſt keinem kaltblütigen, keinem hellſehenden Beobachter verholen, daß wir uns täglich weiter davon entfernen, und ich betheure Euch, daß die Krämpfe, die man uns mit Kanthariden verurſacht, mit einer gänzlichen Abſpannung endigen werden. Damit iſt nicht geſagt, daß die auswärtigen Feinde ihren Zweck erreichen werden; im Gegentheil, ich hoffe, daß ihre Plane

LIBRARY UNIVERSITY OF ALBERTA

ſcheitern müſſen, ehe man noch wiſſen kann, was aus uns werden wird. Amerika war nicht ſo geſpannt, wie wir, ſeine Hauptanführer gingen beſonnener, weiſer und edler zu Werke und dennoch verwandelte ſich ein paar Jahre nach dem Frieden die Verfaſſung in eine beinahe ganz ariſtokratiſche, und Washington, der Präſident heißt und immer nur auf vier Jahre gewählt wird, iſt mächtiger, als Georg III., den man König nannte und der erbliche Rechte hatte. Man kennt den Zuſtand von Amerika nicht in Europa, ſonſt würde man bald inne werden, daß der höchſte Grad der Verderbtheit unter den Menſchen, die ſich mit den Angelegenheiten der Regierung befaſſen können, dem echt demokratiſchen Staat die Dauer abſpricht. Die Leidenſchaften müſſen entweder einen Zügel bekommen, oder die Anarchie verewigt ſich. Das Letztere iſt unmöglich in die Länge; alſo das Erſte. Ich bin indeſſen feſt überzeugt, daß die Verfaſſung von Amerika eine freie Verfaſſung genannt zu werden verdient, die freieſte, die wir in einem großen Staate kennen, denn die einzige Ariſtokratie, die ſie geſtattet, iſt die des Reichthums, die man ohne eine kaum ausführbare ſpartaniſche Gemeinſchaft nicht wegſchaffen kann. Ich hoffe daher auch hier noch auf öffentliche Glückſeligkeit; aber Niemand kann vorausſehen, wie lange wir noch zu kämpfen haben, ehe die Noth uns einigt, denn wir ſind gegen die kaltblütigen Amerikaner Tollköpfe, und unſere Grundſätze ſind in die Wurzel hinein verderbt. — Ich weiß nicht, ob Dir dieſe Abſchweifung recht iſt, meine liebe Frau, aber ich hielt ſie für nöthig, theils um Euch auf einen Geſichtspunkt zu führen, wo Ihr Alles mit etwas mehr Gleichmüthigkeit anſehen könntet, theils um das einzuleiten, was folgt und mich betrifft. Das, was Euch noch ſchön ausſieht, was ſogar die dortigen Feinde der Freiheit ſchreckt, hat in der Nähe andere Farben. Ich zweifle nicht, daß die Hoffnungen der Emigrirten nun endlich zu Grunde gerichtet ſind; denn ſie und wahrſcheinlich nicht die Cabinete lenken alle die kleinen innerlichen Cabalen, die wir hier dem Publikum als Ungeheuer abmalen. Ihr ſeid doch nicht von dieſem Zetergeſchrei über den Feind des Menſchengeſchlechts getäuſcht? Staub ins Auge und nichts als Staub! Doch ich irre mich, es iſt wahr, denn es macht Erbitterungen, die nur uns am Ende ſchaden, und erhebt den Menſchen, der mit Unrecht beſchuldigt und beſchimpft wird, zum Märtyrer.

Vielleicht könnte dieſe kindiſche Zungendreſcherei die Engländer gegen uns aufbringen, die uns bisher bei jeder Gelegenheit noch bezeigt haben, daß der Krieg ein Krieg ihres Hofes und Cabinets und nicht der ihrige iſt! Unſere Finanzen leiden nicht durch Fremde, ſondern durch uns ſelbſt. Cambon's letzter Rapport kanns beweiſen und das einzige Mittel, ſie zu retten, wird da endlich hervorgeſucht, der Staat borgt gegen 5 Procent alle in Umlauf ſtehenden Aſſignaten von den Bürgern. Was dieſes Project verdirbt, iſt die Zwanganleihe, die auf die Reichen fallen ſoll und die man mit dieſem Project vereinigt hat. Ich kann hier nicht weiter in die Sache gehen, Zeit und Platz fehlt dazu, aber mich dünkt, dieſe paar Worte genügten vorerſt.

Mein Lebensplan geht von der Hoffnung aus, daß meine Bücher, Manuſcripte, Zeichnungen, Landkarten gerettet ſind und theils durch Heyne's Vermittlung, theils durch die Vorkehrung, die B. getroffen hat, vor Ende des Jahres wieder in meinen Händen ſein können. Auf eine Indemnität vom Staate iſt hier, zumal jetzt, nicht zu rechnen. Auf Bedienungen, die mich ſo ernährten, daß ich zurücklegen, meine Schuld allmälig tilgen und meine Kinder unterſtützen könnte, eben ſo wenig; denn ich bin ein Ausländer, ſtehe hier ganz einzeln und ohne alle Unterſtützung, ohne Familienconnexionen, ohne Freunde, ohne Vorſchub einer Partei, endlich ohne die Gewandtheit, die erforderlich iſt, aus einer Stelle von 3000 Livres Gehalt eine Stelle von 15 oder 20,000 Livres Einnahme zu machen. Alſo: gehe ich freiwillig in meine ſchriftſtelleriſche Laufbahn zurück, und arbeite für Voß und Treuttel. Was ich von Voß verdiene, tilgt meine Schulden und hilft meine Kinder ernähren. Treuttel's Zahlungen geben mir meinen nothdürftigen Unterhalt. Wo ich mein Zelt aufſchlage, iſt noch nicht in mir ſelbſt entſchieden. Ich wünſchte an der Rhone, entweder in oder unweit Lyon, ſobald Alles dort ruhig iſt. Strasburg iſt zu nah der Grenze und zu unleidlich, Paris zu theuer, zu ſtürmiſch. Aus England erhielt ich vor wie nach Bücher, freilich nicht mehr in ſolcher Menge, aber doch alles Wichtige über Hamburg und Baſel.

An die Oerter, die Du in Deinem Briefe vom 11. erwähnſt und an die beſonders H. denkt, hat mein ehrlicher Bruder Karl auch gedacht. Ich habe ihm deshalb weitläufig geſchrieben, weil ich mir nichts vorwerfen will, und nach Allem

LIBRARY UNIVERSITY OF ALBERTA

was vorgeht, meine Philoſophie mich immer wieder auf den Grundſatz führt, der Staat, der dem Menſchen die Freiheit nimmt zum allgemeinen Glück mitzuwirken (gleichviel wie das geſchehen, und welcher Firniß die wahre Beſchaffenheit der Sache deckt), hat keinen Anſpruch auf ihn, ſondern gibt ihn ſeinem natürlichen erſten Wirkungskreiſe, ſich ſelbſt und ſeiner Familie zurück. Hier iſt noch der Fall, daß ich ohne Indemnität ohnehin dieſem Staat keine Verbindlichkeit habe. Allein das ſind lauter Projecte, die noch nichts zur Grundlage haben, und wenn ich dort nicht wie Schiller, Baſedow, Klopſtock, blos um mein ſelbſt willen eine honette Unterſtützung ohne Verbindlichkeit erhalte, ſo iſt mir das Klima, das ich mir ſelbſt wähle, viel lieber, um darin ganz auf eigene Hand zu leben.

Die Gefahr, wär ich in Paris geblieben, ging mich nichts an, mein Kind; denn ich bin ja ein franzöſiſcher Bürger und dazu ein Mainzer Deputirter. Der arme überſpannte Lux wird wol eine Zeitlang ſitzen müſſen, bis er unſchädlich ſcheint. — In die Ideenreihe, die Ihr Euch über meinen Ruf in Deutſchland macht, kann ich nicht ganz eingehen. Einmal glaube ich vergeſſen zu ſein, zweitens war ich dem Publikum, dem größern, zahlreichern, nie ſo wichtig, nie ſo bekannt. — Von den Details über Mainz, die Du erwähnſt, aber nicht erzählſt, iſt mir noch nichts bekannt. Was ſagt denn Alles die Frankfurter Zeitung? Ich verſtehe das nicht recht, daß man meinen Namen nicht nennt, und daß daraus folgt, ich werde nicht überſehen. Sei verſichert, wenn es mir irgend möglich iſt, werde ich die Schrift ausarbeiten, die Du verlangſt. Bewundere unſere Nation, ſo viel Du willſt, Du haſt Recht; aber bedaure ſie auch, denn aller Muth, alle Kraft ſcheitern an dem Mangel der Leitung und des Zutrauens. Was Philipp M—s bei Miß ** und F. bei Miß K. auswirken konnten, läßt ſich auch hier durch ähnliche und gleich verächtliche Canäle bei den Koryphäen des Tages erſuchsſchwänzen. Wenn alſo dort nicht Kraft, Gerechtigkeit und Würde iſt, um uns zu ſtürzen, ſo iſt hier nicht Tugend, nicht Einigkeit, nicht Gerechtigkeit, Weisheit und Würde genug, um jene zu zertreten, wie ſie es verdienen. Sie haben ſchlechte Soldaten, gute Offiziere, wir gute Soldaten, ſchlechte Offiziere. Höher hinauf haben wir uns nichts vorzuwerfen, ausgenommen, daß unſere Sache beſſer war und es noch ſein könnte. — Ich freue mich indeſſen, daß Du Deine eigene

Küche haſt. Geſunder iſt das bei weitem. Ich danke Dir für die Nachrichten von meinen Kindern. Wäre ich doch ſo glücklich, ſie bald einmal auf ein paar Tage zu ſehen! Wenn ſie indeſſen nur geſund und froh ſind! Daß ihnen die Freude nicht geſchmälert werde! Glückliche Kinder geben glückliche Menſchen! Alle Verſtimmung des Charakters hat ſeinen wahrſcheinlichſten Grund in dieſen frühen Eindrücken! — Ich habe von meinen Freunden in Paris keine Zeile Nachricht, ſeit ich weg bin. Iſt das nicht ſonderbar? ** allein hat mir ein paar Zeilen geſchrieben. Mein hieſiger Aufenthalt nützt keiner Seele. Ich bin ganz iſolirt, kenne Niemand und gehe nur mit Verdruß ins Schauſpiel, wo es ſtinkt und ſehr fatal iſt. Wir zwei eſſen auf unſerer Stube. Ich glaube, die Feinde werden uns nicht annehmen wollen. Deſto beſſer! Deſto eher bin ich wieder in Paris. Valenciennes iſt bis auf eine ganz unbedeutende Wache leer, und mit den Kanonen dieſes Orts beſchießt man jenſeits le Quesnoy, das ſich aber beſſer halten wird. In Valenciennes hat das Volk die Beſatzung zuletzt ſo ungeſtimmt, daß ſie ſich nicht mehr wehren wollte. Denn die Feſtung hat — nichts gelitten. Mainz iſt wahrſcheinlich auch wegen der übeln Stimmung des Pöbels früher übergeben worden, als ſonſt geſchehen wäre. Auf Reubell hat man geſchoſſen auf der Straße. In der Garniſon waren Viele, die nicht recht dran wollten, weils nicht in Frankreich wäre und weil ſie das Réunionsdecret nicht kannten. Ich möchte nicht gern an Verrath, wol aber an des Generals Doyré Schwäche und Nachgibigkeit glauben. Wenn Ihr wüßtet, wie verhaßt mir das Wort Verrath und das Wort Complot geworden ſind! — Gott bewahre uns vor dem Mißbrauch der Worte; denn die Menſchen werden lange dadurch, ſtatt des Sinnes, bei der Naſe geführt, ehe ſie fühlen, daß man ſie foppt. Gott ſegne meine Kinder groß und klein. Ich ſchließe Euch feſt an mein Herz. Vergiß nicht, daß bei dem Transport unſerer Sachen das Porto nicht geſpart werden darf! So wohlfeil kommen wir doch nie wieder dazu.

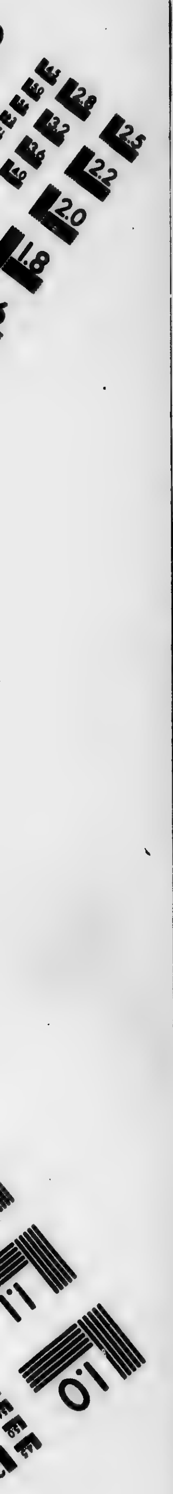
LIBRARY UNIVERSITY OF ALBERTA

IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)

6"

Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503



An Dieſelbe.

Arras den 26. Auguſt 1793.

So viel ich kann, benutze ich Augenblicke der Ruhe und guten Laune, um ſelbſt in Gegenwart meines Reiſegefährten an der Darſtellung der Revolution in Mainz zu arbeiten; allein daß Alles ſehr langſam geht, iſt mir zu verzeihen. Schon dreimal habe ich Alles vernichtet und von vorn angefangen zu arbeiten, und was jetzt ſteht, iſt ſchwerfällig, lahm, ohne Zuſammenhang, ohne Stringenz — mit einem Worte, es trägt das Siegel meiner Lage und meiner Stimmung. Die Strasburger und Frankfurter Zeitung bekomme ich nicht zu ſehen; alſo auch nicht die Proclamation für Mainz, die Du gut findeſt. Daß man nicht Noth gelitten, habe ich hier zur Genüge erfahren, da hieſige Offiziers ihre Pferde, die ſie dort ſtehen gelaſſen hatten, wieder bekommen haben. Ich wünſchte, Du ſammelteſt mir alle dieſe Aufſätze, Schriften, Proclamationen, Komödien u. ſ. w., was nur Beziehung auf Mainz hat, und ſchickteſt es mir nach Paris. Wie ſchlecht es ſein mag, iſt es für mich das Porto werth, da ich über Mainz ſchreiben ſoll. Warum ſoll der K. v. Pr. auf den Kurfürſten böſe ſein? Das möchte ich gern wiſſen! Ich glaube faſt, man ſucht einen Vorwand um pro cura et studio Mainz zu behalten und es einmal einem der jungen Herren zu geben. Da wäre die Politik des alten Kirchenfürſten vergeblich krumm und unheilbringend geweſen.

Ich bin hier gut aufgehoben; ſei unbeſorgt. Auch habe ich — wenn gewiſſe Umſtände eintreten ſollten — nicht die geringſte Luſt, mich wie Blau und *** mißhandeln zu laſſen. An dem Schickſal des unglücklichen Menſchen der ſo lange in M.g (?) ſaß, und jetzt, wie es heißt, als Narr, losgelaſſen worden iſt, kann man ſich ſpiegeln. Indeß, dieſe Loslaſſung, das Gerücht einer Uneinigkeit mit dem Kurfürſten, der Glimpf, mit dem man des guten Amadeus*) erwähnt, und verſchiedene andere Dinge der Art, ſollten die nicht eine gewiſſe Geneigtheit

*) Amadeus war Forſter's Ordens-Name als R. K. geweſen. Seine Freunde hatten ihn ſcherzweiſe ſo genannt, und hier bedient er ſich dieſes Namens, um von ſich ſelbſt in dritter Perſon zu ſprechen.

darthun, ſein Syſtem zu ändern, ſobald man es honetter Weiſe thun kann? Ich fange an, ſo etwas zu muthmaßen; und wenn die Volksſtimme in England gegen den Krieg lauter wird, ſo glaube ich, England und Preußen ließen ſich am erſten von der unnatürlichen Allianz losreißen. Ach Gott, wenn man aber nur klug, nur weiſe, nur vernünftig ſein wollte! Ich fürchte ſehr, man wird von unſrer Seite mehr Succeß am Ende der Campagne haben, als ſich erwarten ließ, und damit iſt der neue Schwindel da. Man ſollte den Feind ſcheuchen, und dann ſtolz und kalt unſre Grenze hüten. So hätten wir Friede vor dem Frühling. Unſre ganze Lage iſt jetzt vortheilhaft. Unſre Heere werden in wenig Wochen 200,000 Mann ſtärker ſein als ſie waren. Unſre Finanzen ſtehen gut, und ſind durch die Conſolidation der öffentlichen Schuld auf einen beſſern Fuß als zuvor. Wir befreien uns von unſerm auswärtigen Feinden — dann nur Ruhe und etwas republikaniſche Tugend zu Hauſe, ſo iſt Alles auf gutem Wege. Aber! Aber!

Wenn ich Alles wohl erwäge, fühle ich, wie viel anſtändiger es für mich iſt, den Frieden in Frankreich abzuwarten, als irgend eine andere Art der Exiſtenz einzuſchlagen; und da ich vor der Hand nichts Weiſeres und nichts Beſſeres weiß, als meine Einrichtung ſo zu treffen, daß ich mit meinen Büchern um mich her wieder anfangen kann, mein Schriftſtellerhandwerk fortzuſetzen, und das auch Euren Beifall hat, ſo wünſche ich nur bald anfangen zu können. Ob Frankreich je ſo ruhig wird, während wir leben, daß es möglich wird, dort in Süden ein Neſtchen zu finden, bleibt der Vorſehung anheimgeſtellt. Ich würde froh ſein, wenn mir das Los fiel, es zu bereiten. — —

An Dieſelbe.

Arras den 1. Sept. 1793.

Alle gute Nachrichten, die Du mir noch von unſerm ehrlichen Amadeus gibſt, haben mir viel Freude gemacht. In dieſer Entfernung und bei der Unmöglichkeit, die Verhältniſſe vorauszuſehen, oder genau von den Umſtänden unterrichtet zu ſein, kann ich dem guten Menſchen kaum mit meinem Rath

an die Hand gehen, zumal da meine eigene Lage ſo betrübt iſt, daß ſie mich ziemlich unfähig macht, für Andere zu urtheilen und der trübe Flor, der Alles für mich umhüllt, gewiß auch auf meine Art zu ſehen, in Abſicht ſeiner, einigen Einfluß haben würde. Indeſſen was ich nach reifer, ruhiger Ueberlegung auf meinen Spaziergängen am Canal ausgebrütet habe, ſollt Ihr wiſſen, und was davon in Euren Kram taugt, könnt Ihr dann benutzen. Ich kenne unſern Amadeus vielleicht beſſer, als Ihr alle, weil ich am längſten mit ihm gelebt habe. Nach meiner Meinung muß er in ſeinem jetzigen Winkel und bei dem Geſchäft, das man ihm angewieſeen hat, bleiben, bis die Umſtände ihn daraus befreien, über das Knie muß jetzt nichts abgebrochen werden, wenn er auch, ſo viel er kann, ſelbſt und durch ſeine Freunde von fern alles zu einer künftigen Wiedervereinigung mit ihnen vorzubereiten ſucht. Ich weiß wol, wie ihn das ſchmerzen muß, da er in einer ſolchen Abgeſchiedenheit von Allem, was ihm lieb und werth iſt, den langen traurigen Winter unter Menſchen, mit denen er unmöglich ſympathiſiren kann, wird zubringen müſſen; allein er muß bedenken, daß es ihm bei allem ſeinen Leiden doch noch erträglicher als allen ſeinen Landsleuten geht, und daß doch eine Möglichkeit, Gutes zu bewirken, noch vorhanden iſt, wenn das ihm angewieſene Geſchäft zu Stande kommt. Die andern Unglücklichen leiden freilich nicht, was er leidet; aber darben iſt auch hart, und dies iſt wenigſtens ſein Fall noch nicht, kann es auch ſo leicht nicht werden. Ich kenne die Menſchen nicht genau, mit denen er es zu thun hat und unter deren Anleitung er arbeiten muß. Er hält es für unmöglich, daß er unter ſolcher Einwirkung etwas Gutes zu Stande bringen könne, und mißbilligt ihre Grundſätze eben ſo ſehr, wie er ihre Handlungen verabſcheut; allein gerade das Fach, welches man ihm aufgetragen hat, iſt das einzige, das ihn in Nichts miſcht und zu keiner Theilnahme an Allem, was er nicht billigen kann, verbindet, und ſollten die Umſtände es fügen, daß er darin nicht mehr arbeiten könnte, ſo bliebe ihm ja noch frei, den Winter über zu privatiſiren, bis die Zeit käme, wo er ſich einen ihm und ſeinem Charakter angemeſſenern Aufenthalt ſuchen könnte. Er müßte dann nach der Hauptſtadt gehen und dort ſehen ſich mit Schriftſtellerei zu ernähren, falls ihm ſein Gehalt entzogen würde oder durch die Umſtände aufhörte. Dort hat er doch einen und den andern

Freund, der ihm wenigſtens für den Winter Arbeit verſchaffen könnte, und wie leicht iſt nicht ſo viel erarbeitet, als zur Nothdurft Eines Menſchen gehört, der entbehren gelernt hat. Es iſt nicht Faſſung und Entſchiedenheit, die unſerm A. mangelt, ich bin überzeugt, daß Niemand trotziger auf ſeinem Wege fortwandelte, als er, wenn er nur nicht eine Ueberzeugung überkommen hätte, daß es der rechte nicht ſei. Es iſt die Scheu, zu etwas Böſem die Hände zu bieten, nur als Werkzeug der Leidenſchaft Anderer zu dienen, und den Zweck, den er überall heilig hielt, verfehlen, oder ihm gar entgegenarbeiten zu müſſen, die ihm einen Anſchein von Wankelmuth gibt. Gewiß, Ihr thätet ihm Unrecht, wenn Ihr das anders glaubtet. Ehrgeiz war es nie, was ihn in dieſe Laufbahn warf, ob ich gleich geſtehe, daß es denen, die ihn nicht genauer kannten und von den Umſtänden nicht unterrichtet waren, ſo ſcheinen konnte. Er wollte Gutes wirken und hat es gewirkt; daß es am Ende einen andern Ausgang nahm, war nicht ſeine Schuld und auch nicht wahrſcheinlich. Eben deswegen kann ich auch ſehr gut in ſeine Seele ſagen, daß es die Ueberzeugung, jetzt nichts Gutes mehr auf dieſem Wege, nach ſeiner Art zu denken und zu empfinden, wirken zu können, daß es, ſage ich, dieſe Ueberzeugung iſt, die ihn jetzt ſo ungeduldig macht. Er wird ſich aber wol durch meine Argumente beruhigen laſſen, wenn Ihr ſie ihm ans Herz legt. Ich kann mir freilich vorſtellen, daß er Alles leichter ertrüge, wenn er ſeine Sachen um ſich und zur Hand hätte, allein ich kann ihm nicht helfen, ſein wahrer Vortheil iſt, daß er ſie vorerſt nicht bekommt. In den entlegenen Ort ſeines Aufenthalts ſie ihm nachzuſchicken, oder auch nur nach der Hauptſtadt, wäre koſtſpielig über die Maßen und wahrſcheinlich ganz unnütz, da er ſie nicht würde benutzen können. Ich rathe daher, daß Ihr ihm ſchreibt, man werde Alles bis zum Frühjahr auf das ſorgfältigſte aufheben, alsdann werde man wiſſen, wie ſein Schickſal ſich endlich aufgehellt habe! Allein Eure Sache, meine Lieben, iſt es, da Ihr ſchon ſo viel für ihn thut, auch zu ſorgen, daß der letzte Betrug nicht ärger als der erſte ſei, und daß alſo die Sachen wirklich in ſichern Händen, gut und vor allem Schaden verwahrt ſein werden. Ich rathe ſehr, um des guten A. willen, daß Ihr Euch die Mühe und die mancherlei Briefe, die das koſten dürfte, nicht wollet verdrießen laſſen. Sucht ihm die Pille durch die Verſicherung,

daß dieſe Vorkehrungen getroffen ſind, genießbar zu machen. Wenn man ſo ein Ziel des Leidens vor ſich ſieht, kann man ſchon eher ausharren. O, wie würd' ich mich nicht für ihn freuen, wenn ich erſt weiß, daß er Alles glücklich überſtanden hat und nun in den Armen der Seinigen iſt. Du weißt, mein eignes Wohl war mir nicht angelegener, als das ſeinige. — Jetzt auch ein paar Worte von mir ſelbſt. Ich halte mich noch immer ritterlich gegen die üble Laune und die Einſamkeit. Ob ich mich gegen ſchlechtes Wetter auch ſo gut halten werde, welches jetzt nicht lange mehr ausbleiben kann, muß die Zeit ausweiſen. Es könnte leicht ſein, daß ich nach Lille meinen Aufenthalt verlegen müßte. Das Unglück wäre nicht groß, denn die Stadt iſt größer, volkreicher, geſchäftiger, lebendiger und die Briefe aus Paris erhalte ich dort ſo früh als hier. Ich glaube nicht, daß wir von den Feinden dieſen Feldzug noch viel zu fürchten haben. Der blonde Herzog von York hat Dünkirchen aufgefordert, aber nicht bekommen. Er wird wol mit der langen Naſe abziehen müſſen. Die Jahreszeit wird den Operationen ſchon ungünſtiger. Die Anſtalten zur neuen Recrutirung ſind gut, wie Du aus Barrère's vortrefflichem Bericht im Moniteur vom vorigen Sonntag geleſen haben wirſt. Wenn ſie ſtatt 4 nur 200,000 Mann geben ſollte, iſts mehr als hinreichend, die Feinde zu verjagen. Die Rebellen ſind in der Vendee vernichtet. Wenn die Feinde noch die alten an Disciplin und Ordnung wären, und wenn ſie nicht ungern gegen uns föchten, würden ſie nicht ſo leicht zu ſchlagen ſein. Unſere Armeen ſind alle ungleich muthiger, als die der Feinde, unſere Cavalerie ſchlägt ſich mit noch einmal ſo ſtarken Haufen und mit Vortheil. Für Str. fürchte ich nichts, es ſind dort wachſame Mitglieder des N. C. als Commiſſarien, denen würden die Anſchläge nicht entgehen, die Du ahneſt. Und überhaupt ſind es nicht die Vortheile, die ſich die erfechten könnten, die mir Beſorgniß einflößen. Wird die neue Verfaſſung endlich zur Ausübung gebracht und bleibt ſie nicht ewig hinter dem Revolutionsſchirm, ſo iſt Alles geborgen, ſo iſt immer Ruhe und Einigkeit möglich. Jede Zeile, die Du mir von meinen geliebten Kindern ſchreibſt, iſt mir Balſam. Ich ſehe ſie um Dich her, und denke daß es möglich iſt, ſie einſt auch wieder um mich zu haben. Aehnlichkeit des Temperaments und der Anlage, wie Du ſagſt, iſt freilich noch nicht Alles. Die Kin-

der können und ſollen nicht werden was die Eltern waren. Jeder Menſch hat ſeine Eigenthümlichkeit. Indeſſen glaube ich doch, daß die Kinder glücklichere Menſchen werden, die als Kinder ſo glücklich waren. Das Glück der Kinder iſt das, wenn ſie ſo wenig als möglich im Genuß ihrer Freude geſtört werden. Wie leicht entwickeln ſich da in ihnen alle gute Neigungen, wie öffnen ſie ſich jedem menſchlichen ſanften Gefühl. Harte und falſche Behandlung wirkt gerade das Gegentheil, ſie verſchließt. Die Begriffe, glaube ich, welche man blos erlernt, ſind es nicht, die am weſentlichſten wirken auf den Charakter, ſondern die man ſich aneignet, weil die unmittelbare Beziehung auf unſer Behagen ſie uns wichtig machte. Richtige Begriffe können folglich auch die Einbildungskraft beſchäftigen, deren Schöpfungen dadurch nur harmoniſcher werden. Aber nicht jede Phantaſie iſt rege und ſchöpferiſch in gleichem Grade. Das allein weiſt dem Erzieher ſchon das verſchiedene Betragen gegen beide an.

An Dieſelbe.

Arras den 6. Sept. 1793.

Ich habe geſtern Deine drei Briefe bekommen und freue mich, daß die meinigen richtig, wenn gleich etwas ſpät, eingetroffen ſind. Was mich anbetrifft, ſo glaube ich, ich werde endlich alles Entbehrens gewohnt, denn wie Deine Briefe anfingen auszubleiben, ſagte ich mir, und nahm ordentlich Abrede froh zu bleiben, und wenn auch nur alle acht oder zehn Tage einer käme. So iſt es mir denn auch mit der etwas längern Friſt diesmal gegangen. Ich werde noch ein Spiegel aller ſtoiſchen Tugenden, und wenn ich dann noch ein paar Mal für X. oder ſonſt Jemand durchs Feuer gehe, dann wird mir auch ſelbſt Dein guter Vater die Ehre anthun, mich großmüthig zu nennen. Sieh, m. Fr., es thut mir auch keinen Augenblick weh, daß X. ſich für mich verwendet haben ſoll und ſich jetzt damit rühmt. Ich hatte gerade das erwartet und habe mich alſo nicht betrogen. Eben ſo wenig ficht mich Alles an, was in Mainz geſchieht. — Uebrigens mag es um die Mäßigung

in Revolutionsſachen und Zeiten etwas Unvollkommenes und Schwaches ſein, aber ich möchte doch auch die Entſchiedenheit nicht, die durch Dick und Dünn mit ausgemachten Teufeln jagt. Die Leute in Strasburg (die ehemaligen Feuillants) ſind übrigens entſchieden genug, denn die Mäßigung, die ihnen ihre Gegner vorwarfen, macht es nicht aus. Sie hingen nur zu feſt an ihrer Partei und die ſank, weil ſie nicht ganz von Leidenſchaften aufgefreſſen war, obſchon ſie auch ein gutes Theil Ehrgeiz und Herrſchſucht hatten. Deine Anſichten von Mainz ſind zu bewegt. O wie ganz anders ſieht das Alles in der Nähe aus! Meinſt Du, man könnte das ſo aburtheilen, wo mehr Unrecht ſei, vor den Thoren oder innerhalb? Mit zwei Worten iſt der Fall dieſer: ein paar Dutzend Köpfe draußen wollen die Köpfe von etlichen Dutzend Leuten drinnen; den Uebrigen draußen und drinnen iſt es einerlei, wer ſeinen Kopf behält, oder nicht, aber die Wenigen auf beiden Seiten ſind nun einmal die Führer. Iſts nicht natürlich, daß man ſeinen Kopf lieber auf der Schanze wagt, als auf dem Schaffot? Nimm nun noch dazu, daß die Unglücklichen ſich wol unſchuldig glauben und in ihren Gegnern nur blutgierige Henker ſehen — denn Ehrgeiz und Herrſchſucht pflegen ſich die Menſchen ſehr ſelten zur Sünde zu rechnen. Ja, wenn es möglich wäre durch Vernichtung des Handels und Zerſtückelung des Eigenthums das Glück des Volks zu ſichern, dann möchte man noch heute alle Waarengewölbe aufbrechen und alle Landgüter in Bauernhöfe von 20 Morgen vertheilen; aber wo es nur darauf ankommt, die Habe ves jetzigen Eigenthümers in die Hände des Raubgierigen, der darauf lauert, zu übertragen, wo der Beſitzer ſchwarz gemalt wird, bis man ihn als Teufel in die Hölle ſtürzt, und dann gemächlich ſeinen Platz und ſeine Güter durch Mittel, die jetzt einem jeden Verworfenen zu Gebote ſtehen, einnimmt, wo Millionen durch Stockung des Handels, der Gewerbe und des Luxus außer Nahrung geſetzt würden, Millionen, die, wenn man auch jedem Einzelnen eine Hütte und 20 Morgen Landes geben wollte, ſich entweder als ehrliche Leute, im Gefühl ihrer Untüchtigkeit zum Ackerbau, bedanken, oder als Müßiggänger, Taugenichtſe und Spitzbuben heute ihr Gut antreten, morgen es verkaufen und übermorgen den Käufer als Accapareur todtſchlagen helfen würden — da ſehen die Augen des Menſchenfreundes nur eine Scene des unermeßlichen

Elends und das Grab einer Freiheit, die auf Europa ſo vielverſprechend herabzulächeln geſchienen hatte. Du haſt oft in meinen Briefen beſſere Hoffnungen geleſen, allein ſie waren nie auf Menſchen gegründet, am wenigſten auf ſolche Menſchen. Die Maxime: laßt uns Böſes thun, auf daß Gutes daraus folge, iſt abſcheulich! aber wenn das Böſe nun geſchehen iſt, liegt das Gute glücklicher Weiſe einmal in den Fügungen des Schickſals, ſonſt müßte das Menſchengeſchlecht ſchon lange vertilgt worden ſein. Dieſe Hoffnung habe ich noch.

Warum wird Dir gutem Geſchöpf ſo ſchwer zu glauben, daß ſich die Mainzer Klubiſten ſchändlich aufgeführt haben? Woher ſollten rohe Knaben, denn das waren die meiſten, Studenten und Leute ohne Erziehung und Grundſätze auf einmal tugendhaft geworden ſein? Bis zur Belagerung hielt die Municipalität und Adminiſtration ſie in Ordnung, aber während der Belagerung mags bunt über Eck gegangen ſein. Um die zweideutig, vielleicht mehr feindlich als gut gegen die Franken geſinnten Bürger im Zaume zu halten, wird man den Klubiſten mehr Gewalt eingeräumt haben. Wenn ſie nur als ein Corps Sbirren und Häſcher in der Stadt haben herumflankiren dürfen, mag es ſchon ſchlimm genug ausgeſehen haben. Die Soldaten hingegen hatten ihr angewieſenes Geſchäft und waren unter guter Aufſicht.

Der Menſch, das ſehe ich wohl ein, der ſich einmal über das Menſchengeſchlecht hinweggeſetzt hat, kann ſich nicht wieder hineinmiſchen, er müßte denn ſeine eigne Natur verleugnen und eine andere annehmen; er müßte aufhören bloßer Vernunft und geläuterter Empfindung zu folgen, um wieder dem Antrieb der Leidenſchaften zu gehorchen. Er müßte ſeinen großen, allgemeinen, kosmopolitiſchen Grundſatz aufgeben, um das Intereſſe einer kleinen Anzahl Menſchen das ſeinige werden zu laſſen. Um Gutes ſtiften zu können, muß man das Alles, und noch mehr: man muß auch das Schlimme geſchehen laſſen, was die Partei oft will und vollbringt; zuweilen ſogar kann man nicht umhin das Werkzeug bei dieſem Vollbringen zu ſein. Aber wer entſcheidet hier, wie weit man gehen dürfe? wer freilich ſchon halb durch den Fluß iſt, der ſchwimmt vollends hinüber; wer aber unweit vom Lande noch gewahr würde, daß er zu tief und gefährlich ſei, wer nun inne würde, ehe er das Böſe that, daß er das Gute nur zufällig, das Böſe aber in der Regel immer

zu thun haben würde, darf der noch ſtehen und rechnen, ob jenes Zufällige dieſes Gewiſſe überwiegt? Der Fremdling, der Unbekannte, der ehrliche Mann, der kann keinen Wirkungskreis bekommen, wo Selbſtſucht und Leidenſchaft Alles vermögen. Der Jüngling mag jetzt die Laufbahn betreten, von unten auf, in ſubalternem Verhältniß dienen, wo er blos thut, was ihm anbefohlen wird, wo er die Moralität des großen Zuſammenhangs nicht kennen, nicht prüfen kann. Der vierzigjährige Mann, deſſen geprüftes Auge klar ſieht, wohin Alles abzweckt, kann ſich die Täuſchung des Gehorſams nicht machen, um ſich ſeines Theils der Schuld zu entladen. Er iſt auch in einer untergeordneten Lage nicht an ſeinem Platz. Bedenke das, und ich kann mir die Gegengründe nicht denken, die man dagegen einwenden kann. Ich möchte ſie in all' ihrer Stärke hören. Du kannſt gar nicht glauben, wie bequem es iſt in dieſer Entfernung zu ſtreiten und zu erörtern. Ich meine ſogar, daß es ſich in Arras beſonders gut über politiſche Gegenſtände kannegießern läßt. Ich thue es zuweilen mit meinem eigenſinnigen Stubengefährten, deſſen Erfahrungskenntniſſe und Axiome in ſeinem Kopfe eine Art von Syſtem gebildet haben, außerhalb deſſen es platterdings unmöglich iſt, ihn nur einen Augenblick in einen andern Geſichtspunkt zu verſetzen. Er hat aber immer recht, weil man ihn entweder anhören oder gar nicht mit ihm ſprechen muß. Tage hat er, wo er kein Wort ſpricht, und andere, wo er den ganzen Tag diſſertirt. — Doch was erzähl' ich Dir von Dingen, die mich einen Augenblick unterhalten oder verdrießen, und dann wieder vergeſſen werden? Wenn ich nicht hoffte, daß aus dieſer Lage Erlöſung wäre, dann möchte es was anders ſein. Aber ich hoffe und harre. Von meinem Durchfall habe ich mich mit Thee geheilt. Es war der erſte, den ich mir ſeit Mainz ſelbſt machte und den ich in Arras trank. Selbſt in Paris erhielt ich nur ſelten eine Taſſe — es war mir bei der erſten Taſſe ſchon beſſer.

Wir ſind einem entſcheidenden Augenblick nahe. Ich fürchte ſehr, Toulon ſei verloren, Dünkirchen iſt belagert und es wimmelt von Unzufriednen und Aufrührern im Innern. Nirgend iſt Stärke, Vereinigung, Zutrauen und guter Wille. Aber es iſt ein Schickſal, das über uns wacht. Gott erhalte Euch froh und geſund. Von Amadeus will ich, wenns möglich iſt, nächſtens ſchreiben.

An Dieſelbe.

Arras den 10. Sept. 1793.

Dein Brief vom 1., liebe Frau, iſt mir vorgeſtern geworden. Wir verſtehen uns und verſtehen uns nicht. Ich könnte vielleicht zugeben, daß Alles, was iſt, ſein müſſe, ohne deshalb einzuräumen, daß ich mit meinem Kopf und Herzen damit etwas zu thun haben könne; denn das Schickſal mag es bei ſich ſelbſt verantworten, was es für Wege einſchlägt, um zu ſeinem Zweck mit dem Menſchengeſchlecht zu gelangen; aber wir andern Sterblichen haben einmal keinen andern Maßſtab unſerer Handlungen als die Gerechtigkeit der Vernunft und die Schonung des Gefühls. Kant's ſchöne Erklärung, daß der Anfang jeder Emancipation ſchlecht und mangelhaft ausfallen könne, dem Werth der Sache unbeſchadet, mag allerdings Alles entſchuldigen, was Unzweckmäßiges oder Zweckmäßiges geſchieht, ſogar das gänzliche Mißlingen, durch falſche Maßregeln und zügelloſe Leidenſchaft. Allein das macht die Wirklichkeit nicht tröſtlicher. Eher mag der Zuſchauer ſich beruhigen, als der Mitwirker. Ich laſſe indeſſen Alles auf ſich beruhen und bitte nur um Eins: nur darum, daß Huber wohl bedenke, daß er keinen Beruf hat, ſich ſelbſt und was ihm theuer iſt zu opfern, um ſich in dieſen Schlund wie ein Curtius zu ſtürzen. Die Theorie iſt haltbar, aber die Ausführung leidet keine Vertheidigung, oder doch kaum eine; und hierüber muß er mit ſich ſelbſt aufs Reine kommen, ſonſt ſchadet er ſich ohne Noth. Wer kein Vaterland hat, das heißt, wer nicht freier Bürger eines freien Staats iſt, der hat keine höhere Pflicht, als die Sorge für ſeinen kleinen Kreis, den das Schickſal um ihn zog. Ich freue mich unendlich, daß ſeine Juliane endlich fertig iſt und möchte ſie ſchon geleſen haben. Ich wünſchte um jeden Strich ſeiner Arbeit zu wiſſen. Wie viel Stücke vom Journal ſind heraus und wie oft erſcheint eins? — Ich wünſchte ſo von Allem unterrichtet zu ſein, als lebte ich mitten unter Euch. Daß Du die Mainzer Deportirten beſchenkt haſt, wußte ich noch nicht. Liebe Seele! Von Deiner Armuth! Die ſaubere Anekdote von H—'s Arretirung noch mit allerlei Zuſätzen und liebloſen Anmerkungen ſchrieb mir N. und ſeitdem hab' ich ihm

auf vier Briefe nicht geantwortet. Ich mag nichts mehr mit dieſem Menſchen zu thun haben, der Alles glaubt und ſo feig iſt, daß er ſchon wieder aus Furcht vor einem öſtreichiſchen Galgen in Paris ſitzt und alle Deputirte des Nationalconvents mit Ueberlaufen ungeduldig macht.

Meine Geſundheit hält ſich leidlich. Der kleine Anfall vor einigen Tagen hat keine Spur hinterlaſſen. Geſtern ging ich weit ſpazieren. Es war liebliches Wetter; unter hohen Weißpappeln, zwiſchen den fetten Wieſen am Canal für mich allein ging ich und ſann und maß in meinem Kopf den Punkt und die Unendlichkeit. Ich ſaß auf einem grobbehauenen Klotz und war in Gedanken bei Euch. Die beiden Kinder hüpften im Graſe herum und mir wurde ſo innerlich glühend, daß ich nur Dank fühlen konnte für das Gefühl und die Ahnung. In jeder anderen Rückſicht iſt meine Lage unverändert und langweilig genug, wenn ich nicht Bücher um mich hätte. Arthur Young's Reiſe durch Frankreich hat mich ſehr unterhalten und mit Ideen bereichert. Favier's Politique de tous les Cabinets de l'Europe unter Ludwig XV. und XVI. iſt ebenfalls ſehr lehrreich, und das Nouveau Siècle de Louis XIV., aus Gedichten zuſammengeſetzt, die auf die Begebenheiten und Perſonen anſpielen und aus jenen Zeiten ſind, hat auch ſeinen Werth. Daneben leſe ich im Tacitus, im Quintilian, im Strada, im Arioſt, im Mably, Phocion, in der Geſchichte der Flibuſtier, in Mirabeau's Correspondance secrète de Berlin; das ſind lauter Büchelchen, die ich mir aus Paris zur Reiſe mitgenommen, oder auf der Reiſe angeſchafft habe. Zuweilen nehme ich auch ein Bändchen von Destouches in die Hände, der mir aber doch faſt zu fade und zu einförmig iſt, oder ich leſe in Milton's kleinen Gedichten, oder in Arthur Lee's bombaſtiſchen Trauerſpielen. Das ſind meines Collegen literariſche Vorräthe. Ich habe wirklich auch des ganz elenden Abbé Vertot Révolutions Romaines in drei Bänden durchgeleſen. — Neuigkeiten mag ich Dir nicht ſchreiben. Im Innern geht Alles gut; Alles beugt ſich unter das Anſehen der Republik, alle Rebellen ſind beſiegt; denn Lyon wird ſich nächſtens ergeben müſſen und dann bleibt nur das einzige Toulon, welches ſich ſchändlicherweiſe den Engländern in die Arme geworfen hat. Ich will nicht gerne Hoffnungen zu frühzeitig erregen, die freilich noch vereitelt werden können; allein ich ſeh'

eine Möglichkeit, daß dieſe Fanfaronade dem Lord Hood theuer zu ſtehen kommen könne. In unſerer Ecke haben wir auch noch einen guten Tag zu hoffen. Die Eroberer von Dünkirchen, die es nicht erobert haben, ſtehen ein paar Schuh tief im Waſſer. Für des langen Marſchalls Beine iſt das Nichts, aber es mag doch im Ganzen nicht allzu comfortable ſein. Unſere Armee iſt in Ypern, in Menin und Kaſſel. Der blonde Herzog könnte ſich leicht ins Netz verlaufen haben, wenn es uns gelingt, ihm das Futter abzuſchneiden. In acht Tagen muß Manches ſich entſcheiden. Wie wollt ich mich freuen, wenn ich der Erſte ſein könnte, Euch gute Nachricht zu geben! Den Stolz des Britten zu demüthigen, das wäre der ſchönſte Sieg von allen. Ach, und wir haben endlich auch unſere glücklichen Tage verdient! Lange genug harrten wir und harrten und hatten ganz Europa wider uns.

An Dieſelbe.

Arras den 12. Sept. 1793.

Dein Brief vom 5. iſt heut Urſach, daß ich ſchon wieder ſchreibe. Ich habe aber zugleich die gute Nachricht melden wollen, daß Alles eingetroffen iſt, was mein voriger Brief als wahrſcheinlich erwarten ließ. Der Herzog von York, der ſich vor Dünkirchen von der franzöſiſchen Armee hat einengen laſſen, ſoll große Anerbietungen gethan haben, wenn wir ſeine Armee gehen ließen, Einige ſagen 15 Millionen Livres. Allein in der Nacht vom 9. brach das ganze Lager auf und flüchtete längs der Küſte nach Oſtende und Brügge. Die Unſrigen waren nicht faul hinterdrein. Wir haben 600 Mann Cavalerie, 700 Infanterie, 700 Hannoveraner und daneben die ganze Artillerie und Munition, die Bagage und die Kriegskaſſe der Engländer, und 4000 Mann ſind noch ſo umſetzt, daß ſie ſicherlich ſich ergeben müſſen. So viel wiſſen wir für jetzt. Die Fahnen, die erobert worden ſind, gingen geſtern Nacht hier durch nach Paris, mit der Nachricht von dem Siege. Der blonde Herzog in Perſon iſt mit genauer Noth entwiſcht. Un=

ſere Armee wächſt täglich durch die neuen Recruten, die, Du kannſt denken, wie? vom Siege über den Erbfeind elektriſirt worden ſind, und Alles läßt uns hoffen, daß wir vor dem Winter den Feind aus unſern Grenzen überall werden vertrieben haben. Nur der Grad von Sittenverderbniß, der alle Grundſätze vernichtet, kann den Parteigeiſt in einem Lande ſo weit treiben, daß er ſich gegen ſeine eigenen Landsleute mit ihren unverſöhnlichſten Feinden verſchwört. Unbegreiflich iſts, wie ſo viele Franzoſen nicht ſchon ſeit einem Jahre inne geworden ſind, daß die verbündeten Mächte nichts Anderes als die Theilung und Schwächung Frankreichs zur Abſicht hatten, indem ſie vorgaben, mit der neuen Verfaſſung unzufrieden zu ſein und die alte wiederherſtellen zu wollen. In Flandern erobert Oeſtreich für ſich, England wollte Dünkirchen für ſich und hat jetzt Toulon, wo es, wenn es auch gleich wieder vertrieben werden ſollte, doch den großen Punkt gewinnt, unſere beſte Flotte wegzunehmen und unſere ſchönſten Schiffswerfte, unſere anſehnlichſten Seevorräthe und Arſenale zu vernichten! Unerſetzlicher Verluſt für Frankreich als eine Seemacht, und ein Schlag, der ihm auf ein Jahrhundert ſeine Wichtigkeit auf dem Meere raubt! Dies thun die Engländer, indem ſie ſich als Freunde des Königs von Frankreich ausgeben und ihn dort proclamiren laſſen, ſie entwaffnen ihn im voraus, daß er ihnen nie gefährlich ſein könne! Und doch können Menſchen noch ſo blind ſein nicht zu ſehen, daß ihnen jede Verfaſſung gleichgültig iſt, die wir uns geben können, wenn ſie nur Frankreich ſchwächen und um ſein Gewicht in Europa bringen! Dies iſt der Geſichtspunkt, wo jede Partei im Staate, die ehrgeizig genug iſt, um ihrem Intereſſe das ſeinige zu opfern, als Verrätherin erſcheint. So viel zum Beweiſe der Unparteilichkeit!

Du wünſcheſt Ausſichten auf baldigen Frieden! Auch ich wünſche nichts ſehnlicher — und fürchte doch, daß nichts entfernter iſt. Ueberall fehlt die Grundlage zum Frieden. Es iſt indeſſen nicht ſchlechterdings unmöglich, daß dieſen Winter etwas Aehnliches zu Stande kommt; aber unmöglich kann es Stich halten, weil es an dem Bindungsmittel der Tractaten, dem beiderſeitigen Intereſſe immer fehlen muß. Frage einmal einen Sachverſtändigen, ob wir nach dem Buchſtaben unſerer Verfaſſung Sicherheit für die Dauer eines Friedens geben können? Hier iſt etwas, das noch alle Unterhandlungen ſehr er-

ſchweren wird. Sodann — und dies iſt das Wichtigſte! — die Verfaſſung ſelbſt iſt noch nicht im Gange und es koſtet wahrſcheinlich noch einen Kampf, ehe ſie in Gang kommen kann. Herrſchen iſt ſo lockend, daß alle Mittel zur Beibehaltung der Herrſchaft gut ſcheinen, und die Fortdauer des Kriegs iſt ein Mittel zur Fortdauer der Macht in den Händen, wo ſie jetzt ruht. Die Zukunft iſt undurchdringlich. Wir müſſen geduldig abwarten, was geſchieht, denn das Schickſal hat ſeine eigentlichſten Werkzeuge in Bewegung geſetzt, incalculable leidenſchaftliche Menſchen.

Wegen Amadeus bin ich ganz mit Dir einverſtanden. Er muß vor der Hand bleiben, wo er iſt. Ich ſetze nur eine Bedingung hinzu: vorausgeſetzt, daß er es aushalten kann. Er leidet ſehr, und Ihr ſeid ſchwerlich mit aller Eurer Theilnahme und Vergegenwärtigungskunſt im Stande, Euch an ſeinen Platz zu denken. Es gibt Dinge und Menſchen, für welche er einmal nicht gewachſen iſt. Daß er auch mit wunderlichen Leuten hat auskommen können, beweiſt nur, wie gerne er Ruhe hat und wie wenig er Andern im Wege liegt. Allein es kommen Fälle, wo das nichts hilft. Ihr bedenkt nicht, daß er mit den Leuten, wo er lebt, ſo wenig als mit Menſchen aus einem andern Welttheil gemein hat. Man verſteht ſich nicht, wenn man einen andern Ideengang und andere Stimmung des Gefühls hat. Das iſt jetzt ganz eigentlich ſein Fall, und er iſt zu alt, um ſich zu ändern. Ueberdies ſind die Menſchen an ſeinem Orte jetzt ſo geſpannt, daß er ihnen als Fremder ſchon verdächtig ſein muß. Ich weiß von guter Hand, daß dieſe Eigenſchaft ohne alle Ausnahmen jetzt einen Menſchen in einen übeln Geruch bringt. Du kannſt Dir alſo vorſtellen, daß es dem guten Menſchen eine Erlöſung dünken würde, wenn er je eher je lieber erführe, daß ihm ein anderer Winkel offen ſteht. Eher iſt für ſeinen Kopf und für die Wiederkehr ſeiner Ruhe nichts zu hoffen. In ewiger Anſpannung, um nur ſich zu erhalten und kein Verhältniß zu verletzen, — was doch nicht immer möglich iſt — behält ſein Geiſt nicht Unbefangenheit genug zu irgend einer Beſchäftigung, die freies Schaffen erfordert. Gewiß, ſeine Lage verdient Mitleid. — Ich bin in dieſen Tagen krank. Ich weiß nicht, iſts die Diät hier, die mir nicht bekommt, ſind es kleine Verdrießlichkeiten, die bei einer ſo fatalen Lage unvermeidlich ſind, oder was ſonſt. Aber

ich habe arge Kopfſchmerzen und wünſchte lieber nach Paris. Geduld auch für dieſe Leiden! — Was meine Finanzen betrifft, ſo habe ich zwar keinen Ueberſchuß, aber auch nicht Mangel, und Kleider, ſo viel ich brauche, werde ich mir anſchaffen können, alſo ſorge nicht, meine Gute, Liebe. Ich danke Dir für die gute Nachricht von unſern Lieben. Seid geſund und froh, es iſt das Einzige, was mir den Kopf oben erhält.

An Dieſelbe.

Arras den 18. Sept. 1793.

Deinen lieben Brief und den von Brand habe ich. Dieſer hat wol recht, aber damals war es aus Verzweiflung irgend etwas thun zu können, die den weitausſehendſten Projecten eine Farbe der Ausführbarkeit verlieh. Wir werden hoffentlich das Alles nicht bedürfen, wenn Huber's Idee mit Altona gelingt. Dort iſt Ruhe und Preßfreiheit — mehr verlange ich ja nicht. — Was die Materialien betrifft, oder was ſonſt gerettet ſein mag, ſo hebe Alles auf, bis ich darüber verfüge; allein daß Eure Nachrichten von dieſen Dingen immer ſo unvollkommen und alſo beunruhigend ſind! B. ſchrieb mir gleich nach ſeiner Ankunft in Strasburg, daß er alle meine ſchriftlichen Sachen in Fäſſer gepackt und einem ſichern Kaufmann anvertraut habe, der ſie nach Frankfurt an Wenner ſenden ſollte *). Seitdem höre ich aller Nachforſchung unerachtet nichts mehr von B. Du ſchreibſt nun: Wenner habe die Materialien zu den Anſichten und den Dalrymple. Das ſind ja bei weitem nicht alle meine Manuſcripte! Es wäre auch ſo viel an meiner Correſpondenz gelegen. Wurden denn die Fäſſer ausgepackt? Mein Gott, wie mag es da hergegangen ſein! Gefreut habe ich mich noch nicht — dazu muß es noch viel beſſer kommen.

Ich bin noch immer auf dem alten Fleck, und unſer Ge-

---

*) Iſt daſſelbe Jahr geſtorben.

ſchäft nimmt keinen Anfang. Faſt denk' ich auch, es wird gar nichts daraus und wir müſſen wieder zurück nach Paris. Wer wäre froher als ich! denn hier wirds nachgerade immer langweiliger und trauriger. Aber ich kann nicht daran denken meine Zurückberufung ſelbſt zu fordern, weil ich gern dienen möchte, ſo lange ich kann. Mit meiner Geſundheit wackelts ſeit Anfang des Monats immer etwas. Mein Magen leidet und ich weiß ihm mit nichts zu helfen. In Paris bekam mir das Eſſen beſſer; es war auch beſſer zubereitet. Dazu wird das Wetter fatal regneriſch.

Der Verluſt der Engländer an Kriegs- und Belagerungsbedürfniſſen iſt groß, Mannſchaft haben ſie wenig eingebüßt, die Gefangenen ſind lauter Hannoveraner. Die Engländer waren ſo klug und liefen zuerſt davon. Jetzt heißt es, ſie ſchifften ſich zu Oſtende ein — das wäre ſo ſchlimm nicht! — Houchard hat Alles mit 25,000 Mann gemacht, was man damit machen kann. Mehr hatte er nicht. Die andern Corps und Garniſonen machen ungefähr eben ſo viel. Alſo waren die Franzoſen wieder brav. In Brabant ſind wir nicht vorgerückt, Menin iſt wieder verlaſſen, weil die öſtreichiſche Armee ſtark anrückte. Die Garniſon von Cambrai unter dem Commandanten Declaye, der ein belgiſcher Refugié iſt, hat ſich bei einem Ausfall beinahe in Stücken hauen laſſen. Der Menſch iſt nicht fähig, 20 Mann zu commandiren; und vielleicht ein Verräther obendrein. Aber endlich werden dieſe alle werden. Es kommen in wenigen Tagen 40,000 Recruten zur Armee, wir ſind ihrer gewiß, und dann möchte der Feind nicht mehr lange im Lande verharren. Die übrigen republikaniſchen Heere ſchwellen verhältnißmäßig an; die Ariſtokraten in Strasburg ſind auch entlarvt und pfeifen auf dem letzten Loche, kurz, das Ende des Feldzugs kann ſehr genugthuend werden, und dann werden doch die Feinde zum Frieden geneigt ſein! Allein es hat hart gehalten alle die Machinationen im Innern zu vereiteln. Es wird vieler Menſchen Leben koſten — freilich haben ſie es ſich ſelbſt zuzuſchreiben; für den Krebs iſt nur das Meſſer — aber Gott ſei Dank, daß ich nicht der Wundarzt bin — ich könnte es nicht ſo führen, ſo ſehr ich die Nothwendigkeit einſehe. Katharinens Abtreten vom Schauplatze könnte den Dingen eine andere Wendung geben. Sie ſitzt in ihrem nördlichen Winkel und bläſt die Unglücksflamme über Europa zu-

ſammen. Sie und Pitt möchten Frankreich zu Grunde richten. Allein ſie arbeiten umſonſt! Was wird man gegen uns ausrichten, wenn wir erſt Alle gleich reich, oder gleich arm ſind? und wir gehen mit ſchnellen Schritten darauf los. Iſt man toll in der Schweiz, mit ſolchen Menſchen wie wir brechen zu wollen? Du lobſt Bern? ich traue ihm nicht ..... man will nur den Augenblick abwarten, um uns deſto tiefer zu verwunden; aber wenn wir mit den Andern fertig ſind, wirds zu ſpät ſein, alſo werden die Herren wol zu Hauſe bleiben bis aufs Frühjahr, wofern der Krieg alsdann noch fortgeſetzt werden ſollte. Wozu brauchen die Berner 12,000 Mann auf den Beinen? Ich traue ihnen nicht. — Meine Arbeit über Mainz fängt doch an wie Etwas auszuſehen. Es werden höchſtens ſechszehn Briefe werden, dann folgt ein Anhang über die Beziehung der Staatskunſt auf das Glück der Menſchheit, wozu ſchon etwas vorgearbeitet iſt, und ein zweiter über die gegenwärtige politiſche Lage von Europa, beſonders von England. Ich bin faſt überzeugt, daß Voß mein Manuſcript ohne alle Schwierigkeit wird in Berlin drucken können, ſo wenig ſoll der Ton beleidigen, und aus mehren Urſachen wäre es doch zu wünſchen, daß es dort erſchiene. — Ich bin, wie Du ſiehſt, auf gutem Wege, und wehre mich tapfer gegen allen Unmuth.

An Dieſelbe.

Arras den 25. Sept. 1793.

Dein lieber kleiner Brief vom 17., meine Gute, möchte mich beinah beſorgen laſſen, daß wir Rollen tauſchen und ich bald den Tröſter werde machen müſſen. Ich bitte Dich, laß Dich nicht in der Gewalt Deiner Einbildungskraft und ſei nicht ſo muthlos ergeben. Wenn es die Ereigniſſe dieſer Zeit mit ſich bringen, daß man eigentlich nur von einer Stunde zur andern leben muß, um des Lebens froh zu werden, ſo liegt es auch wieder in eben dieſer unentwickelbaren Verwirrung, die uns in die Zukunft wie in ein dunkles Gewittergewölk blikken läßt, daß, ſobald Sturm, Blitz und Donner ſich entladen haben, Alles eine ſo ganz unerwartet friſche neue Geſtalt

annehmen muß, wobei es ſich ganz behaglich wird leben laſſen. Ich weiß nicht, warum wir alle Drei nicht hoffen ſollten, dieſe tolle Zeit zu überleben. Den Verluſt, die verfehlten Projecte aller Art müſſen wir uns nicht anfechten laſſen, wenn wir uns nur retten. Dies Einzige nur, ſo iſt noch nichts verloren. Das Schickſal, welches ganz Europa bevorſteht, läßt ſich jetzt ſchlechterdings nicht vorausſagen, weil es nicht mehr von Vernunft und Eigennutz, ſondern von toller, regelloſer Willkür und raſender Leidenſchaft abhängt. Ich ſtelle mir vor, daß man außerhalb Fr. ſo wüthend iſt, als man uns draußen ſchildert; man will Alles aufs Spiel ſetzen, und in dieſer Verzweiflung möchte ich um ſo eher den Umſturz aller Verfaſſungen vorausſehen, weil ich nirgends überwiegende Größe des Geiſtes, der Talente und der Erfahrung erblicke. Wer kann z. B. die Berathſchlagungen der vereinigten Mächte mit Weisheit, Neuheit, Erfindungskraft und allen Reſſourcen des Genies ſtempeln, die jetzt unentbehrlich ſind, um etwas Zuſammenhängendes hervorzubringen, das dem gewaltigen Schwunge, der ſchon Alles mit ſich fortreißt, nicht nur das Gegengewicht halten, ſondern ſogar eine neue Bewegung entgegenſetzen kann? Wo iſt der Feldherr, der dieſe Ueberlegenheit hätte? Alle die mittelmäßigen und kleinen Köpfe, die jetzt wirken, ſind im Strudel und lenken ihn nicht; kaum iſt hier und dort einer, der dies ſelbſt fühlt und ſich nur hütet, daß er von jeder Welle ſeinen Vortheil zieht. Dieſſeits iſt es nicht anders. Aber je gewiſſer es iſt, daß die Menſchen, die jetzt obenan figuriren, nur mitſchwimmen und mit ſich geſchehen laſſen, was ihre Leidenſchaft aus ihnen macht, dieſe aber immer von den Ereigniſſen en masse abhängt, deſto unwiderlegbarer iſt die Ueberzeugung in mir, daß gerade dieſe Periode eine von denen iſt, welche am deutlichſten die Abhängigkeit der allgemeinen Schickſale des Menſchengeſchlechts von einer höhern Ordnung der Dinge beweiſen. Iſt dieſe Ordnung das Ungefähr? Oder iſt ſie raiſonnirt? Dieſe Frage entſcheidet Alles. Das Erſtere ſcheint mir unmöglich und widerſinnig, ſobald ich mir bei Ungefähr bloßen, regelloſen, unberechneten Zufall denke; das Andere iſt nur im Gebrauch des Worts albern, denn im Grunde iſt unſere Vernunft nur eine unendlich kleine Modification, die ich mir als der Intelligenz des Alls untergeordnet in dem Verhältniß denke, wie ich mir ſelbſt gegen das All erſcheine. Wer

LIBRARY

wir ſind, was wir ſind, wiſſen wir nicht; aber ſo ſind wir und dieſes ſo beſtimmt, wie wir zu leben haben, zu leiden, uns zu freuen, unſere Vernunft anzuwenden, unſern Geiſt zu bereichern, unſer Gefühl zu veredeln. Eine andere Verbindlichkeit als dieſe, die wir gegen uns ſelbſt haben, unſerer ſelbſt werth zu ſein, gibt es nicht; dies iſt die einzige Grundlage aller wahren Moralität des Menſchen. Tauſend und noch tauſend Dinge, welche die Menſchen für erlaubt halten, weil ſie ſich Regeln abſtrahirt haben, die ihre ganze Verbindlichkeit erſchöpfen, und außerhalb welcher ſie glauben, daß nichts beſtimmt, nichts verdorben ſei, ſind mir nicht möglich. Eben ſo aber ſind mir viele Dinge erlaubt, die bei den Menſchen durch unrichtige Folgerungen aus ihren Regeln, oder ſogenannte Vorurtheile, für Vergehungen gelten. Die Schonung, die ich dem Vorurtheil Anderer zu erzeigen für gut finde, iſt eine bloße Convenienz, weil ich etwa den Vortheil, es zu beſtreiten und ihm zu trotzen, den Nachtheil, der daraus durch das Mißverſtändniß zwiſchen mir und Andern für uns Alle entſtehen kann, nicht aufwiegen ſehe. Ich ſehe wol, daß die wenigſten Menſchen auch für dieſes einfache Syſtem Sinn haben, aber iſt es darum weniger wahr? Nur mit ihm kann man ſich jetzt beruhigen, wenn man heut mit dieſem Wirbel ſchwimmt, morgen ſich in einen andern wirft und übermorgen endlich aufs trockene Land ſteigt, und Gott dankt, dem Sturm entkommen zu ſein. Auf eine oder die andere Art ſind wir Alle noch auf dem Waſſer und halten jeder unſer Bret. Aber Geduld, und wir kommen mit heiler Haut davon. Es iſt unmöglich eine Entſcheidung unſers Schickſals zu erzwingen. Mißtrauen herrſcht allgemein, und der Zeitpunkt geſtattet nicht die Wahl, ob man die bisherigen Verhältniſſe aufkünden wolle, oder nicht. Aus einem Bürger Fremder zu werden, iſt ſchwerer als umgekehrt, und als Bürger die franzöſiſche Grenze zu verlaſſen, faſt unmöglich. Dieſer Zwang iſt eine ſo natürliche Folge der Begebenheiten, daß man nicht das Recht hat zu murren. Deshalb wäre es auch in dieſem Augenblick eine Tollheit, die *) Scheine zu ſchicken. Man ſetzte ſich der Gefahr aus, für einen beſtochenen Kundſchafter zu gelten, und das wäre denn doch der

*) Das Berliner Anlehen betreffende.

Mühe nicht werth. Lieber ſoll man mich bezweifeln, wenn man mir nicht länger glauben kann, als daß ich mich um eines ſolchen Zweifels willen an der Kehle kitzeln ließ. Dieſe Scheine können nur aus einer ſichern Hand in die andere gehen. Man muß ſich alſo beruhigen.

Ich bin leidlich geſund — und das will viel ſagen, denn es iſt ſo kalt, daß ich mich nur im Bette erwärmen kann. Meine Arbeit geht ſehr langſam, aber doch geht ſie u. ſ. w.

An Dieſelbe.

Arras den 30. Sept. 1793.

Heute erhielt ich Deinen Brief vom 22. Ich freue mich immer, wenn ich leſe, daß Ihr geſund ſeid; alles Uebrige muß die Zeit bringen, oder bis ſie es bringt, ſchöpfen wir aus einer beſſern Quelle, aus uns ſelbſt. Dich hüten vor literariſchem und politiſchem Enthuſiasmus, heißt doch nur wollen, was die Natur anders will. Es ſind ja nicht die Gegenſtände von außen allein, die den Effect machen, die Wirkſamkeit von innen iſt es, und nimmt man ihr dieſe Leinwand, ſo arbeitet ſie eben ſo raſtlos auf einer andern ihr überbleibenden oder in Wurf kommenden. Ich begreife nicht, wie geſcheidte Leute ſich ſo eine Falte ſchlagen, oder vielmehr einen ſo engen Kreis um ſich ziehen können, aus welchem ſie nicht heraus können, nicht mögen. Wir müſſen glücklich und unglücklich ſein, wie es unſer Weſen mit ſich bringt, da hilft wahrlich kein Hüten; und überhaupt iſt es eine ſo unendliche Thorheit zu glauben, daß Glück die Beſtimmung des Menſchen ſei, und zweitens, daß es durch irgend eine moraliſche Diät erzwungen werden könne. Empfinden und Denken iſt unſere Beſtimmung und Beides hat nur zufällige Beziehung auf Glück und Unglück, oder Genuß und Schmerz. Wahr iſt es, wenn wir durch bittere Erfahrung inne geworden ſind, daß die heftigen Bewegungen, die großen Anſtrengungen unſerer Geiſteskräfte oft am wenigſten geſchickt ſind, uns froh zu machen, wenn wir gewaltſam zurückgeſchleudert werden und Wunden davon tragen, deren Schmerz wir lange nachfühlen, die vielleicht immer offen bleiben, ſo lernen wir

wol ſtill liegen, uns nicht umherwälzen, um nicht die rohe Rotte zu reizen und lieber auf den Gebrauch unſerer Gliedmaßen verzichten, als die Gefahr laufen uns zu ſtoßen. Aber das iſt doch wahrlich nur ein Symptom der abnehmenden Kräfte, der abgelaufenen Hörner, und ich weiß nicht, wie man ſich darauf etwas zu gute wiſſen kann. Wahrlich, wenn man ſo viel Beſonnenheit hat, zu wiſſen, daß die zarteſte Reizbarkeit, ſo viel Leiden ſie uns immer verurſacht, doch auch das Einzige bleibt, worin wir unſer ſelbſt und des Umgebenden froh werden können, wird da nicht unſere erſte Sorge ſein, ſie ſo rege, ſo empfindlich als möglich zu erhalten? Wenn man für ein Werkzeug dieſer Art ein Futteral wüßte und es nur herausnehmen könnte, ſo oft es der Mühe lohnte! Aber die beſtändige Uebung iſt ja das Mittel, ihm ſeine Vollkommenheit zu verſchaffen, und es ſteht nicht bei uns, es zu brauchen oder bei Seite zu legen, wenn wir nicht auf eine oder die andere Art es ſtumpf oder mit Roſt überzogen werden laſſen wollen.

Wenner's Brief mag mich wol in der Welt ſuchen, aber wo, wenn er meine Adreſſe nicht hat, mag er mich finden? Ich will Onfrois auftragen in Paris auf der Poſt anzufragen. — Es wäre mir ſehr lieb, wenn er Alles, was er hat von meinen Sachen erbeuten können, nach Baſel ſchickte. Aber an wen? Du kennſt Leute dort, nicht ich. Nenne ihm doch Jemand, der hernach auf Deinen Befehl das Paket an * nach Paris ſchickt. Ich werde mich ſehr freuen, wenn es mehr Schriften ſind, als Du mir ankündigſt. B. läßt nichts von ſich hören; ich weiß nicht, wo er ſteckt, und kann nichts von ſeinem Schickſal erfahren. Er hat mir den Kaufmann nicht genannt, dem er meine Schriften und Correſpondenz anvertraut hat, und hat mir auch keine nähern Details gegeben, was er eigentlich gerettet hat. Alſo bleibt nichts als ſehen übrig und darnach verlangt mich ſehnlich.

Es iſt mir leid, daß Huber's literariſche Speculationen noch nicht in vollem Zuge ſind. Allein nur Geduld und Muth; es muß gehen. Im Anfang muß Euch ein Deficit dieſer Art nicht irren; die Regel iſt, wenn dagegen der gute Wurf kommt, daß man auch nicht gleich glaubt, nun weit ſpringen zu können. Eins compenſirt nur das Andere. — Ich habe eine dunkle, halbe Ausſicht, in Paris ſelbſt eine freilich kleine, aber doch meinen bisherigen Beſchäftigungen angemeſſene Stelle zu

erhalten. Sie wird wahrſcheinlich nur ein Drittel meiner jetzigen Beſoldung haben, aber was thut das, da ich hier Alles ſo unerhört bezahlen und folglich nichts erübrigen kann, und dort wenigſtens in Ruhe komme, um wieder mit Schriftſtellerei ſo viel zu verdienen, als ich bedarf, — vielleicht auch mehr!

Die letzten öffentlichen Blätter werden Dich in Erſtaunen geſetzt haben. Wir ſind wieder verrathen worden. Man hat die Engländer laufen laſſen und hätte ihnen zehnmal mehr wehe thun können. Es ſind gar keine Engländer gefangen, nur Hannoveraner. Ich habe aber keinen einzigen Gefangenen geſehen, denn ich habe Dir ſchon oft geſchrieben, unſer Geſchäft iſt gerade ſo weit, als den Tag da wir aus Paris abreiſten. Man antwortet nichts auf das Erbieten unſers Generals, daß man diesſeits bereitwillig ſei, zum Tauſch der Gefangenen Unterhandlungen zu pflegen. Folglich ſitzen wir in unſerm Wirthshauſe ganz unnütz. Neuigkeiten hören wir nur zufällig oder durch Pariſer Zeitungen, denn hier, eine Meile vom Hauptquartier ſelbſt, weiß man von Nichts und die etwas wiſſen, ſagen es nicht, wie recht und billig iſt. Ueberdies ſind der Veränderungen im Commando ſo viel, daß die Befehlshaber keine Zeit haben, ſich zu orientiren, um ſelbſt zu lernen, was ſich mit der ihnen anvertrauten Macht anfangen läßt. Du ſiehſt alſo wol, daß meine Seele hier nicht beſſer aufgehoben iſt, als anderwärts. Ja, wär ich auf irgend eine Art für das Wohl der Republik und der Menſchheit thätig, da wäre es ein Anderes. Aber ich muß meine Zeit tödten und jetzt, wo es kalt zu werden anfängt, kann ich nicht einmal immer die paar Stunden, die ſonſt mein waren, ſo benutzen, wie ich will. Heizen kann man doch noch nicht in einer Stadt, wo die Klafter Holz 130 Livres koſtet. Ich habe über Mainz drei Briefe fertig. Die bringen die Geſchichte bis auf den Augenblick, wo Cüſtine vor den Thoren erſcheint. Allein denk Dir, daß ich Alles aus dem Kopf mache, nicht ein Blatt vor mir habe, Niemand um ein Factum fragen kann, nichts als mein Gedächtniß! Wie unvollkommen, wie kahl, wie ungeſchmückt auch; denn ich habe ſogar keine Spannkraft mehr zum Schreiben und hier iſt es auch unmöglich. Indeſſen geht es doch ſeinen Schneckengang fort. Komm ich nach Paris, ſo will ich ſehen, daß ich es fertig mache und allmälig Dir das Manuſcript ſchicken, das zu

dem Ende auf Poſtpapier geſchrieben iſt. Der Einzug des Kurfürſten in Mainz iſt eine Komödie, die ich nicht erwartet hatte — der Wunſch, ſich ſchmeicheln zu laſſen! Bordeaux iſt gerettet; noch zu rechter Zeit ſind die Patrioten wieder vor den Riß getreten, ehe es der zweite Theil zu Toulon ward. Dieſes werden wir wol bald wieder haben, allein wie? und unſere Werfte und unſere Schiffe? Es iſt doch nun klar, daß die Teufelskerle von der rechten Seite Monarchiſten waren. Ich glaube, unſere Feinde irren ſich in Abſicht auf unſere Reſſourcen. Wir halten länger aus, als ſie glauben und als ſie ſelbſt können. Ihr Eigenſinn iſt blind und verſtockt. Es ſoll ſo ſein. Unſer Jahrhundert ſoll mit Kataſtrophen enden. Lange wird vielleicht der Wagbalken noch hin und her ſchwanken. Einzelne Menſchen werden in dem gewaltigen Kampfe wie Nichts geachtet werden; aber eben dadurch wird die Sache der Vernunft, die Sache der Gleichheit ſiegen. Schon jetzt iſt es hier entſchieden, Niemandes Tod und Hinrichtung macht mehr Aufſehen, weil er ſo hieß und ſo titulirt wurde, oder ſolchen Rang hatte, und das iſt der rechte Punkt. Iſt die Gerechtigkeit nicht darum blind, weil dieſe Unterſchiede ihr nicht kenntlich ſein ſollen! Alle Menſchen ſind ihr Menſchen: ſchuldig, nicht ſchuldig; darüber hat ſie zu erkennen. Die Könige mögen wehklagen, wenn ihre Unverletzbarkeit in der Perſon eines Capet angetaſtet wird; aber ihre Klagen werden nicht mehr gehört. Ich glaube über dieſen Punkt und über die Pfaffheit ſind wir hinweg. Allerdings kann, muß ſogar jetzt die Geringachtung des Einzelnen zu weit getrieben werden; wer konnte es anders erwarten? Von einem Extrem zum andern mußte man übergehen und ſelbſt eine Ariſtokratie des Verſtandes und Talents für gefährlich halten. Das wird ſich wieder in das Gleichgewicht ſtellen, wenn nicht das Schickſal dies Alles, was geſchieht, nur zum Verderben des Menſchengeſchlechts geſchehen läßt. Die Werkzeuge freilich! — Doch ſind ſie nicht die Sache ſelbſt, und ich weiß nicht, warum man das nicht ſehen will, da doch augenſcheinlich alle Geſchichte ohne Ausnahme daſſelbe lehrt. Leidenſchaft und Eigenliebe mögen ihre Rolle ſpielen, wie ſie wollen, wenn nur das Reſultat im Ganzen eine Form gewinnt, wobei der Freund der Moralität ſich beruhigen kann.

Ich danke Dir, liebe Seele, für die Nachricht von Euch Allen. Jeder kleine Zug iſt mir theuer, vergegenwärtigt mir Euch. Es wird der Tag kommen, und ich hoffe, er iſt nicht mehr ganz fern, wo wir uns wiederſehen und ich wenigſtens einige Stunden lang das Glück genießen werde, meine Kinder an mein Herz zu drücken. Vielleicht nur zur Stärkung auf eine neue Abweſenheit! Mag es ſein, ich fühle, daß ich dieſer Stärkung bedarf und daß ſie wirken würde. Hubern grüße herzlich. Ich ſehne mich zurück nach Paris, um planmäßig an unſerm gemeinſchaftlichen Wohl zu arbeiten. Ein größerer Kreis würde mich den kleinern nicht vergeſſen machen, aber wenigſtens mir die Pflicht auferlegen, zuletzt dafür zu wirken. Jetzt aber, da ich aus dem größern ausgeſchloſſen bin, iſt und bleibt dieſer mein Eins und Alles. Dort iſt der Schauplatz für Anekdoten; habe ich einen feſten Punkt, ſo kann ich eine regelmäßige Correſpondenz führen. Alſo nur Muth und Geduld. Oelsner iſt ein ſehr guter Menſch, aber noch jugendlich, parteiiſch, er kann es in der Welt nicht idealiſch genug finden und wird dann böſe. Sein Styl hat etwas hart Metaphoriſches. Lebt wohl, meine Lieben. Ich bin geſund und ſo gutes Muthes, als ich kann.

An Huber in Neufchatel.

Arras den 8. Oct. 1793.

Ich danke Ihnen, Lieber, daß Sie Ihres Freundes wegen nach U. geſchrieben haben. Ihre Verwendung wird hoffentlich nicht ohne gute Wirkung ſein, und das bringt denn endlich Alles ins Gleis. Der ehrliche Mann kann da nicht bleiben, wo er iſt, ohne aufzuhören dieſen Namen zu tragen, das Einzige, was ihm aus dem ſchrecklichen Schiffbruch ſeines Glücks noch übrig geblieben iſt. Verdacht ſchwebt über jedem Fremden in ſeiner Lage, an ſeinem Aufenthalt, und die weſentlichen Unterſchiede, die hier zu machen wären, helfen nichts; denn bedenken Sie eine Secunde, wer es iſt, der unterſcheiden ſoll! Es helfen ſich Fremde, indem ſie auf Extreme verfallen, die kaum ein Einheimiſcher ſo weit treibt; aber wer, dem ſeine

Grundſätze und ſein Gefühl lieb ſind, mag es ihnen nachmachen? Und iſt auch das auf die Länge der Weg, dem Verdacht zu entgehen? Ich geſtehe, in einem ſolchen Falle würde man mir zuerſt verdächtig werden. Ihr Freund iſt übrigens gänzlich in der Gemüthslage, der Stimmung und der Disharmonie mit der Art und Kunſt, wie man ſpricht, der Leute, mit denen ers zu thun hat, daß nicht nur ſein Bleiben den Leuten und ihm ſelbſt nichts nützen kann, ſondern ohne jene Ausſicht einer baldigen Erlöſung ihn völlig zu Grunde richten muß. Was ſeine Kräfte noch vermögen, muß er alſo aufſparen zu Beſchäftigungen, die einen Zweck haben, die auf die Erfüllung offenbarer Pflichten hinauslaufen und dies, wiſſen Sie ja aus eigner Erfahrung, ſind ſtärkere Bande, als jene, die der Ehrgeiz ſchlingt, wenigſtens für die Menſchen unſerer Art. Jeder muß ſelbſt fühlen, was ſein Beruf iſt und wozu er Kräfte hat. Unſer Freund muß die öffentliche Laufbahn wenigſtens da, wo er iſt, verlaſſen, um endlich wieder ſeiner Rechte als Menſch zu genießen. Dort zu privatiſiren iſt jetzt eine ſo ungewiſſe Exiſtenz, theils in Abſicht des Erwerbs, theils wegen der Forderungen, die man an jeden Einwohner, der nicht im Amte ſteht, machen kann, und die wieder den Zweck des Privatiſirens ganz vereiteln würden, daß er dieſen Gedanken nur als Traum beherbergen, aber nie zur Wirklichkeit zu bringen hoffen darf. — Wenn gegen dieſe Gründe ein Gegengrund vorgebracht wird, ſo würde er ihn entweder gelten laſſen müſſen, oder ihn widerlegen; allein blos behaupten, er thue beſſer zu bleiben, wo er iſt, kann ihn nicht befriedigen. Ein Anderes iſt die Nothwendigkeit, das trübe Waſſer nicht wegzuſchütten, bis man reines hat: dieſe iſt augenſcheinlich und allmächtig, und ihr muß ein Jeder ſich fügen, oder büßen. — Mich dünkt, mein guter H., es war Pflicht, daß ich bei Ihnen dem ehrlichen Freunde das Wort redete. Sie können es dann wieder bei einer andern Inſtanz. Sagen Sie mir offenherzig und ohne allen Rückhalt Ihre Gedanken hierüber, und auch über die Idee, die ich Ihnen ſchon einmal mitgetheilt habe, daß Ihr Freund und Sie, gemeinſchaftlich arbeitend und Einer durch des Andern Umgang aufgemuntert, mehr ſowol fürs Publikum als für den kleinern Privatkreis um ſie beide her ausrichten würden. Denn ſollte dieſer Gedanke nicht in Ihre Reihe paſſen, ſo wäre es traurig, daß Sie einander auch

nur einen Augenblick täuſchten. Wenn Trennung allein die Schale füllen kann, ſo muß ſie noch hinein, und dann bleibt Ihrem Freunde allerdings ein anderer Weg. Dies iſt ein ernſter Schluß eines Briefs, doch Sie ſehen, was mich hindert einen andern anzuhängen. Leben Sie herzlich wohl.

An ſeine Frau in Neufchatel.

Arras den 8. Oct. 1793.

Endlich ſehe ich das Ende meines Aufenthalts herankommen. Den 11. kann ich abreiſen, ein paar Tage halte ich mich in Paris auf, den 24. hoffe ich in Pontarlier eintreffen zu können. Sucht Euch die ſicherſten Päſſe zu verſchaffen, der eine ganz ohne Beziehung auf den andern, und ſo vollſtändig unterzeichnet wie möglich. Gott, ſo ſoll ich endlich die Freude haben, Euch zu ſehen! — — —

Ich habe ſeitdem Eure Briefe erhalten. Huber's ſeiner macht mir viel Freude, ich hoffe, was Wenner gerettet hat, aus ſeinen Händen zu empfangen. Seine politiſchen Nachrichten wünſchte ich beſſer benutzen zu können, wie es hier möglich iſt. Doch von dem Allen wird ein Langes und Breites geplaudert werden. Die Zeit wird nur nicht zu Allem hinreichen, was wir einander zu ſagen und zu fragen haben. Ueber wie viele Dinge müſſen wir uns verſtändigen, was in Briefen ſo unthunlich war. Alle Ausſichten in die Zukunft ſind noch trüb und unentſchieden, aber Alles braucht ja nicht anders zu ſein. Laß uns mit einander geredet haben, nachher wiſſen wir, was wir zu thun haben und woran wir ſind. Ich beſcheide mich, daß man nicht ungeſtraft glücklich ſein und auch nicht mit einer Aufopferung Alles erkaufen kann. Ich bin einmal vom Stapel gelaufen und muß nun ſchwimmen, bis ich in den Hafen komme oder untergehe. Das Betrübte iſt Mangel und daher Unmöglichkeit zu wirken; um meines Schickſals Herr zu werden, thue ich gewiß Alles. Ich habe ſchon geſagt, daß ich mich nicht nach andrer Menſchen Meinung und Vorurtheilen beurtheile, die Erläuterung davon gehört zu unſern Unterredun-

gen, denn mir däucht, wir haben von unſrer Zeit und unſern Zeitgenoſſen verſchiedne Begriffe, ſo wie von dem, was der Weiſe und Redliche zu thun hat, um vor ſich ſelbſt gerechtfertigt zu bleiben. Wenn ers da iſt, ſo braucht er nicht zu ſorgen, ob er es vor der Welt ſei, die im Grunde ſo viel weniger fordert. Es iſt die Rede von Sachen und Wirklichkeiten, nicht von Ideen und Möglichkeiten. Doch mündlich — ja mündlich mehr davon.

Auf „die Abentheuer in Neuholland"*) bin ich ſehr neugierig. Bei Deiner Phantaſie kann ich viel Anziehendes erwarten, und nachbeten wirſt Du Niemand. Meine Arbeit mißfällt mir täglich mehr, ich habe keine Seele, mit der ich darüber Rath pflegen könnte, und ſo wird es kahl, platt, weitſchweifig — kurz ich kann es nicht leiden. Aber es muß einmal beendigt werden. Ich bin gewiß, daß ich hundert überflüſſige Dinge ſage und tauſend nothwendige vergeſſe. Aber iſt es nicht toll, in Arras die Geſchichte von allen den Lappalien in Mainz des vorigen Jahres zu ſchreiben? Alles, was den K. angeht, entgeht mir, weil ich nie eine Anekdote behalten konnte — die Seele der heutigen Geſchichte. Mein Zweck wird daher nur unvollkommen erreicht werden, ich ſehe es voraus. Wer kann mich verſtehen und wem kann ich mich verſtändlich machen? das iſt die Frage. Mein Gemüth hat eine ganz andere Beſchäftigung. Mein Geiſt iſt ſtumpf, meine Einbildungskraft todt, meine ganze Lebenskraft träge und zwecklos. — Nun, es mag ſein, wie es ſei! — Ich bin mit der Errichtung des Klubs und B.'s rothem Buche beſchäftigt**); bis ich zu Euch komme, muß das eigentlich Apologetiſche meines Aufſatzes, das jetzt das Nächſte iſt, fertig ſein. Ein großes Unglück dabei iſt, daß mein Enthuſiasmus de sa belle mort geſtorben iſt, und dies thut einer ſolchen Arbeit unendlichen Abbruch. Ich ſchreibe, was ich nicht mehr glaube.

---

*) Der erſte kleine Roman, den Thereſe Huber — unter Huber's Namen — drucken ließ.

**) Eine eben ſo läppiſche als feindſelige Erfindung eines bei der Mainzer Revolution geſchäftigen beſchränkten Menſchen, der ein rothes und ein ſchwarz eingebundenes Buch auf dem Rathhaus auslegen ließ, wo ſich denn die Freiheitsfreunde ins rothe, die Tyrannenknechte ins ſchwarze einſchreiben ſollten. Es iſt uns nicht bekannt, ob dieſer ſaubere Einfall Folgen hatte.

Grüße Hubern herzlich. Ich antworte ihm nicht, wir verſtehen uns ja — wie wir uns verſtehen können — und klären uns vielleicht noch über Manches auf.

An Dieſelbe.

Paris den 24. Oct. 1793.

Ich habe Dein Briefchen vom 17., mein liebes Kind. Endlich ſcheints, daß ich Sonnabend den 26. Nachmittags hier fortkommen kann. So lange hats gehalten, ehe ich meinen Paß erneuert bekommen, und was noch ſchlimmer war, das Geld zur Reiſe auftreiben konnte. Die Entfernung bis Pontarlier iſt 60 Poſten, alſo werd' ich dort erſt den 30. ankommen, zumal da ich mich in Beſançon aufhalten muß, um Battandier zu ſprechen. Sobald ich angekommen bin, ſchreibe ich Dir.

Von mir wirſt Du ſchon von hier einen Brief erhalten haben. Er war ſehr kurz, ich war ſehr in Eile und bins noch, denn die Tage gehen hier hin, wie gar nichts. Man kann nur des Morgens früh Leute antreffen, Abends geht Jeder ins Schauſpiel, in Geſellſchaft, oder treibt ſeine eigene Angelegenheit.

Ich habe Haupt's Sohn hier geſehen. Für den Vater weiß ich in der That gar keinen Rath. Hier iſt es dem geſchickteſten Fremden jetzt unmöglich, angeſtellt zu werden. Die unaufhörlichen Verrätherelen haben das Mißtrauen aufs höchſte geſpannt. An Entſchädigung wird, jetzt wenigſtens, noch gar nicht gedacht, und ich zweifle ſehr, ob es je dazu kommt. Für Cabinetsgeheimniſſe gibt man vollends keinen Schuß Pulver, denn Kanonen ſind die einzige Diplomatik, die man jetzt gegen die Treuloſigkeit von ganz Europa brauchen kann — und der künftige Feldzug wirds lehren, daß ſie die beſte iſt. Die Verrätherei im Elſaß wird ihnen nichts helfen; es iſt ein Unglück für ſie, daß ſie noch am Schluſſe der Campagne dieſen Vortheil hatten; denn nun iſt gar keine Ausgleichung mehr möglich. Die Grenzenloſigkeit unſerer Kräfte wird die Coalition jetzt erſt in ihrem vollen Maße empfinden. Mag es denn brennen und verbrennen, weil ſie nichts haben retten wollen! Künftiges Jahr gehen mehre Nationen zu Grunde; ich wollte ſagen mehre

Staatsgebäude ſtürzen ein, denn die Völker werden ſich ſchon retten.

Wir haben die Vendee nun ausgerottet, und ſo werden wir ausrotten, was ſich uns widerſetzt. Es iſt eher an keine Ausgleichung zu denken, als bis man bittend zu uns kommt. Die Lava der Revolution fließt majeſtätiſch und ſchont nichts mehr. Wer vermag ſie abzugraben? Ich ſehne mich herzlich nach Euch; meine Kinder zu umarmen, iſt die einzige Kühlung für den Brand, der mich verzehrt. Noch einmal und dann! — Die Vorſehung hat das Heft und wir ſchwimmen mit dem Strome. Führt uns die Woge wieder zuſammen, landet ſie uns einſt auf demſelben Ufer; wohl uns! Denn wer iſt ſo reich wie wir, um auch in der Wüſte keines fremden Arms zu bedürfen! Solls nicht ſein? So ſeid Ihr gerettet und ich rudere fort, bis die Kräfte fehlen. Küſſe meine Lieblinge. Grüße Hubern herzlich. Ich bin treu und innig Dein Freund.

Sollte noch unverhofft etwas geſchehen, das mich länger als Sonnabend aufhielte, ſo ſchreibe ich Dirs. Habt nur noch Geduld, ein paar Tage mehr oder weniger.

N** iſt mit Frau und Kind von Strasburg hier angekommen. Er fürchtet ſich auf alle Art. Ich glaube, daß es keine Gefahr mit dem Platze hat. Allein wer kann den Menſchen Eigenſchaften geben, wozu ſie den Keim nicht mit auf die Welt brachten?

An Dieſelbe.

Pontarlier den 6. Nov. 1793.

Ich muß doch meinen Freunden einige Worte ſagen, weil heute Poſttag iſt. Hubern ſchicke ich hier wieder Manuſcript und heute werde ich wol weiter arbeiten, wenn ich bei Laune bleibe. Ich danke dem Himmel, daß ich es ausgeführt habe, zu Euch zu kommen; die 3 Tage haben mich auf lange Zeit geſtärkt und vielleicht auf immer mir das rechte Gleichgewicht wieder gegeben. Mir iſt zu Muthe wie dem Erdenſohn Antäus, der neue Kräfte bekam, wenn er ſeine Mutter Erde anrührte. Mein Muth auszuharren iſt feſter, entſchiedner; die Reſignation, wenn ich es ſo nennen ſoll, in Alles, was nun geſchehen mag,

hat nun keinen Kampf mehr. Was dahinten iſt, ſeh ich auch mit dem Rücken an und nun vorwärts, vorwärts. Wir könnten noch ein zwanzig, dreißig Jahre vergnügt ſein und bei und nebeneinander leben. Immer iſt das in einer ſo kurzen Friſt, wie menſchliches Leben, unſchätzbar und warum alſo den ſichern Gewinn nicht nehmen? Verhungern können wir nicht, am wenigſten wenn wir beiſammen ſind und uns auf blos Nothwendiges einſchränken; iſt uns das, und zumal nach Allem, was wir erfahren haben, was wir ſahen und hörten, was um uns wird und geſchieht, noch ein Leiden zu nennen? Ich kann rechnen, daß ich immer 6000 Livres Einnahme habe. Könnte ich für H. nur 4000 ausfindig machen, ſo lebten wir, ich ſtehe dafür, ganz ordentlich in Paris mit 10,000. Ei, es muß gehen. Alſo — (Dein geſtriger Brief iſt mittlerweile angekommen) nur getroſt nach Zürich, wenn Ihr in Neufchatel nicht bleiben könnt, und dort abgewartet, was die Zeit für Roſen bringen wird.

Ich ſchreibe noch an meinen Umriſſen, aber was Du und H. von der Frankfurter Zeitung ſchreibt, iſt doch faſt zu ſtark. Für Menſchen, die es dulden, daß man ihnen ſolche Verleumdungen vorbringt, kann man gar nicht mehr ſchreiben. Hopfen und Malz iſt verloren. Oder iſt es nicht — und ich glaube es iſt — ein Zeichen vor dem jüngſten Gericht, das dieſes Volk erwartet; denn ſolche Verblendung und Erbitterung heiſcht heroiſche Arznei.

Zürich iſt wegen des einzigen Punkts deutſcher Literatur leiblicher als ein anderer Ort in der Schweiz. Sonſt in Abſicht auf Kleinlichkeit, Vorurtheil, Engbrüſtigkeit mag es einerlei ſein. Erkundigt Euch doch zuvor und fallt nicht aus den Wolken hin.

Ich bin ruhig über Dich, mein Kind. Bei uns und mit uns haſt Du nichts zu fürchten, und ſiehſt Du die Revolution nur für das an, was einſt zum Beſſern Veranlaſſung und Vorbereitung geweſen ſein wird, ſo wird Dich auch nicht irren, was ſie Gräuliches hat. Die Sache zwiſchen den beiden Parteien, Frankreich nämlich und Deutſchland, iſt doch nun klar dahin gediehen, daß man bei uns die Vernunft auf den Thron ſetzen, und bei Euch hinunterwerfen will. Bei Euch tritt man ſie mit Füßen, und bei uns wird ſie geehrt, ſobald ſie erkannt wird. Oft freilich verkennt man ſie und die Leidenſchaft ſiegt, aber ſie

kann doch nicht mehr anders als unter der Maske ſelbſt der Vernunft ſiegen. Sähe ich jenſeits erhabene Tugend, ſo würde ich ſagen: nun, es kann auch noch in Deutſchland zum Aushalten ſein, aber ſo iſt es ja nur die jämmerlichſte politiſche Schinderei; der Ehrgeiz und die Gewinnſucht leibhaftig. — Nein, unſere Sache ſiegt, oder wo nicht, iſt es ſchön mit ihr zu fallen.

Lebe wohl, meine Freundin! Ich werde Donnerstag, denke ich, vielleicht Mittwoch ſchon aufpacken und nach Paris zurückreiſen, ohne hier oder in Beſançon länger zu verweilen. Mittwoch Morgens erhalt' ich hier noch einmal Briefe von Euch, darnach ſchickt ſie nach Paris. Ich denke wir ſchreiben uns, ſo lange Ihr in der Schweiz bleibt, wöchentlich einmal, außerordentliche Fälle abgerechnet.

Le Cr. Michaud, Directeur des Postes hier in Pontarlier, hat mir viel Freundſchaft erwieſen. Ich kann durch ihn Briefe, die ich nicht gern erbrochen ſähe, beſtellen und von Euch erhalten; unter ſeinem Couvert heißt das. Z. B. wenn ich gewiſſe Kupferſtiche für H. auftreiben kann, werde ich mich dieſes Mittels bedienen.

Umarme meine ſüßen Kinder. Ich habe den Courier heute wohl beguckt, der ſie geſtern geſehen hat. Lebe wohl.

An Dieſelbe.

Pontarlier den 9. Nov. 1793.

Ich bilde mir immer ein, daß wir tauſend Dinge abzuſprechen vergeſſen haben und es iſt nichts als Einbildung, weil man wirklich mit ſeinen Freunden nie ausgeſprochen hat und ſie unaufhörlich vermißt. Eins indeſſen hab ich wirklich vergeſſen. Es iſt nämlich der Billigkeit gemäß, daß man Euch hier für meinen Verluſt, der für ein der Nation und dem Republikanismus gebrachtes Opfer zu groß iſt, entſchädigt. Ob es geſchieht, iſt eine andere Frage. Aber daß man es verſuchen müſſe, iſt wenigſtens klug und pflichtmäßig gegen uns Alle gehandelt. Ich wünſche daher einen ungefähr nach dem Gedächtniß detaillirten Inbegriff alles deſſen, was ich in Mainz beſaß, dem Na-

tionalkonvent vorzulegen, um nach demſelben meine Entſchädigung fordern zu können. Du, liebe Thereſe, könnteſt, glaub' ich, dies am beſten, nicht nur angeben, ſondern auch taxiren. Ich hoffe wenig, ich hoffe nichts, aber ich will nichts verſäumt, keine Gleichgültigkeit um meiner Kinder willen mir vorzuwerfen haben, und auch um unſertwillen; denn wozu leben wir, wenn es nicht die Hoffnung iſt, daß wir uns einſt wieder leben? Mir wenigſtens iſt das ſo.

H. muß mir, wenn er kann, noch mit etwas aushelfen. Wir redeten von einer Schrift, von den Vorurtheilen, die in Deutſchland über öffentliche Angelegenheiten herrſchen, und dabei kam eine ſehr frappante Idee vor, die gerade die Abgeſchmacktheit und Widerſinnigkeit der Leute recht ins hellſte Licht und ſie ſelbſt mit ſich in Widerſpruch ſetzte; die hab' ich in den Tod vergeſſen und ſeit drei, vier Stunden laufe, geh und ſteh ich in der Stube halb verrückt, um mich ihrer zu erinnern. Alles umſonſt. Ich werde noch müſſen jedes Wort, das mir einfällt, aufſchreiben. Es iſt nicht das erſte und nicht das hundertſte Mal, daß ich bemerke, allein leben, iſt durchaus der Art von Compoſition, an die ich gewöhnt bin, nicht günſtig. Wenn ſich H. der Idee erinnern könnte, wäre mirs unendlich lieb; denn ſie ſchien mir ſo fruchtbar und ich ſagt' es ihm. Etwas leichter als Pharaos Träume zu errathen, iſt's denn doch. Es war etwas, das nur geſagt werden dürfte, um ſo klar einzuleuchten, und dabei hätte es in Beziehung auf meine eigene politiſche Laufbahn ſo viel Rechtfertigendes. O, es muß uns noch wieder einfallen. — Ueberhaupt könnte mir H. alle Ideen an die Hand geben, die er wünſchte, in dieſer Schrift berührt, benutzt oder ausgeführt zu ſehen, weil ſie zur Sache dienlich wären und er ſelbſt ſie nicht brauchen könnte. Ein Blatt iſt bald zurecht gelegt, wo man dergleichen gleich aufſchriebe, ſobald etwas nur vorkäme, Dir oder ihm einfiele, oder in Converſation mit Andern als ein Funke herausgeſchlagen würde. Thut es doch, es frommt uns Allen.

Die Zeitungen haben nichts Neues mitgebracht, von den Armeen insbeſondere lieſt man kein Wort. Aber der unglückliche Lux iſt, nach ſeinem Wunſche, ein Freiheitsmärtyrer auf der Guillotine geworden. Dieſe Nachricht hat mir heut (Sonntag den 10.) den ganzen Tag verdorben. Dazu kommt erſt das ganz unbeſchreiblich ſchlechte Wetter, wobei ich in meiner gänz-

lichen Einſamkeit und Abgeſchiedenheit ſo abgeſpannt bin, daß ich meine Zuflucht zu Candide genommen habe, um nicht ganz in einen engliſchen ſplenetiſchen Mißmuth zu verſinken.

Euren Mallet habe ich ſchon zweimal durchgeleſen. Welch ein lehrreiches Werkchen für unſere Zeit! Ich möchte meine Bemerkungen darüber für die Friedenspräliminarien aufſetzen. Das Schimpfen und Läſtern abgerechnet, wie umfaſſend und treffend iſt der Blick dieſes Menſchen. Man freut ſich wahrlich, auch ein verwandtes Weſen eines ſolchen Weſens zu ſein, man freut ſich, daß des Menſchen Geiſt ſo über die Triebfedern des Schickſals aburtheilen kann. Es bleibt nur noch übrig, das Gegenſtück dazu zu ſchreiben und alsdann das Menſchengeſchlecht dem Teufel zu übergeben, bis auf das halbe oder ganze Dutzend Köpfe, die über ſeine Schickſale erhaben zu ſein ſcheinen und ſie mit einem reinen, unbefangenen, ruhigen und durchdringenden Blick überſehen. — Ich weiß nicht, welche untröſtliche Anſicht das Ganze der menſchlichen Angelegenheiten durch dieſe Zuſammenſtellungen und durch Alles, was ſeitdem geſchehen iſt, gewinnt. Man bedarf aller Philoſophie, aller Standhaftigkeit, um hier nicht ſeine Hand abzuziehen und der Vorſehung das fernere Geſchäft mit Ueberdruß zu überlaſſen. Aber es iſt doch eine ſo wunderreiche Anlage im Menſchen, daß ich ihn noch nicht für das Kind des Zufalls halten und die Begriffe Tugend und Wahrheit nicht für Hirngeſpinnſte anſehen kann. Iſt aber etwas Reelles an dieſen Begriffen, ſo iſts auch nicht verlorne Mühe, für ihr Reich zu kämpfen, und darum willkommen, Revolution, mit allen Deinen Uebeln und Gräueln! — Die Emigrirtenbriefe der Fr. v. Charriere habe ich mit Vergnügen geleſen. Ihr könnt nur ſagen, wenn wir beide die Sache auszumachen hätten, dürfte der Friede ſelbſt bald zu Stande kommen; denn freilich ſei das Bekenntniß, daß Jeder etwas nachgeben müſſe, der erſte Schritt dazu, oder vielmehr der zweite, denn der erſte iſt das Anerkenntniß, daß man in jeder Partei ein rechtſchaffener Mann ſein könne. Von dieſer Art Billigkeit fände ich in ihren Briefen das Beiſpiel und das ſei es, was mich gefreut habe. — Ich weiß indeſſen nicht, was eigentlich dieſe Briefe ſollen, denn das eigentlich Politiſche iſt zu unbedeutend darin, um Hauptzweck zu ſein, und die Intrigue iſt nur eben angelegt, nicht ausgeſponnen, folglich als Roman iſts wieder nichts. Endlich Charakterzeichnung, wovon zwar

Einiges vorkommt, iſt auch nicht Hauptzweck. Vermuthlich hat es von Allem Etwas ſein ſollen, und iſt darum als Ganzes Nichts geworden.

An Huber.

Pontarlier den 11. Nov. 1793.

Ihre dieſen Morgen angekommenen Briefe haben mich dieſen Regentag beſchäftigt. — Herr Gott, welch ein Wetter ſeit meiner Rückkehr! Es iſt faſt unmöglich das Geringſte zu arbeiten, noch aus dem Hauſe zu gehen. Ich wundere mich nicht über alle die Schwierigkeiten, die Sie bei unſerm Geſchäft treffen; wir müſſen ihnen begegnen und abwarten. Es iſt jetzt ſo ſehr unſer aller Regel, von einem Tag zum andern zu leben, daß ich wenigſtens Alles, was einem beſtimmten Plan ähnlich ſieht, nicht begreifen kann. Die Nothwendigkeit der Umſtände, die ſo ſehr in die großen Weltbegebenheiten verwebt ſind (lächerlich genug, daß ein ſo unendlich Kleines wie das Schickſal von ein paar ganz unbedeutenden Privatperſonen davon abhängen muß), wird uns Geſetz, dem wir uns nicht entziehen, gegen das wir nicht anſtreben können. Wir rechnen ja auf die glücklichen Würfe, ſollten wir nicht auch auf das rechnen, was uns widrig ſein kann? Wenn wir die As bekommen, wollen wir unſrer Beſorgniß lachen; bleiben ſie aus, ſo müſſen wir uns noch übrig bleiben.

Ich finde Herder's Briefe (über die Humanität) viel reichhaltiger, als ich es vermuthete. Freilich leiert und lavirt er, aber doch auf eine Art, die ſeiner nicht unwürdig, die in ſeiner Manier iſt. Er gibt doch mit ſeinen Excerpten zu denken. In der Flora*) finde ich Unterhaltung. Manchmal wünſche ich, ich lebte in Ulm oder irgend einem andern Winkel von Schwaben und ſchriebe für Deutſchland, was es jetzt ertragen und faſſen kann. Herr G***. iſt nicht ganz ſo erbaulich, wie ich erwartet hatte; wie abſichtlich verengt der arme Mann ſeinen Geſichtskreis, um ſeine Arbeit Sr. K. Pr. Majeſtät zueignen zu können! Mit ſolchen Gründen und auf dieſe Art getraue ich mir das Papſtthum, den Islamismus und der hohen Pforte

*) Eine damals bei Cotta in Tübingen herauskommende Monatſchrift.

Regierungsform auch zu vertheidigen. Denkt der Mann, was ihn heute empfiehlt, werde ihm in zehn Jahren Ehre machen und in zwanzig? O der blinde Menſch! Die Franken am Rheinſtrom zeugen doch auch von dem Deſpotismus in Deutſchland, dem ſich der Denker bequemen muß. In einer andern Lage hätte dieſer Menſch anders geſchrieben. Lafontaine's dritten Band*) und den Ritter A bis Z**) hebe ich mir für Paris auf.

Wir haben im Norden und Flandern zurückgemußt, im Elſaß ſcheinen wir Kräfte zu ſammeln, im Weſten ſind dreizehntauſend Rebellen nach Laval geflüchtet und dort haben ſie unſere Armee zurückgeſchlagen, weil die Pariſer Muscadins die Mainziſche Garniſon im Stiche gelaſſen haben. Ueberhaupt taugen die Pariſer Soldaten nichts. Doch die Folgerung aus dieſen Widerwärtigkeiten will gar nichts ſagen. Man ſpricht von neuen Gährungen in Paris, und Orleans werde entweder geköpft oder Protector werden. Das Letzte halte ich noch für ſehr unwahrſcheinlich. Sollte es geſchehn, ſo mag ſich die Coalition nur verkriechen. Hinter dieſem König Klotz (S. Lafontaine's Fabel) würde ſich eine furchtbar energiſche Regierung bilden. — Wir werden ſehen.

Ich bin entſchloſſen alle meine Kräfte aufzubieten, um mich zu halten. Aber alle ſind auch nöthig, denn die Umſchläge ſind zu gewaltſam, zu verſchieden von Allem, was ich und alle Billigdenkende hofften, entfernt, als daß ich an der Gegenwart Freude haben könnte. Alſo die Zukunft? Nun ja! was ich für mich ſelbſt an ſie zu fordern haben mag, iſt wenig genug, wenn nur die Früchte reifen, für welche ich ſo uneigennützig meine Pflege geſpendet habe. Es iſt mir beruhigend, daß Sie geſehen haben, wie ich bin und wie ich froh zu ſein vermag; das Andere wolle die Gerechtigkeit des Himmels lenken! —

Wenn ichs wieder überlege, daß alle dieſe Quälerei nur zehn Jahre gilt, ſo ſpotte ich des menſchlichen Lebens, ſeiner Thorheit und ſeines Elends. Alle Moralität ſcheint mir eine Poſſe und eine abgeſchmackte Erfindung, womit wir uns unter einander zum Beſten haben. Aufwand menſchlicher Kräfte vermag nichts im Schickſal des ganzen Geſchlechts, nichts im Schickſal eines Einzigen zu ändern. Alles wird unaufhaltſam

*) Seiner kleinen Erzählungen.

**) Von Hippel.

fortgeriſſen zu leiden und leiden zu machen, bis die Federkraft abgenutzt oder zerſprengt iſt. Ich ärgere mich über nichts mehr; die Frankfurter Zeitung iſt mir ſo gleichgültig wie die Gazette nationale, und Lüge gegen Lüge ſehe ich nicht, wo der Vorzug liegt. Wenn ich täglich frühſtücke, zu Mittag eſſe, Thee trinke, zu Bette gehe und auf hunderterlei Weiſe meine Abhängigkeit von der Natur anerkennen muß, erſchrecke ich vor mir ſelbſt, wenn ich das Wort Tugend oder Sittlichkeit ausſpreche. Alles dies iſt ſo gefährlich nicht, wie es ſcheint; aber es führt auf einen hohen Geſichtspunkt, aus welchem die Vorurtheile und die geſchwätzigen Moralprediger unſers Zeitalters mir ſo unbeſchreiblich klein und verächtlich werden.

Es ſtürmt, als wenn das jüngſte Gericht noch einmal eine Sündfluth herbeiführte. Seit drei Tagen regnets nicht, es gießt. Kann auch etwas von meinen Betrachtungen auf Rechnung dieſes Aufruhrs der Natur kommen?

An ſeine Frau.

Pontarlier den 13. Nov. 1793.

Wie man will, liebe Freundin, froh und trübſinnig, kann ich in jedem Augenblick ſein, wie man eine Hand umdreht. Das Wetter iſt freilich hier ſo arg, vielleicht ärger als dort; ich denke mir immer, nach meinem alchymiſtiſchen kreuzeriſchen Sauerteig, den Teufel unter den beiden leidenden Elementen, Waſſer und Erde, daher habe ich eine ſo entſchiedene Abneigung vor Regen und Straßenkoth. Diesmal kommt es mir vor, als hätte der Himmel, der, ſcheint es, vor dem Leidigen nicht ganz ſicher iſt, eine ſtarke Doſis teufelabtreibender Medicin genommen, der denn in Geſtalt dieſes hölliſchen Regens abgegangen iſt.

Meine neuen Landsleute mögen jetzt ihre Sachen nicht zum Beſten machen; kann ich was dazu? Nun ſo ſoll es mich auch nicht härmen. Ich habe ohnedies genug auf dem Herzen, wenn ich Audienz geben wollte; aber dies geſchieht nur des Morgens im Bett, wenn ich nicht mehr ſchlafen kann und doch Niemand erſcheint um ein Feuer anzumachen. Da brennt denn das andere lichterloh.

Laß Dich nicht beunruhigen durch keifende Recenſenten. Ich fühle mich unverwundbar und muß Leute verachten, die, blos einer Stimmung ihrer Zeit zu Liebe, das tadeln und herabſetzen, was ich ohne alle Rückſicht auf Zeit und Umſtände blos aus meinem Sinn und Verſtand abſchrieb. — Die Leute machen es ſchlimm genug, um ihnen und ihrer Literatur das Schlimmſte zu wünſchen. Ich indeſſen wäre noch für Galgenfriſt und Gnade. Aber ich vermuthe, ich werde im Weltgericht überſtimmt und es ergeht Guillotine über die Jenaiſche Zeitung und über die hannöveriſchen Kammerſecretaire, wenn ihre Seelen nicht zuvor aus Schrecken durch die Hinterthür entfliehen.

Der Freund Rippolt oder wie er heißt, mit ſeinem Kreuz- und Queer-Ritter macht mir Spaß. Es iſt eine ganz eigenthümliche deutſche Manier, die etwas Gelenkiges in ihrer Steifheit und Trockenheit hat. Gott verſteht mich und Du auch, wie ich glanbe. — Ich habe Euch Allen in M. lange genug gepredigt, daß es gegen das deutſche gelehrte Unweſen geſchrieben werde und von uns recenſirt werden müßte, aber damals ward aus allen meinen Planen nichts, und ich predigte tauben Ohren. Jetzt iſt es zu ſpät. Jetzt liegt die Axt am Baum, und morgen kommen wir und werfen den ganzen Plunder in das hölliſche Feuer, wo Heulen und Zähnklappen ſein wird.

Aus der Kleinen postscriptum konnte ich lange nicht klug werden. Ich glaubte anfänglich, Du wollteſt mir durch ſie ein Unglück ankündigen laſſen. Wir haben die Lieſe verloren, las ich, nur begriff ich nicht, wie der Verluſt dadurch wieder erſetzt worden wäre, daß Leute gekommen wären und ein Stück Holz in das Loch geſteckt hätten. Und nun begriff ich wol, daß Lieſe eine Linſe geweſen war. Küſſe die Glücklichen. Lebe wohl. Ich bin in gar guter Laune, bis ſich das Wetter wieder ändert.

An Huber.

Pontarlier den 15. Nov. 1793.

Schreiben Sie doch Voß (dem Buchhändler), daß er Ihnen die Abſchrift meines franzöſiſchen Briefes an Johannes von Müller vom vorigen November 1792, die ich ihm geſchickt habe, zuſtellen möge. Es iſt nothwendig, daß in meiner Schrift dieſer

Brief gedruckt werde. Sagen Sie ihm, er könne von der Abſchrift eine Abſchrift ſchicken, wenn es ihm daran liegt die Abſchrift, die er von meiner eignen Hand hat, zu behalten.

Eben erhalte ich Ihren letzten Brief. Haben Sie Dank für alles Mitgetheilte. Ob es die Idee iſt, die verloren war, iſt mir nicht klar; aber gut iſt ſie wenigſtens. Was mich am meiſten beſchäftigt, ſind, wie Sie leicht denken können, unſre eignen Angelegenheiten. Ich bleibe dabei, daß Sie ſich die Möglichkeit, nach Frankreich zu kommen, nicht abſchneiden müſſen. Könnte ich nur Mittel erſinnen, die uns Alle auf einige Jahre hier leben zu können ſicherten, ſo wäre mir vor der Zukunft nicht bange. Uebrigens ſcheint mich, und ich weiß nicht, ob nicht uns Alle, das Schickſal lehren zu wollen, auf nichts als eigne Kräfte und Ereigniſſe des Augenblicks zu rechnen, und ſo wäre dann, was Sie zurücklaſſen müßten, in der Wagſchale ſo viel als nichts. Doch laſſen Sie uns Alles ſehr ruhig und kaltblütig überlegen. Was mich hierher zieht, iſt das Intereſſe des Herzens, welches uns Einer in des Andern Nähe froher macht, ſodann das Intereſſe der Vernunft, die an Allem, was hier vorgeht, einen ſo lebhaften Antheil nimmt. Ueber den erſten Punkt glaube ich nach Allem, was ich von mir kenne, ſicher zu ſein, daß uns der Schritt, der uns einander näher brächte, nie gereuen würde. Sobald er das nicht thut, iſt ſein Gewinn unzweifelhaft und der Vernunft gemäß. Was aber die Anſicht der öffentlichen Angelegenheiten betrifft, ſo wäre darüber noch ſehr ernſthaft zu Rathe zu gehen. Können wir dem, was im Ganzen durch die Revolution, bald ſichtbarlich, bald aber auch noch nicht kenntlich für die Bildung der Menſchheit Gutes gewirkt wird, unſer individuelles und ſpecielles Gefühl in alle Wege unterwerfen? Können wir uns Stärke genug zutrauen, um außer dem Bande, welches uns vereint, jederzeit den kosmopolitiſchen Geſichtspunkt beizubehalten und nie über die Wendung, die der incalculable Revolutionsſtrom nimmt, nie über das Liebliche, Schöne, Werthe, was er wegſchwemmen kann, jenen höhern Zweck, den wir doch oft nur im Glauben, nicht im Schauen verehren müſſen, aus den Augen zu laſſen, ſondern zu unſrer Faſſung und Beruhigung feſt zu halten? Es gibt ſo viel Schauderhaftes, das, wenn es in Paris dem Auge näher rückte, doch anders ausſehen und anders wirken müßte, als in einer Zeitungsnachricht. Sie begreifen wohl, daß ich hier von dem weib-

UNIVERSITY OF ALBERTA LIBRARY

lichen Gefühl rede. Männer können und müſſen ſich immer orientiren, und das um ſo viel leichter, je länger ſie Zeit gehabt haben, ſich auf den Geiſt dieſer Epoche vorzubereiten. Aber die weibliche Reizbarkeit, Empfindung und Phantaſie, wird ſie immer das Gleichgewicht behalten bei den Auftritten, die noch bevorſtehen können? Ich ſehe, daß ein heftiger Krampf in der Staatsmaſchine uns noch bevorſteht, daß Freiheit, ſo wie ſie ſchon jetzt während der Revolutionsregierung nicht möglich iſt, bei einem Protectorat wenigſtens auf eine Zeitlang verſchwinden und nur in den Herzen der Menſchen ihre Freiſtätte behalten könnte, vielleicht gar nicht zum Nachtheil der allgemeinen Ausbildung unſers Welttheils, aber doch zum Verdruß und Leiden der Jetztlebenden. Ferner kann ſo viel Willkür verübt werden, die Herrſchaft der Leidenſchaften kann auf einen noch nicht vorhergeſehnen Punkt ſteigen, das Maß der Ungerechtigkeit und Grauſamkeit überfließen. Auf Alles das müſſen wir gefaßt ſein, und ich kann Sie nicht tadeln, wenn Ihnen das Wagſtück für ein Weib unverantwortlich ſcheint. Endlich — die Zeit bringt es mit ſich, daß wir jedem Genuß, der nicht in uns ſelbſt liegt, gänzlich entſagen müſſen. Hiermit fällt nun aber auch, in manchen Fällen, die feinere Nahrung des Geiſtes weg, die ſo innig mit den zarten Complicationen des geſellſchaftlichen Lebens und dem Genuß des Seltenern, des Auserleſenern, des Köſtlichern verwebt iſt. Es wird ein weit einfacheres, alſo auch einförmigeres Leben. Ich lege freilich wenig Gewicht auf dieſen Einwurf, denn die Art, wie wir ein complicirteres Leben benutzt haben, denn dafür konnte unſer Leben in Mainz, beſonders in literariſcher und intellectueller Rückſicht gelten, bürgt mir dafür, daß wir Ideenreichthum genug haben, um von unſerm Vorrath zu zehren und den Genuß, der ihn mehren könnte, ohne großes Bedauern zu entbehren. Im Grunde kommts doch immer nur darauf an, worein man eigentlich den Zweck des Lebens ſetzt. Ich überzeuge mich immer mehr, daß Wirken nur der geringſte Theil deſſelben iſt, die Hauptſache aber in Wahrnehmen und Aufnehmen beſteht, oder, mit andern Worten, im intellectuellen Genuß, indem wir die Welt, die außer uns iſt, durch Erfahrung, Ideenverbindung und Abſtraction in uns bringen. Das Weſentlichſte unſers Wirkens iſt immer nur die Freude, die wir an einander haben können, und folglich der Familien- und Freundeskreis. Das Wirken im größern Umfang muß ſeine Stelle

finden, allein es iſt in ſeinen Folgen und ſeinem Ertrag von Genuß weit mißlicher. Doch genug von meiner geiſtigen Hausapotheke. — —

Die Größe der Zeit iſt Rieſengröße, wie Sie bemerken; aber eben darum fordert ſie die ungewöhnlichſten Opfer. Ich glaube endlich, daß ich Alles opfern kann, was ſie nur fordert, wenn meine Humanität dabei gerettet wird. Meine Kartoffeln ſelbſt ſchälen und kochen? — Was kann man nicht Alles, wenn man es nur will? Nur zur Milderung dieſer ſpartaniſchen rauhen Schale gehört die Labung des Geiſtes in den ſüßen Gefühlen der Mittheilung. Sehen Sie nicht, daß die Ohnehoſenſchaft wirklich herrſchend im Geiſte der Menſchen werden muß? Die Verachtung des Geldes, des Reichthums, der Habe iſt nicht mehr Neid, nicht mehr Heuchelei, der Reiche ſelbſt iſt davon angeſteckt, der Reichthum, den er nicht mehr genießen kann, iſt faſt wie gar keiner, ſein Werth iſt hin. Luxus und Aufwand ehren ihren Mann nicht mehr, ſie entehren ihn. „Nun denn, wenn es ſo iſt, zum Teufel mit dem Gelde!“ muß jeder Reiche ſagen, der noch ein bischen vernünftig iſt. Ich muß eſſen, wohnen, mich kleiden wie ein Sansculotte, was darüber iſt, iſt todt und unbrauchbar. Meinetwegen mögen ſie es hinnehmen, ja, ich will es hingeben; ſo habe ich Ehre und guten Namen davon, und das iſt ein Schild in dieſer Zeit, der mehr werth iſt, als die todten Batzen.

In dieſer Revolution im Denken liegt die Kraft der Republik. Keine Maßregel, welche die Reichen angreift, iſt jetzt ihres Erfolgs ungewiß. Wir werden es bald erleben, daß die Nation alles Reichthums in Frankreich Depoſitair ſein wird, und alsdann realiſirt ſich, freilich anders als man gewöhnlich verſteht, aber doch bis auf die Modification der Art und Weiſe, immer noch im eigentlichen Verſtande, die lacedämoniſche Republik uud Familienſchaft in einem Haufen von vierzig Millionen. — Alles Grelle dieſer Erſcheinung wird durch den unverſiegbaren Lichtſtrom der Vernunft, der ſich überall mit herdurchdrängt, gemildert; überall wird für ſie geſorgt, und für die Phantaſie. — Dies Alles iſt ſo viel größer, nach einem ſo viel umfaſſendern Plan, nach einer ſo viel richtigern Erforſchung des Menſchen, als es in Lykurg's Anlagen ſtattfand, und damals ſtattfinden konnte. Sein Gutes kommt verändert wieder, und das Mönchsmäßige, Abſondernde kann nicht Platz finden.

Wir ſtehen da und wählen! Und wir mögen wollen oder nicht, wir müſſen Gutes und Schlimmes mit einander hinnehmen, wie auch die Wahl ausſchlage. — In Frankreich oder in Deutſchland — es hat überall ſein Mißliches; und manchmal kommt mir es vor, als wenn das Mißliche eben gar nicht in die Schale gelegt werden könnte. Nicht weil es an ſich auf beiden Seiten gleich, ſondern weil es hier und dort gar nicht zu berechnen iſt. Aber freilich iſt das ganze Leben immer nur eine Probabilitätenrechnung, die dabei ſo trüglich wie bei dem Lottoſpiel, und gleichwol die einzige iſt, wenn man nun einmal rechnen zu müſſen glaubt. Das Andere: blos ſeinem Herzen folgen, ohne zu rechnen, iſt eben ſo abſchreckend wegen der Größe des Wagſtücks. Wie ſchwer iſt der fatale Nachgedanke „hätten wir es damals anders gemacht!" — So bleibt denn nichts anders übrig, als nach beſtem Ermeſſen das Wahrſcheinlichſte, wenn es gleich in Revolutionszeiten oft heißen mag: das Unwahrſcheinlichſte iſt das Wahrſcheinlichſte, zu wählen. Das heißt am Rande des Unſinns tanzen — nicht wahr? Und dennoch iſt der Menſch frei! — meinen Sie?

Nun leben Sie wohl! Ich trotze dem Wetter und bin in meiner Klauſe zufrieden, einen Berg Papiere und Zeitungen um mich her. Jene drei Tage fallen mir wol von Stunde zu Stunde ein, — doch davon haben Sie ja meinen ganzen Brief zum Beweis. Ich denke manchmal ganz ruhig und freundlich meinen Genius flüſtern zu hören: „Wir werden uns wiederſehn!"

An ſeine Frau.

Den 20. Nov.

Zürich billige ich, wenn Ihr einmal in Neufchatel nicht bleiben könnt. Viel wird dabei nicht gewonnen ſein, allein beſſer als Deutſchland iſt es doch in jedem Fall. Dort würde man Euch tracaſſiren, und es wäre die Frage, ob Ihr jeder Gefahr entgingt, denn zu dem Charakter jener Menſchen gehört die Rachſucht, die es freut mich in dem, was Mir das Liebſte iſt, zu kränken. Du haſt es ſchon geſpürt. In Zürich wartet Ihr ab, was es gibt. Die Zeit allein kann uns jetzt aus dem Traume helfen und lehren, was zu thun ſei, indem ſie uns Mittel ſchafft. So bald geht Ihr aber doch nicht, ja der Winter muß erſt vorüber gehen und dann ſprechen wir weiter.

Was Du von Huber's Journal ſagſt, mag wol von einer Seite ſehr wahr ſein, aber ich fühle doch auch, daß die zu ſorgfältige Vermeidung jedes Anſtoßes in unſerm Herzen einen ſo entſchiedenen Widerſpruch findet, daß man es um des innern Friedens willen nicht zu weit führen muß. Ich wollte nur, daß es mehr einbrächte — und das würde es, wenn es mehr geleſen würde und wenn es mehr ein Allerweltsbüchel wäre.

Hier iſt wieder eine Nummer fertig geſchmiert. Noch immer ſind es keine Facta; ich nehme mir ſogar die Freiheit, über den Geſchmack daran zu ſpotten und durch Huber's Rippen dem lieben Publikum eins zu verſetzen. Doch nur Geduld, ich komme der Erfüllung meines Zwecks immer näher und folglich auf die Details. Die Wahrheit zu ſagen, ich wünſche in Paris zu ſein, um beſſer dazu ſammeln zu können.

Oelsner mag gut ſchreiben, aber er meint, die Republik wäre nun mit Briſſot und Vergniaud zu Grabe gegangen. Das iſt ſie nicht. Liebſter Himmel! wenn ſie nicht zehn Generationen ſolcher Kerle wie die jetzigen aushielt, ehe ſie zu Grunde ginge, möchte der Teufel Republikaner ſein. Aber ſo viel wird ſie nicht auszuſtehn haben, und ich hoffe, ich bin ein guter Prophet. Oelsner's Geſichtspunkt iſt gerade deswegen ſo eng, weil ihm die Menſchen ſo viel ſind. Das geſtattet nun einmal der jetzige Gang nicht, ſo traurig es für den Menſchenfreund iſt. Aber was iſt zu thun? Die Hände über den Kopf zuſammenſchlagen und ſchreien: es iſt Alles verloren! und denn doch, wie wenn die Frau geſtorben iſt, ſich vom Schreck erholen und wieder auf die Brautwerberei ausgehn? Da iſt es beſſer, gleich vom Anfang ſich ſo zu ſtellen, daß eine Hand voll Mücken mehr oder weniger in dem Schwarm nicht einmal entbehrt oder wahrgenommen werde. Ich weiß wol, meine und ſeine Art ſind Beweiſe von der Verſchiedenheit unſers Alters. Wenn wir jung ſind, meinen wir immer: entweder das, oder nichts — und werden wir älter und kriegen das nicht, was wir ſo eigenſinnig verlangten, ſo behelfen wir uns doch. Wenige ſind ſo voll von ihrer Idee, daß ſie wie Lux das Leben dafür laſſen. Wer das nicht kann, dem verzeihe ich ungern das Pinſeln.

Ich will Freitag Morgen erſt weg, um noch einmal die Zeitung abzuwarten u. ſ. w.

An ſeine Frau.

Paris den 27. Nov. 1793.

Ich bin erſt geſtern Abend ſpät angekommen, meine lieben Kinder, der Weg war zum Theil nicht der beſte, man mußte auf Pferde warten, die Tage waren kurz, und ich befand mich von der erſten durchfahrnen Nacht ſo übel, daß ich die folgenden Nachtlager hielt. Ich ſpürte einen fatalen rheumatiſchen Krampf in der Bruſt, der mich begreifen macht, was Du ſo oft gelitten haſt. Gleich wie ich hier ankam in mein altes Neſt, befand ich mich beſſer, brauchte flüchtige Salbe auf Flanell geſtrichen und bin nun ſchon wieder den ganzen Tag umhergelaufen in Wind und Wetter. — Hier ſind indeſſen allerlei Dinge vorgefallen, die Ihr ſchon aus den Zeitungen wiſſen müßt. Die Verhaftung Chabot's und Bazire's iſt ſehr auffallend; Danton erſcheint ſeitdem wieder im Convent, und ſpricht, aber mit viel Klugheit. Ich fürchte, die auswärtigen Mächte bedienen ſich einer ſehr ränkevollen Politik; ich fürchte, daß etwas, das ich ſchon längſt verſichern gehört habe, auf dem Punkte iſt ſich zu beſtätigen, daß nämlich ein Plan tief angelegt ſei, vermöge deſſen alle Umänderungen bei uns, die wie aus den Wolken zu fallen ſcheinen, von dieſer Politik combinirt waren und fortan immer eine Partei das Opfer der Anklage der andern werden ſoll, bis endlich die Uebriggebliebenen von den auswärtigen Mächten verſchlungen werden können. Wäre das, ſo klärte ſich Manches auf, was bisher unerklärlich blieb. So viel iſt gewiß, kommt es dieſes Mal nicht an den Tag, wo die geheimen Triebfedern der Feinde eigentlich liegen, ſo kann noch viel Schreckliches geſchehen, obſchon ich nicht glaube, daß wir unterliegen können, und ſollten dem Volk auch noch ſo ſpät die Augen aufgehn. Leiden, Druck und Noth ſind noch nicht Unterjochung und dieſe, hoffe ich, wird dem Feind unmöglich ſein, wenn ihm auch noch ſo viel glücken ſollte. Der Rapport von Robespierre über unſere auswärtigen Verhältniſſe iſt ſehr anziehend. Im Moniteur ſteht er nicht vollſtändig, ich will trachten ihn Euch zu ſchicken, denn er verdient als Actenſtück einen Platz in Huber's Journal. Dorſch iſt nach der Schweiz geſchickt, und Schweizer (ein Züricher) ebenfalls, um

die bei Gelegenheit jenes Rapports decretirten Freundſchaftsverſicherungen brühwarm zu überbringen.

Je mehr ich mich hier wieder mit ſachkundigen, ruhigen, vorurtheilsfreien Beobachtern beſpreche, je vollkommener beſtärke ich mich in der Ueberzeugung, daß unſere Lage bei weitem vortheilhafter als die der Feinde iſt, und daß die Revolution gegen alle mögliche Erſchütterungen beſtehen wird. Tauſend und aber tauſend Familien können zu Grunde gehen, aber das große Werk geht nicht mehr zurück. Es könnt' es auch nicht, ohne den Untergang einer weit größern Anzahl Menſchen und ein Elend, das nicht zu ermeſſen iſt, hervorzubringen.

Vor lauter Eile, die Feinde aus dem Elſaß zu jagen, haben wir die Gelegenheit verſäumt, ſie à la manière de Bourgogne einzufangen. Wie es nun ſteht, werden ſie mit ziemlich heiler Haut abziehen. Seid verſichert, daß man uns nichts anhaben kann, und daß unſere Tollköpfe vernünftiger ſind, als man es denkt. Die Lebensmittel ſind jetzt unſere größte Sorge — doch können wir ſchon mit ziemlicher Sicherheit vorausſehen, daß wir ausreichen werden. Man ökonomiſirt überall auf das äußerſte; aller Luxus iſt verſchwunden, und eben weil es jetzt knapp hergeht, wird man gegen das Ende genug haben. Wenn ich mich nicht ungeheuer irre, ſind wir jetzt ſchon die reichſte Nation in Europa an baarem Gelde!!! Dieſer Schlag unſerer politiſchen Zauberruthe wird unſre Gegner gänzlich zu Boden werfen. Robespierre's Rapport muß, wenn er recht verſtanden wird, die Coalition ſehr incommodiren; er muß die Augen über unſere Verhältniſſe öffnen, und manche falſche Anſicht im großen Publikum — aller weſtlichen Völker vertilgen.

Die Bibliothekarſtelle hat H. Febvre de Villebrune, ein gelehrter Ueberſetzer der griechiſchen Autoren, erhalten; eine der ſubalternen Stellen ſoll, ſagt man, ** beſtimmt ſein. Wohl bekomme es ihm! Chamfort, der nebſt den Unterbibliothekaren eine Wache bei ſich hatte, ſollte endlich doch ins Luxemburg gebracht werden; als er es hörte, ſchoß er ſich mit einem Piſtol durch die Gurgel; der Schuß ſtreifte nur, hierauf gab er ſich einige Schnitte mit einem Scheermeſſer, ohne ſeinen Zweck beſſer zu erreichen. Jetzt iſt er in der Beſſerung, wenn das Beſſerung heißen kann, in ein Leben zurückzukehren, das man zu verlaſſen geſonnen war. Lux ſoll ſehr unbefangen vor dem Tribunal geweſen ſein und geſagt haben: er wiſſe, er ſei nach den

Geſetzen des Todes ſchuldig, und das ſei ihm lieb. Er iſt auf das Schaffot geſprungen. Jetzt ſteht Barnave vor dem Tribunal, ſpricht mit unvergleichlicher Geläufigkeit und Rednerkunſt und mit einer Unbefangenheit, der nichts gleicht. Natürlich wird auch er den Weg alles revolutionairen Fleiſches gehn, da man ihm den Verluſt und die Verheerung der Colonien ſchuld gibt *). Manuel iſt zitternd zum Tode gegangen; Bailly hingegen mit einer Entſchloſſenheit, die durch die Aeußerung des ungekünſteltſten Gefühls höher als Stoicismus ſteht. Orleans iſt herzhafter geſtorben, als man es vermuthete. Ich für mein Theil denke, ein Menſch, der ſo für allen Genuß abgeſtumpft iſt, kann auch wol einmal zur Abwechslung das Sterben verſuchen wollen. Weil er ſich Egalité genannt hatte, oder vielleicht auch zufällig, wurden ein paar Handwerker mit ihm auf das Blutgerüſte geführt. Er ſollte der Nummer nach zuletzt gerichtet werden, die beiden Teufelskerle complimentirten aber beim Abſteigen vom Karren mit ihm, das Sprichwort geltend machend: à tout Seigneur, tout honneur (ſo der Mann, ſo der Quaſt). Ich gebe die Anekdote ſo wie ich ſie erhalten habe; obſchon man auf die Scherzluſt dieſes Volks ſelbſt unter dem Richtſchwert noch rechnen kann.

Noch habe ich nicht Zeit gehabt, mich nur einigermaßen einzurichten, daß ich meine Zeit ökonomiſirte. Ich werde des Morgens ſehr früh aufſtehn, denn ich habe mit einem Menſchen die Abrede genommen, daß er mir früh mein Feuer anmacht. Dies iſt unentbehrliche Bedingniß, zumal bei Kaminfeuer. Kann ich ein wohlfeileres Neſt finden, werde ich bald ausziehen, fürs erſte bleibt es Hôtel des patriotes hollandois u. ſ. w. Die Mainzer Emigrirten überlaufen mich weiblich, aber das wird auch ein Ende nehmen. An literariſche Arbeit für das hieſige Publikum iſt jetzt noch nicht zu denken, bis zum Frieden. Mittlerweile will ich mich beim Miniſter gar nicht um Bedienung drängen; meine 18 Livres täglich müſſen mir genügen, und wenn ich von Wenner allenfalls die geretteten Schriften, um die er ſehr gedrillt werden muß, bekomme, habe

*) Forſter erwähnte ſelbſt in einem ſeiner erſten Briefe, daß Barnave den Antrag zur Freiſprechung der Neger gemacht, und nachdem ſie decretirt, von ſeiner Eitelkeit und Weichheit verleitet, die Rücknahme dieſes Decrets bewirkte.

ich zu arbeiten genug. An meinen Mainziſchen Darſtellungen werde ich allmälig fortarbeiten, auch ſollen von Zeit zu Zeit die Umriſſe weiter folgen, der fünfte iſt unter den Händen. Meine Bruſt iſt ſo gut als curirt, mein Rheumatismus zieht jetzt wie die Rebellen, die aus der Vendee vertrieben worden ſind, in den benachbarten Departements herum, aber er hat ſeinen Stachel verloren.

Gott gebe Euch Freude und Geſundheit! werdet jedes Augenblicks froh, wo Ihr froh ſein könnt! Hüten Sie ſich, lieber Huber, vor verdorbnem Magen, den man trotz unſerer Hungersnoth noch gar gut in Paris haben kann. Heute hab' ich gepraßt, dafür war geſtern mein ganzes Mittagseſſen ein Viertelpfund Brot, weil ich mich unterwegs nicht aufhalten wollte. Aretophile, das neue Trauerſpiel von dem Revolutionsarmee-General Ronſin, ſoll nächſtens erſcheinen. Hier eine Kleinigkeit vom Couſin Jacques, die wol kaum des Sendens werth wäre, wenn Ihr ſie nicht frei erhieltet. Barnave und Duport du Tertre ſtarben heut früh, den 29. November.

Den 2. Dec.

Der Kurfürſt ſoll von der preußiſchen Beſatzungsbehörde (in Mainz) nicht immer geziemend behandelt werden, wie hier die Rede geht. Er ſoll einmal das mot d'ordre haben geben wollen, welches der preußiſche Commandant ſehr rauh zurückgewieſen haben ſoll. Er ſagte ein paar kurfürſtlichen Hofbeamten in des Kriegscommiſſairs Gegenwart, daß das Mainzer Volk wenig tauge. Die Preußen ſind des Kriegs ſehr überdrüßig, aber die Politik des Berliner Cabinets wird ihn fortſetzen. Die Franzoſen halten doch die Preußen für gefährlichere Feinde als die Oeſtreicher und alle übrigen Reichstruppen, die Heſſen ausgenommen, die obenan ſtehen. Unſtreitig kommt das wol von den Offizieren, die bei der preußiſchen Armee doch etwas mehr Bildung als bei den Oeſtreichern haben.

Hier iſt wegen des Winters offenbar eine Pauſe in den Kriegsoperationen eingetreten. Daß wir Fort Vauban, ehemals Fort Louis, verloren haben, iſt ein ſchwerer Schlag, die Feinde werden ſich ſchwerer vertreiben laſſen. Indeß macht man ſich hier nichts daraus, weil man noch gar nicht vom Frieden hören will, weil im Ganzen genommen unſere Lage ſo vor-

theilhaft gegen die der Coalition iſt, vielleicht auch weil man im Kriege, ſo lang er fortdauert, ſich beſſer auf den Frieden vorbereiten kann; ſo nämlich, daß bei der alsdann eintretenden Regierung der Ehrgeiz derer, die gern fortregieren möchten, nicht zu kurz komme. Ihr ſeht, daß der Vulkan noch nicht ſchweigt; noch bebt die Erde unter unſern Füßen, noch iſt der Boden glühend. Aber daß die Republik beſtehe, das iſt keinem Zweifel unterworfen. O, daß man den dichten Schleier, der das übrige Europa deckt, nicht ein wenig lüften kann! Es ſcheint, als wenn Dänemark und Schweden die Lage hier und überall aus einem richtigeren Geſichtspunkt einſehen, und eben das von unſerer Revolution halten, was meine Umriſſe ſagen. Ich glaube auch wol, daß dieſe in Hamburg, Altona u. ſ. w. geleſen werden dürften.

Geſtern habe ich Merlin (von Thionville) ſeit Mainz zum erſten Male wiedergeſehen. Ich war zu Mittag bei ihm; Reubell, Hausmann und Dorſch's Frau waren auch da und noch ein Deputirter, der ehrliche Lecointre von Verſailles, von dem ich Dir ſchon im Frühling ſchrieb. Wir gingen gegen fünf Uhr zu Tiſch und erſt nach eilf Uhr auseinander. Ich habe noch eine geſchwollene Hand vom Plumpſack, denn die großen Kinder haben ſich am Pfänderſpiel erholt. Ich ſtehe inzwiſchen mit dieſen Leuten ſehr gut und werde von ihnen unterſchieden von Andern, die ſich Anfangs zu ihnen gedrängt und Eindruck gemacht hatten, hernach aber für das, was ſie ſind, erkannt wurden. Den Tag vorher ſpeiſte ich bei einem ſehr rechtſchaffenen Sansculotten, Garran de Coulon, auch Deputirter, und der mit Wärme für mich iſt, weil er ſelbſt Gelehrter iſt; nur gilt er ſo viel nicht, wie mancher Andere, weil er nicht ſo jugendlich revolutioniren kann und kein Ultrarevolutionair iſt, wie Danton ſie neulich ſehr paſſend getauft hat. An vergangner Decade war ich mit N. in Verſailles, wo T. ſich eingemiethet haben! Die armen Leute — man hat ihnen 100,000 Livres abgenommen als ihr Theil von der Contribution von zehn Millionen, welche die Reichen in Strasburg geben müſſen. Sie können das nicht tragen, denn ſie paſſiren für reicher als ſie ſind und müſſen nun ihre Häuſer verkaufen. Die Frau nahm ſich ſehr brav und einfach dabei, und tröſtete den Mann. Vielleicht wirds noch ein wenig zu mildern ſein, wenn, wie ſie wünſchen, dieſe Summe als gezwungenes Anlehn angeſehen und

nicht geradezu als Contribution genommen wird. — Unſere fêtes de la raison gehen ihren Gang; aber dem Eifer der abſchwörenden Prieſter iſt Einhalt gethan, nachdem der Zweck in Paris erreicht worden iſt, und nachdem man auch in den Departements das Kirchengeräth zuſammengetrieben und in die Münze geſchickt hat. Dadurch, daß man nun die Gläubigen bei ihrer Andacht in Ruhe läßt, iſt der Zweck der Ultrarevolutionairs, der auch hier contrerevolutionair war, vereitelt worden, und das Volk hält ſeine Repräſentanten auf einmal wieder für die frömmſten Leute von der Welt. So muß Dasjenige, was uns ſchaden ſollte, nur zu unſerm Vortheil gereichen. Wir ſpotten der kleinen Intriguen gegen uns, und ſind ſchlauer als unſre täppiſchen Gegner. —

An Dieſelbe.

Paris den 11. Dec. 1793.

Meine Theuerſten! Ich erhielt geſtern Abends Eure Briefe und antworte heute, um Euch nicht in Verlegenheit über mein Stillſchweigen zu laſſen, da ich ſchon das Schreiben von einem Poſttag zum andern verſchoben habe. Ich liege nun ſeit drei Tagen an einer Bruſtentzündung im Bett. Die Schmerzen waren heftig, die erſten paar Nächte habe ich nicht geſchlafen. Durch ſorgfältiges régime und die nöthigen zertheilenden Arzneien bin ich nun ſo weit, daß die Krämpfe fort ſind und nur noch dumpfer Schmerz vorhanden iſt. Ich kann auch ein Weilchen aufſein, und ſitze wirklich am Feuer und ſchreibe auf meinen Knieen. Binnen drei Tagen kann ich gewiß ausgehen. Es war meine Schuld, ich war ohne Ueberrock, des Abends, in einem häßlichen Pariſer Nebel umhergetrieben. Thu's nicht wieder. An Pflege und Beſuch hat mir es nicht gefehlt. Maliszewski hat mir einen kleinen Polen gegeben, der bei mir Nachtwache hält und mit herzlicher Dienſtbefliſſenheit aufwartet, und eine Nacht hat ein junger Deutſcher aus Schwaben, Kerner von dem ich Dir ſchon längſt geſchrieben habe, der zugleich etwas Arzt iſt, bei mir zugebracht. Aber das Alles läßt mich

nur doppelt fühlen, was häusliche Verpflegung iſt. Ueber die Mausfalle habe ich herzlich gelacht. Es iſt aber ein Grund mehr, weshalb wir jetzt nicht erſt anfangen müſſen, an unſerm Briefwechſel zu knickern. Ich weiß nicht, welche Oekonomie mir auch im Kopf geſteckt hat, als ich aus Pontarlier ſchrieb: wöchentlich nur einen Brief. Ich werde ſchreiben, ſo oft ich kann, und das thut, Ihr Lieben, auch. Vor dem Schlag fürcht' ich mich nicht. Wers nicht darauf anlegt, der wird nicht getroffen. Ich weiß nicht, was Hubern aus meinem Brief ſo aufgefallen iſt, daß es ihn hat irre machen können. Ich erinnre mich es nicht. Was war es denn? Etwas in Beziehung auf das Allgemeine? Mein Himmel! das iſt ja in keines Menſchen Kopf und Hand. In ganz Europa gibt es Niemand, der jetzt ſagen kann, ſo wird es gehen, ſo wird es enden. — Oder bezog ſich es auf uns? Ich weiß nicht, wo jetzt für uns Alle Stabilität zu hoffen iſt. Aufs Ungewiſſe und höchſtens nach Wahrſcheinlichkeit des Augenblicks, die gar nicht in die Zukunft ſchaut, müſſen jetzt alle unſere Schritte ſich gründen, und dann bleiben ſie gewiß ſchwankend, wenn ängſtliche Sorge für das bloße Intereſſe unſers kleinen Kreiſes die einzige Richtung iſt, die wir ihnen geben wollen. Feſter gehen wir gewiß, wenn wir nach Grundſätzen entſchieden unſern Gang gehen und mit der Conſequenz vorlieb nehmen. Könnt Ihr es mit Euch ſelbſt ausmachen auf den Fall, daß Huber in Deutſchland eine Stelle bekommen könnte, dort zu bleiben und Euch ſelbſt zu leben, ohne in die Vorſtellungsart Anderer wirken zu wollen, ſo rieth ich noch jetzt, bietet Alles auf, ſchreibt an alle Welt, ſetzt alle Triebfedern in Bewegung und verſchafft Euch ein redliches Auskommen. Es müßte mit dem T. zugehen, wenn H. nicht auf irgend einer Univerſität eine Lehrſtelle bekommen ſollte, z. B. in Altona; und daneben Schriftſtellerei, da müßte man ja leben können. Nach Allem, was ſchon geſchehen iſt, meine beſten Freunde, wäre es Verkennung meiner, mich noch in Anſchlag bringen zu wollen. Seid glücklich, wo es immer ſei, ſo bin ich befriedigt. Ewig dauert kein Krieg und im Frieden finde ich meine Kinder wieder.

Geht aber dieſes nicht, iſt Eure Exiſtenz in Deutſchland ſo ungewiß, als ſie es hier ſein könnte, hängt Ihr nicht zu feſt an Eurer Denkungsart, um unter Andersdenkenden vergnügt leben zu können, und habt Ihr ſonſt noch einen Zug hieher,

ſo iſt es am Ende ein großes Wageſtück, ein Land, in dem Ihr mit Eurem Geiſt und Sinnen fremd ſeid, für eins zu vertauſchen, wo freilich Alles fluctuirt, wo man aber doch nun einmal mitten in dem großen Wirbel iſt, der immer eine neue und uns angemeſſene Aenderung im großen Ganzen der Weltbegebenheiten und in der Entwicklung des menſchlichen Geiſtes bewirken muß.

Auf alle Fälle laßt uns abwarten, was die Zeit bringen wird, vereinigt mit unſern vernünftigen Bemühungen. Zwiſchen hier und Frühling entwickelt ſich noch Manches. Ich bin ganz abgeneigt Euch in dieſen Strudel zu ziehen, aber ich trage auch kein Bedenken dazu zu rathen, ſobald Ihr den Willen in Euch fühlt, etwas zu wagen. Mein Gott! Wie ſoll man denn ſeine Berechnungen in einem ſo wüſten Zeitpunkt machen? Es iſt ja jetzt, wie der ehrliche Sansculotte ſagte, die Zeit, wo der, der ſein Leben in die Schanze ſchlägt, es behalten kann, und der es verliert, der ängſtlich für ſeine Erhaltung ſorgte. Ich habe ein großes Zutrauen zu redlichen Abſichten und Bemühungen. Ich habe Freunde. Ich und Ihr werdet noch mehre finden. Ich halte Alles auf den Genuß unſerer ſelbſt, mit dem Bewußtſein kann ich jeden Augenblick ſterben, und ohne das iſt alles Treiben und Thun doch nur verlorne Mühe. Lieben Freunde, wenn das wie gepredigt herauskommt: mein Kopf iſt noch ſchwach, aber mein Herz iſt warm.

Die Anekdote wegen Bailly verſteht Ihr alſo unrecht. Er ſollte das Märzfeld nicht mit ſeinem unreinen Blut entweihn. Ich kann Euch heute nichts Neues ſagen. Wir haben Schafsköpfe zu Generals, und da iſt es kein Wunder, wenn uns im Elſaß Alles mißglückt. Geduld! Die Lection war nöthig, und wird wirken. Ich verſpreche Euch andere Anſtalten für den künftigen Feldzug. Es gibt noch Männer hier, die commandiren können, und ſie werden es. — Haupt, der Vater, hat einen ſehr umſtändlichen Aufſatz über die Schweiz mitgebracht, den habe ich ihm ins Franzöſiſche überſetzen müſſen; das Letzte dictirt ich ihm im Bett, weil ich ſchon lag. Lieber H., dieſe mechaniſchen Arbeiter wiſſen es immer beſſer anzufangen als wir, die wir glauben, ſie unendlich weit zu überſehen. Das iſt Ihnen ein ſtatiſtiſches Memoire, das ſich bis auf das kleinſte Detail erſtreckt, und worüber er ganze Säcke einzelner Thatſa-

chen als Belege erzählen kann. Ich wette, er macht Eindruck damit.

Die Metaphyſik iſt alſo wol die Erbſünde, weil ſie den Kindern angeboren iſt? Alles reiht ſich aber in den kleinen Köpfen aneinander, der alten Magd weiſe Lehre ſehe ich deutlich durchſchimmern. Man muß ihnen den Tod phyſiſch erklären. Doch es kommt von ſelbſt. Ich muß aufhören, ſonſt werde ich geſcholten. Lebt wohl, meine Lieben, und ohne alle Beſorgniß wegen meiner, ich bin ganz auf der Beſſerung, denn die ganze Zeit, da ich ſchreibe, fühle ich kein Ungemach als Schwäche.

An Dieſelbe.

Paris den 14. Dec. 1793.

Meine Lieben, ich kann noch nichts anfangen und ſchreibe deswegen an Euch für den nächſten Poſttag. Ihr ſolltet die Wirthſchaft ſehen! Eine ganze Stunde habe ich mich angezogen incluſive des Raſirens, und nun liege ich wie eine Fliege im Armſtuhl. Laß Dir aber Alles dieſes nicht ſo zu Herzen gehen, liebe Frau. Die Unmöglichkeit, mir Deine Pflege angedeihen zu laſſen, könnte ja unter den friedlichſten Umſtänden, durch eine Amts-, ja eine Vergnügungsreiſe veranlaßt worden ſein. — Daß nun der Umſturz der Weltreiche Euch abhält mich zu pflegen, wirkt ja nur daſſelbe wie Entfernung oder Mangel an Reiſemitteln, die zu allen Zeiten hindern. Mein Kopf iſt wieder heiter, ich leſe Zeitungen aus allen Kräften; und dabei — Gott ſei bei uns! — den Fürſten des Machiavell. Im Elſaß ſoll es den Feinden eben nicht gar gut gehen. Wichtige Dinge ſind indeſſen nicht vorgegangen, und ich bin wegen Landaus noch nicht außer Sorgen. Die Vendeerebellen ſind denn nun auf der Hefe — das iſt ein großer Punkt! Die Reinigung der Jacobiner ſcheint es weniger, und iſt vielleicht noch mehr. Alle Intriguanten werden wol nicht herausgeworfen werden, aber doch die meiſten. Anacharſis Cloots, der noch neulich präſidirte, hat auch ſpringen müſſen, und alle Auslän-

der, deren es ſonſt ſo viele in dieſer Geſellſchaft gab, und unter ihnen Kerle, die gewiß nur den Feinden dienten. Cloots und Chaumette, ſein Anhänger, haben die Pfoten hergegeben, womit man die Kirchengeräthſchaften in den Nationalſchatz geſammelt und die geſchwornen Prieſter verächtlich gemacht hat, indem man ſie verleitete nach einander aufzutreten und zu geſtehen, daß ſie Betrüger waren. Die Nichtgeſchwornen profitiren von dieſem Geſtändniß, um wieder auf das Volk zu wirken. Seht, riefen ſie, ſie ſind die echten nicht, wie könnten ſie ſonſt ſo etwas von ſich ſagen? Indeſſen hatte man die Schätze geſammelt, und nun auf einmal, um dem Fanatismus das Spiel zu verderben, predigte man Toleranz. Alles iſt ruhig; nur die Anſtifter des Auftritts mit dem Vernunftdienſt müſſen es entgelten. Der Vernunftdienſt bleibt aber, wo er einmal eingeführt iſt, beſonders in Paris; in den Provinzen macht mans, wie man will. Doch müſſen ſichs die Katholiken gefallen laſſen, daß Alles, was auch nur von weitem Stoff gibt, durchgehechelt wird. Der Spott, der bei den Franzoſen ſo viel gilt, ſoll die letzte Hand ans Werk legen.

Die deutſchen Zeitungen ſchneiden gewaltig auf; doch iſt es nicht ohne Grund, daß wir bei Lautern einen Klapps gekriegt haben, mit dem wir nach Zweibrücken zurückgehen müſſen. Gerade deshalb bin ich für Landau beſorgt; denn die Leute darin müſſen zu eſſen haben, wenn ſie ſich halten ſollen. Die Mannheimer haben ſich alſo eine Suppe eingebrockt! — Das glaube ich, daß die Mainzer Beſatzung Angſt gehabt, als unſere Truppen ſo nahe waren. Nach ſichern Nachrichten war ſie ſo gering, daß es ſich eben ſo ſchnell wie voriges Jahr hätte ergeben müſſen. Was Vollmann's Brief über Lafayette anbetrifft, ſo ſeid ohne Sorgen; er kommt nicht aus meinen Händen; der einzige Fall, in dem ich es mir erlaubt hätte, kann nicht mehr ſtattfinden. Die Gefährlichkeit Lafayette's iſt lächerlich! ich glaube eher, man wäre fähig ihn bei einem Friedensſchluß auszuliefern. Die Coalition möchte ſich dem Teufel ergeben, daß ſie nicht — nach ihren Begriffen — den Frieden machen kann, denn Schande halber gehts nicht, und einzeln wagt es Keiner wegen der Andern. Ich glaube nicht, daß ſich die Schweizer durch die öſtreichiſchen kleinen Künſte werden irre machen laſſen; es iſt gänzlich gegen ihre Intereſſe. Je ärger die deutſchen Zeitungen lügen, je früher müſſen den

Leuten endlich die Augen aufgehen. Ich ſage Euch, in der Vendee liegt die Rebellion im Todeskampf, und an den Grenzen fürchten ſich die Feinde viel mehr als wir, wenn wir auch zuweilen Schläge bekommen. Hätten wir nur Toulon! Zwar Toulon an ſich nehmen wir gewiß wieder; aber unſere Werfte, unſere Flotte, unſer Arſenal! —

Heute iſt meine Geneſung, auf eine Doſis Opium, die ich geſtern Abend ſelbſt verſchrieb, um einen ganzen Schritt weiter. Ich repetire ſie heut Abend und hoffe morgen in geometriſchem Progreß vorgerückt zu ſein. Dabei trinke ich ſchon heute zum erſtenmale Chinadecoct, ebenfalls auf mein eignes Verlangen. In drei oder vier Tagen hoffe ich meinen erſten Ausgang machen zu können; das Wetter iſt ſeit einigen Tagen gelind, ſchwül und kühl, und die Straßen allerliebſt dreckig.

Nun muß ich aufhören, denn ſeit der Krankheit weiß ich auch was Rückenweh iſt. Ich möchte gern weitere Umriſſe ſenden, aber wer kann für ein ſolches Intermezzo! Zudem gibt es ſo viele Dinge, die man, wie Paulus, nicht ausſprechen kann, daß immer die mittheilbaren doch wirklich an Intereſſe verlieren und zum Theil wie unwahr ausſehn: die mittheilbaren ſtreifen ſo ans Weſentliche, daß man ſie auch um des Mißbrauchs willen an ſich halten muß. Wir leben in einem ſonderbaren Zeitpunkt! — und wer lebt eigentlich darin als der, deſſen Geiſt ſchon in andern wichtigen Zeitpunkten der Geſchichte zu Hauſe iſt und ſich orientiren kann oder allmälig und ſtill zu orientiren ſucht.

An Dieſelbe.

Paris den 19. Dec. 1793.

Es fängt an, lieben Kinder, etwas beſſer zu werden. Die Schmerzgeſtängs- und Krummzapfen-Muſik in meiner Bruſt hat aufgehört, es iſt nur noch etwas dumpfer Schmerz vorhanden. Ich darf eſſen und trinken was ich will, ich will aber wenig. Die Tage her hab' ich denn freilich in meiner unfruchtbaren Einſamkeit allerlei betrübte Gloſſen gemacht, arbeiten

konnt' ich nicht, meine Gedanken ließen ſich bei der gänzlichen Erſchlaffung der ganzen Maſchine nicht ſammeln, und Anſtrengung, wäre ſie auch nicht verboten geweſen, beſtrafte ſich ſelbſt. Inzwiſchen habe ich ſeit meinem letzten Briefe hier die Umriſſe Nr. 6 und 7 vollendet und auch Einiges an einem politiſchen Aufſatze gearbeitet, den ich, denkt einmal, wol an den Ausſchuß des öffentlichen Wohls gedenke gelangen zu laſſen! Die traurigen, einſamen, langen Abende, wo man vom Tag her erſchöpft iſt, weder ſchreiben noch leſen kann, und doch aufbleiben muß, um nicht noch traurigere lange Nächte ſchlaflos im Bett zuzubringen! Wenn es nicht die ſo dunkle und nun ſo oft getäuſchte Hoffnung wäre, Euch noch etwas nützen zu können, und weiß es der Himmel, wenn man ſich ſo jeden Arm und jede Stütze abgehauen fühlt, vergeht einem wol oft das Hoffen, — ſo hätt' ich doch nun nichts mehr hier zu ſuchen und wäre wol berechtigt, meinen Abſchied zu fordern. Für mich ſelbſt, ſehe ich wohl, kann weiter nichts noch ſein als Arbeit und Mühe — um was? um elende Selbſterhaltung von einem Tag zum andern, in einem genuß- und freudeleeren Daſein. Hundertmal hab' ich nun ſchon erfahren, daß es größer iſt zu leben, als zu ſterben. Jeder elende Hund kann ſterben. Aber wenn hernach der Teufel, oder wer iſt der ſchadenfrohe, zähnefletſchende Geiſt in uns, der ſo einzuſprechen pflegt? wenn der mit einem hölliſchen Spötteln fragt: was iſt dir nun die — Größe? Biſt du nicht ein eitler Narr, dich für beſſer als alle Andere zu halten, damit du dich über wirkliches Uebel, über unverbeſſerliche Ungerechtigkeiten der Natur täuſchen kannſt? — Was hat man dieſem Abramelech zu antworten? O mein Gott! da verſink' ich in meinen Staub, nehme meine Bürde auf mich und gehe weiter und denke nichts mehr, als: du mußt, bis du nicht mehr kannſt, dann hats von ſelbſt ein Ende. — So gehts am Tage in meinem Kopf um, die Nächte ſind elend. Schlaf ohne Erquickung, geſpannt, ängſtlich beklommen, lauter Träume und kalte Schweiße. Indeſſen Geduld, Geduld! das iſt das große Heilmittel.

Den 20. Dec.

Ich mußte verſuchen geſtern auszugehen, zu fahren verſteht ſich; aber der Verſuch iſt mir übel bekommen. Ich ging

zu Onfroi und da in ihrem Quartier kein Wagen zu bekommen war, mußte ich Abends zu Fuß durch die halbe Stadt nach Hauſe. Meine Bruſt war ſo wund und ermüdet, als hätte ſie auf einem Reibeiſen gelegen, und noch iſt Alles inwendig ein Schmerz. Wenn das ſo fortgeht, kann ich mich nur gefaßt machen, bis im Mai als ein armer Gefangener auf meiner Stube zu ſitzen. Gerade das fehlte noch, einen ehrlichen Kerl langſam zur Welt hinaus zu martern. — Verzeiht, meine Freunde, daß ich mein Herz ſo ohne Rückhalt ausſchütte. Ich habe an mich gehalten aus beſten Kräften, aber Jeder hat ſein Maß. Das Gefühl, Niemandem nützen zu können und ohne alle Reſſource zu ſein, um eine neue Einrichtung insbeſondere für Euch anzufangen, iſt über allen Begriff quälend und marternd. Nun kommt noch Krankheit hinzu, da iſts kein Wunder, wenn man zuweilen aller Hoffnung entſagt und ſich einem unbarmherzigen Schickſal überläßt. Ihr kennt das menſchliche Herz und wißt, welche Kraft es bis auf den letzten Augenblick behält, gegen Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Alſo auch bei mir. Ich raffe mich wieder zuſammen, wenn mich ſo ein ſchwerer Schlag niedergeworfen hat, uud ſuche es noch gegen Sturm und Wogen auszuhalten. Wer weiß am Ende, was noch werden kann? Jetzt ſieht es ſo trüb und freudeleer in uns, um uns und im Ganzen aus. Laß die Zeiten ſich ändern und unſer Loos ändert ſich vielleicht mit. Ein Jahr mehr bringt Frieden, auf eine oder die andere Art. Gleichviel. Wir bleiben uns.

Unſere öffentlichen Angelegenheiten gewähren keine neue Anſicht. Es ſcheint, man fühle ſich des Revolutionsweſens etwas müde; diejenigen wenigſtens, die an der Spitze ſtehen, fangen an dieſen Ton zu geben. Sehr natürlich, denn ſonſt iſt der Gipfel nicht lange haltbar, wenn der Sturm fortdauert. Camille-Desmoulins iſt neulich mit einem neuen Journal voll Kraft und Saft unter dem Titel: le vieux Cordélier aufgetreten und darin wird nachdrücklich gegen Ultrarevolutionairs zu Felde gezogen, er ſchreibt mit Freiheit und Kühnheit über alle Mißbräuche. Aller fünf Tage kommt eine Nummer heraus. Dreie ſind ſchon da. Ueberhaupt ſcheint's, als bilde ſich ein Phalanx um die jetzige Regierung. Die Gegenpartei iſt kleinlaut und man ſagt, ſie hätten große Dinge im Sinne. — Die Commiſſion, die den Auftrag hat, für die Subſiſtenz in der

ganzen Republik zu ſorgen, ſoll eine ganz unverbeſſerliche, treffliche Einrichtung haben. Nur kommt's darauf an, zu wiſſen, iſt wirklich ein Jahr zu eſſen da, oder nicht? und wo fehlt's und wie kann das Fehlende beigeſchäfft werden? Ueber dieſe Gegenſtände wird eifrig in der Stille gearbeitet. Im Elſaß haben wir Hagenau noch nicht wieder, geſchweige ſonſt etwas. Landau wird wol ausgehungert werden, wenn wir, wie es ſcheint, es nicht entſetzen können. Dann wird freilich Strasburg im Frühjahr belagert und unſere erbärmlichen Generale werden es, ohne einige Nachhülfe vom Himmel, nicht retten. Ueberhaupt müſſen ungeheure Anſtrengungen künftiges Jahr das wieder einbringen, was im gegenwärtigen eingebüßt worden iſt. Allein ich ſehe noch viele Menſchen, denen es daran liegt, nur Alles in die Länge zu ſpinnen, daß ich oft nicht mehr weiß, was ich denken ſoll. Im Bureau des Kriegsminiſters iſt ein offenbares Foyer de Contrerévolution und es iſt ſehr die Frage, ob die Einſetzung von Vincent de Maillard dem Ding ein Ende gemacht haben wird. — Die Rebellen allein ſcheinen endlich ganz auf der Neige zu ſein. Durch die heftigen Maßregeln gegen den katholiſchen Gottesdienſt hatte ſich ihre Armee plötzlich um 30,000 Mann verſtärkt. Indeſſen iſt es mit ihrer Vertilgung jetzt ein ſolcher Ernſt, daß ſich ſchwerlich ein Einziger wird retten können. Aus Flandern und von der Nordarmee hört man keine Sylbe, als exiſtirte ſie nicht. Man ſpricht vom Frieden! Eine Poſſe! Von England ſollen Eröffnungen gemacht worden ſein, doch wer mag Alles nachſchreiben, was in Pariſer Kaffeehäuſern geſchwatzt wird. Es iſt jetzt nicht an Frieden zu denken, wenn die Lage der Coaliſirten nicht hundertmal ärger iſt, als wir ſie uns vorſtellen; und das iſt ſie nicht. Aber wir müſſen genau wiſſen, das bleibt einmal eine unentbehrliche Sache und es iſt die höchſte Zeit, Nachricht einzuziehen. Gewiſſe Cabinete nähern, andere entfernen ſich; das kann das Werk des Winters ſein, und wären wir klug, ſo machten wir es uns zu Nutz. Allein dazu gehört Beobachtung, und bei den Beobachtern Beobachtungsgeiſt. Wären Sie doch hier, lieber Huber, wie Manches könnten wir nicht durchſprechen! Wie manchen Lichtſtrahl in eine finſtere Nacht werfen, die ſo manchen Kopf umnebelt! Schöne Wünſche! Es iſt eine Hungersnoth an guten Köpfen. —

An Dieſelbe.

Paris den 22. Dec. 1793.

Meine geliebteſten Freunde! Ich fühle ganz, wie mein voriger Brief geſchmerzt habe. Allein der Menſch iſt ein gar armes Thier, wenn er krank iſt. Unmöglich kann man verhindern, daß gerade dann alle Leiden des Gemüths, gegen die der geſunde Körper ſonſt ankämpfte, mit unwiderſtehlichem Gewicht auf ihn eindringen, zumal wenn er einſam bleiben muß. Ich habe mich in dieſen Tagen darauf ertappt, daß ich für mich allein geweint habe wie ein Kind, ſo tief war ich abgeſpannt, und ſo wahrhaft unleidlich iſt es, hier außer dem Kreiſe derer, die man liebt, krank zu liegen und keine Erquickung, keine rechte Bequemlichkeit erhalten zu können. Ich bin gar nicht bange für die Folge der Krankheit, ich fürchte nur wegen der Jahrszeit und der hieſigen feuchtkalten Winterwitterung, daß ich bis zum Frühjahr elend werde durchkrüppeln müſſen. Im Zimmer iſt es mir erträglich, ich ſpüre wenig auf der Bruſt. Aber ſobald ich die äußere Luft einathme, wird ſie mir wund und gepreßt. Zu Fuß kann ich nicht hundert Schritte gehen, ohne ſehr zu keuchen und eine erſtaunliche Mattigkeit zu empfinden. Zu Wagen geht es leidlicher, doch reizt die Luft immer. Ich will morgen isländiſches Moos zu gebrauchen anfangen und Honig von Narbonne. Wir werden ja ſehen, wie weit man damit kommt. Die Nachtſchweiße erſchöpfen mich ſehr. Darnach friert und bratet man den ganzen Tag über an dem elenden räucherigen Kaminfeuer. Das Alles iſt Kleinigkeit, aber die Anhäufung ſo vieler Kleinigkeiten, deren es noch tauſend andere gibt, verſetzt einen zuletzt in einen Zuſtand des beſtändigen Gereiztſeins. Die Nachricht über B. war mir wichtig, aber es exiſtirt hier zu Lande noch eine Verſion, nämlich ein gewiſſes anſtößiges engliſches Memoire habe ſollen in Bern gedruckt werden; darüber wären im Rathe große, heftige Debatten entſtanden und man habe den Augenblick geſehen, wo Rathsherr gegen Rathsherr habe vom Leder ziehen wollen; endlich habe die franzöſiſche Partei geſiegt, und der Druck ſei verboten worden. In den Bureaux des Miniſters glaubt man das Alles nicht, weil nichts Officielles darüber eingelaufen iſt. Frei-

lich kann aber wol das Officielle ausbleiben, da Barthelemy in Baden ſitzt! Die Witterung hemmt alle Kriegsoperationen auf beiden Seiten. Der Feind im Elſaß muß indeß eine üble Lage haben und wird wahrſcheinlich mehr verlieren als wir, die wir doch zu Hauſe ſind. Menſchenverluſt muß ihm im Grunde unerſetzlicher werden als uns, und in ſofern iſt noch für uns Alles vortheilhaft. Einige Unglücksfälle, die wir ſchon erlitten haben und noch erleiden können, werden wenigſtens die guten Folgen haben, uns behutſamer zu machen. Wie alle ungebildete Soldaten, müſſen auch wir durch Schaden klug werden, fechten und ſiegen lernen. Mittlerweile verurſachen auch die von Zeit zu Zeit ſich ereignenden Schlappen, daß die Nothwendigkeit, eine feſte Regierung zu haben, immer vollſtändiger anerkannt wird. Der Krieg alſo ſelbſt gibt uns die Verfaſſung, die den Umſtänden und Bedürfniſſen der Nation angemeſſen iſt, und verhindert den Ausbruch des Parteigeiſtes, der bei plötzlichem Frieden noch jetzt [illegible] nicht in Bürgerkrieg ausarten könnte. Jene abſcheuliche Vendée, die uns das ganze Jahr hindurch beſchäftigt hat, iſt doch auch ſo gut wie ein Zugpflaſter geweſen, das alle Unreinigkeiten aus dem Staatskörper weggeſogen hat. In Paris ſelbſt hat man für die Rebellen geworben, deſto beſſer! eine unſägliche Menge Geſindels und daneben ein großer Theil des ausgeſtoßenen Adels iſt auf dieſe Art umgekommen und ſtiftet kein Unheil mehr. Toulon haben wir verloren, dadurch aber wahrſcheinlich Dünkirchen, das wegen ſeiner Nähe an England ſo viel gefährlicher in Feindes Händen war, gerettet. Um Toulon zu behalten, müſſen die Engländer alle jene großen Anſtalten machen und alle jene gewaltſamen Maßregeln ergreifen, wodurch ſie ſich bei den Bewohnern ums mittelländiſche Meer verhaßt machen. Ihr Ton iſt ſo unerträglich, daß er ſogar Sclaven empört. Kurz, Alles wohl erwogen, können wir es den künftigen Feldzug wol mit anſehen. Es wäre indeſſen gut, wenn wir des Feindes Stärke, Reſſourcen und Anſtalten zur nächſten Campagne genau wüßten; darnach könnte man ſich richten; denn die vage Verſicherung, er iſt erſchöpft, es fehlt überall an Mitteln, will doch nichts ſagen, wenn nicht der Punkt, wie weit es fehlt, beſtimmt wird. Denn zwei Mächte, die z. B. dies Jahr jede 100,000 Mann einander entgegenſtellen, ſind ſich noch gleich, wenn jede das künftige nur 50,000 ſtellen kann. Das Schachbret iſt leerer, aber das

Spiel dauert darum doch fort. Die Partei der Ultrarevolutionairs, der man ſeit 14 Tagen zuſetzt, ſperrt ſich gewaltig; es wird nun darauf ankommen, wer oben bleibt. So lange Robespierre und Danton einig ſind, können ſie den Andern noch wol die Spitze bieten. Doch nun endlich genug politiſirt, ich thue es doch faſt ohne Antheil bei dem unſäglichen Schmerz, den ich leide. Der Knöchel der linken Hand iſt mir von fliegender Gicht, ſeit etlichen Stunden, plötzlich angeſchwollen und reißt ſo fürchterlich, daß ich von einem Augenblick zum andern faſt von Sinnen kommen möchte, zumal wenn der alte H* mir zum Aerger daſitzt und predigt, es ſei Arthritis vaga und dagegen gebe es viererlei Mittel, Campher, Salmiak, Opium und Balſam von Mekka u. ſ. w. Ich habe ihn ſo angeſchnauzt, daß er hinaus iſt, der unerträgliche Firlefanz! — Wenn es etwas gibt, meine Lieben, worin wir uns nicht zu verſtehen ſcheinen, ſo iſt das blos die natürliche Folge unſers Getrenntſeins. In Converſation erklärt ſich augenblicklich ein befremdlich klingendes Wort, und durch Briefe iſt es ſo ſchwer, man hat den ſpeciellen Ausdruck nicht gegenwärtig, der beunruhigte. Aber daß es nur im Ausdrucke iſt, kann das Einer von Allen noch bezweifeln? Ich ſuche und ſinne, ob ich unſer gemeinſchaftliches Beſte befördern kann; das iſt mein Ein und Alles. Die Art wie? hängt freilich ſehr von den Umſtänden ab, und darum ſchlage ich bald dies, bald jenes vor, ſag' Euch jeden Gedanken, theile Euch jede Anſicht mit, die ich eben habe; denn nichts iſt feſt, Alles ſchwankt vor uns, bis wir einmal zugegriffen und entſchieden haben werden. Verdacht? Nein, wir ſind über allen Verdacht gegen einander hinweg. Aber eine Beſtimmung zu ergreifen, die auf eherne Nothwendigkeit gegründet und von unerbittlicher Klugheit und Selbſtverleugnung verlangt wird, die unſere Träume eines frohen Beieinanderſeins noch weit in die Ferne ſchiebt, dieſe iſt in der Reihe der Möglichkeiten, ſo wenig ſie Wünſchenswerthes zu haben ſcheint, und daher müſſen wir wenigſtens den Muth haben, ihr ins Geſicht ſehen zu können. Wenn ich ſo etwas ſage, ſo muß es Euch nicht befremden; von mir lautet es natürlicher. Wenn ich es aber geſagt habe, ſo müßt Ihr nur nicht meinen, es ſei nun natürlich, daß Ihr es wegwerfet. Das iſt ja ganz verſchieden. Zuerſt die Vielen, dann der Einzelne, und dieſe Regel hält aus bis zur Vernichtung. Könnt' ich durch einen Schlag mit einer

Zauberruthe Euch Alle augenblicklich an mein Bett verſetzen, dann thäte ich es vielleicht, weil die Ueberkunft am Ende die größte Schwierigkeit iſt. Aber es ſollen ja dergleichen Rieſen in der Welt ſein, damit wir guten Ritter nicht müßig gehen! Jch will mich mit dem meinigen balgen, ſo lange ich zuſammenhalte. Darnach malen ſie mirs auf den Schild, wie ſauer ich mirs habe werden laſſen, und mit dieſen preuves de civisme laß ich mir denn vom Comité révolutionaire in der andern Welt eine gute Stelle geben.

Lebt wohl, meine beſten Kinder; ich umarme Euch innig und bin immer bei Euch. Verzeiht, wenn das, was ich ſchreibe, an Unſinn grenzt, und ſetzt es auf Rechnung der vermaledeiten Arthritis vaga!

An Dieſelbe.

Paris den 27. Dec. 1793.

Meine Geliebteſten! Eure Briefe erhielt ich wol am 23., aber ſeitdem rührte ich keine Feder an. Das war ein harter Rückfall! Heut iſt der erſte Tag, wo ich wirklich, nur weil es der Arzt verlangte, mir ſelbſt Gewalt anthue, um ein paar Stunden aufzuſein und allerhand zu treiben. Jch bin gänzlich entkräftet und ſkeletirt. Meine ſkorbutiſche Gicht war mir im Arm, im Gedärme, im Magen. Drei Tage brach ich Alles aus, was ich trank. Es iſt keine Gefahr geweſen, aber unſäglicher Schmerz, Schlafloſigkeit, Schwächung des ganzen Körpers. Weil ich doch etwas thun ſoll, ſchreib' ich Euch lieber einige Zeilen, damit Euch nicht bange werde. Jetzt werde ich ſo lange auf meinem Zimmer bleiben, bis ich ohne alle Beſorgniß herauskann. Jch habe mir einen Pelz angeſchafft.

Meine armen guten Lieben! So wirft uns das Schickſal hin und her! Meine Aerzte, alle drei! denn an denen hat es nicht gefehlt, und die berühmteſten, warnten mich am meiſten vor Gemüthskrankheit und hatten Recht: denn die immer fehlſchlagende Hoffnung und die Unvermögenheit, unſer gemeinſchaftliches Wohl nach Wunſch zu befördern, haben gewiß zu meiner Krankheit ſehr weſentlich beigetragen. Indeſſen hofft!

Laßt Euch nicht bange werden! ſo wird am Ende noch wol Licht zu haſchen ſein. Nur Geduld! über den betrübten Winter hinaus. Seid froh, genießt Euer, pflegt die Kinder. Die neuen, wiederholten heroiſchen Siege der Franken müſſen doch die Neutralen auf etwas billigere Gedanken bringen und die Feinde erſchüttern. Toulon iſt unſer und das Mittelmeer uns wieder offen; der wichtigſte Punkt. Im engliſchen Parlament wird Pitt eine ſchwere Rolle haben.

Sobald ich kann, ſchreib ich mehr. Ihr begreift, daß dieſes ein effort iſt, den nur unſer Band möglich macht. An Hülfe, Freunden, Beſuch, Anerbietungen hat mirs nicht gefehlt. Merlin hat mich auch an meinem Bette beſucht. Ich hoffe in 14 Tagen ein Menſch zu ſein, jetzt bin ich ein Schemen. Küßt meine Kinder. Sie ſind wohl, hoff' ich, und Ihr auch! Sorgt nur dafür. Ich umarme Euch mit inniger Liebe.

Den 28. Dec.

Ich hatte vergeſſen, daß heute noch nicht Poſttag iſt. Der Brief muß noch bleiben. Ich bin, wie ich war. Die Gicht iſt nun einmal eine langſame Schmerzenskrankheit. Alſo nur Geduld und Muth, ſpricht der Arzt! Geſtern Abend, meine geliebteſte Thereſe, erhielt ich Deine Nr. 7. vom 22. December. Ich bin ſehr dadurch erfreut und aufgerichtet; es iſt mir lieb, daß Ihr Euch entſchloſſen habt zu bleiben, wo Ihr ſeid. Was kommt auf etliche Monate mit dem Hin- und Herreiſen heraus? und dort ſeid Ihr nun einmal auf einem Fuß, deſſen Verdrießliches und Linderndes Ihr kennt. Wenn ich um Euer Hierſein bisweilen zweifelnd und verlegen ſcheine, meine innig geliebten Kinder! ſo glaubt nur nie, daß dies aus irgend einer Beſorgniß über unſer künftiges Verhältniß fließe. Ich bin meiner gewiß und weiß, daß uns nichts ſtören kann und wird. Ich möchte nur gern in der Fülle meiner Sorge für Euch, daß Ihr, wenn Ihr einſt hier ſeid, nicht das geringſte Ungemach empfändet. Unſer Beiſammenleben kann zwar immer nur auf die äußerſte reinlichſte Simplicität berechnet ſein, und daher kann ich mirs kaum vorſtellen, daß, wenn wir einmal ſo weit ſind, hier an einem Orte eingerichtet zu ſein, wir je durch Nahrungsſorgen in wahre, drückende Verlegenheit gerathen könnten; denn wir ſetzen dabei doch immer voraus, daß auf eine oder

die andere Art treues fleißiges Arbeiten uns unſern Unterhalt geben müſſe. Allein Ihr wißt wol, wie man zuweilen, und zumal wenn man älter wird, den Gedanken, das hätteſt du beſſer überlegen ſollen, als eine Qual im voraus anſieht. Es iſt nun einmal der jetzige Zeitpunkt, wie es ſcheint, dazu gemacht, daß man die Unzuverläſſigkeit menſchlicher Plane darin erkennen, und etwas wagen, oder dem Schickſal vertrauen lernen ſoll. Der Grund, den Du anführſt, daß Dein Verhältniß in D* immer unangenehm wegen der Vorurtheile bleiben müſſe, leuchtet mir vollkommen ein. Hier müßten wir unſern Kreis ſehr langſam bilden, aber ſo lange wir allein ſein wollten, oder wie es immer wäre, ſtünde uns wenigſtens Vorurtheil, Kleinſtädterei und Engherzigkeit nicht im Wege. Alſo Hoffnung und Geduld!

Was Du von meinen ſüßen, lieben Kleinen ſchreibſt, empfange ich mit herzlichem Dank. Die Lyoner Nachrichten mögen leider wahr ſein! Die Revolution iſt ein Orkan, wer kann ihn hemmen? Ein Menſch, durch ſie in Thätigkeit geſetzt, kann Dinge thun, die man in der Nachwelt nicht vor Entſetzlichkeit begreift. Aber der Geſichtspunkt der Gerechtigkeit iſt hier für Sterbliche zu hoch. Was geſchieht, muß geſchehen. Iſt der Sturm vorbei, ſo mögen ſich die Ueberbleibenden erholen, und der Stille freuen, die darauf folgt. Meine Lieben, ich kann jetzt nicht weiter vor Erſchöpfung. Seid nicht beſorgt, denn ich ſage es Euch ja genau, wie es iſt. Noch acht Tage ſo hingeleiert, darnach hoff' ich allmälig wieder ein bischen Kraft zu bekommen. Gott erhalte Euch, meine Einzigen.

Den 29. Dec.

Heute kann ich die Feder nicht halten. — Ich hoffe nun in ein paar Tagen Linderung. Seit zehn Tagen kein Auge zu. — Noch eins; — H. iſt, ſo viel ich urtheilen kann, nichts für Sie, lieber Huber. Er weiß nicht, wie hier die Sachen zuſammenhängen, iſt dumm wie Stroh und ſieht aus wie die Ente, wenns blitzt. Er läuft den ganzen Tag, wird aber Nichts erlaufen.

O Geſundheit! Geſundheit! Sie ſollten gewiß nicht ver-

legen ſein. Ich thäte gern Alles. Nur Geduld und friſchen Muth in Schmerzen!

An Dieſelbe.

Paris den 4. Jan. 1794.

Nur ein paar Zeilen aus meinem Schmerzensbett, um meine Theuerſten nicht ohne Nachricht zu laſſen. Meine Krankheit dauert nun den dreizehnten Tag. Ich thue kein Auge zu, hatte bis dieſe Nacht immer Schmerzen, mehr oder weniger heftig. Jetzt bricht ſichs, wie es ſcheint, den vierten Tag, nach Anlegung zweier Blaſenpflaſter. Noch habe ich dabei jenen fürchterlichen ſkorbutiſchen Speichelfluß wie in Mainz, als Dein Vater uns beſuchte. Gefahr iſt keine. Kräfte ſind noch da, obſchon ſo gemindert, daß es langſam mit der Herſtellung gehen wird. Glaubt, an meinem Krankenbericht iſt kein Wort zu viel und zu wenig. Die Schmerzen ſind aus den Gedärmen und dem Magen. Das war die Hauptſache. Daß ich nichts anfangen kann, begreift Ihr wol. — Ich muß blos mich retten. Dies Geſchreibs kann ich nicht weiter fortſetzen; alſo nur unbeſorgt. Ich bitte Sie, lieber Huber, zu verhüten, daß unſere Th. ſich nicht Einbildungen macht. Wahr, ich bin ſehr und ſchmerzlich krank; aber noch einmal: keine Gefahr.

Deine Briefe, liebes Kind, die ich alle erhielt, ſind mir ein liebes Geſchenk in meiner Krankheit geweſen; fahre ja fleißig im Schreiben fort! — Wir haben überall ganz löwenmäßig geſiegt; die Frankfurter Aufforderung iſt ahnungsvoll geweſen. Ich bin neugierig zu erfahren, wie ſich der öffentliche Geiſt jenſeits des Rheins äußern wird, nun die Wahrheit der Nachrichten unbezweifelt iſt.

Nicht wahr, Kinder, ein paar Worte ſind beſſer als nichts? Ich habe nun keine Kräfte mehr zum Schreiben. Lebt wohl! hütet Euch vor Krankheit; küßt meine Herzblättchen.

Das waren die letzten Zeilen von Forſter's Hand. — Nach zehn todesbangen Tagen erhielt Huber folgendes Schreiben eines nach Paris emigrirten Mainzer Bekannten, deſſelben Mannes, über deſſen mediciniſches Urtheil Forſter, in einem ſeiner letzten Briefe, ſo heiter ſcherzt. Der zweite Brief eben dieſes Mannes muß als letzter zerreißender Schmerzenston aus dem Schickſal eines der edelſten Menſchen hier ſeinen Platz finden.

** an Huber in Neufchatel.

Paris am 12. Jan. 1794, am 21. Nivose
im zweiten Jahr der einen und untheilbaren
Republik. Abends 6 Uhr.

Meine Thränen zeigen Dir, lieber Freund, ein ſehr trauriges Ereigniß an. Unſer armer Forſter iſt todt; vor einer Stunde ſtarb er an einem Schlagfluß nach einer langen, gichtiſchen Krankheit in ſeinem Zimmer, rue des moulins, maison des patriotes hollandois; ich that meine letzte Freundſchaftspflicht, und drückte ihm die Augen zu.

Ich ſchreibe Dir dieſes gleich, lieber Huber, um ſeine hinterlaſſene arme Frau davon auf ſchickliche Weiſe zu präveniren. Der Juge de paix, Jean Lacoste, von der Section de la montagne, rue des moulins N. 532, hat auf ſein Hinterlaſſenthum gleich die Siegel angelegt. Solches beſteht in zwei vollen Koffern, einer Bache und einem Cabriolet; in ſolchen findet ſich auch ſeine Uhr, ſeine Brieftaſche mit Aſſignaten, ſeine Briefſchaften, Kleider, Wäſche ꝛc.; auch hat die Wäſcherin noch Wäſche, und wie mir unſer verſtorbener Freund noch heute morgen ſagte, ſo hat er auch noch ſeine Apointements von mehr als 60 Tagen zu fordern; ſeine Schulden ſind zweimonatlicher Hauszins, die Doctor-, Apotheker- und Wärter-Koſten, dann die wenigen Begräbnißauslagen; übermorgen frühe wird er begraben.

Der Juge de paix wird von dem Todesfall dem Magiſtrat zu Neufchatel auf mein Veranlaſſen die Anzeige machen und dieſen requiriren, davon dort der Witwe Forſter die Eröffnung zu machen. — Nun iſt erforderlich, daß ſich die Forſte-

rin zur Vormünderin ihrer Kinder in Neufchatel erklären läßt, und dann eine Procuration auf einen hieſigen Notaire oder Handelsmann ꝛc. zu Aufhebung der Siegel, Verſteigerung des Verlaſſenthums und Zahlung obiger Schulden ausſtellt, oder ſelbſt hieher kommt, oder Jemand hieher ſchickt, welches der Koſten und des geringen Betrags wegen, deductis deducendis, nicht rathſam ſein möchte.

Ich kann aber die Procuration oder Beſorgung nicht übernehmen, da mein hieſiger Aufenthalt unbeſtimmt und wahrſcheinlich nicht von Dauer iſt; doch kannſt Du mir ſchreiben rue des moulins, maison des patriotes hollandois, und ich wünſchte nur der armen Forſterin einen Gefallen thun zu können.

Die citoyenne Barnier, Inhaberin des maison des patriotes hollandois, hat das ganze Verlaſſenthum des verſtorbenen Forſter in Verwahrung und zahlt auch die dringenden Leichenkoſten einſtweilen aus.

Ich eile und bitte Dich, lieber Huber! von mir und von hier nirgends Weiteres zu erwähnen.

Was Neues aus Deiner Gegend zu hören, ſoll mich wieder aufrichten. Lebe wohl!

An Denſelben.

Paris am 5. Tagmonat im zweiten Jahr der einen und untheilbaren Republik.

So eben erhalte ich Deinen lieben Brief vom 30. Schneemonat und beantworte ſogleich den Inhalt.

Ich werde morgen gleich den Bürger Borel auf dem bureau de la guerre aufſuchen, dem die Witwe Forſter ihre und ihrer Kinder Procuration wegen der hier noch unter Siegel liegenden Verlaſſenſchaft unſers verſtorbenen Freundes Forſter ertheilen will, ihn über die ganze Liegenheit derſelben belehren und ſolche ihm beſtens empfehlen.

Einſtweilen ſchicke ich Dir ſein Extrait mortuaire mit Anlagen zu Deinem und der guten Witwe allenfallſigem Gebrauch.

Der letzte Freundſchaftsdienſt, den ich dem Verſtorbenen

noch leiſten konnte, iſt der Einſatz in den anliegenden Moniteur, den ich annoch veranlaßt habe; der Zuſatz quelque chagrin domestique iſt nicht von mir, ſondern von dem Redacteur, der ihn perſönlich und genau gekannt haben wollte, und ich mochte ſagen, was ich wollte, ſo konnte ich doch den Zuſatz nicht hindern und ich mußte es geſchehen laſſen, weil dieſer Republikaner ſich durch einige Aeußerungen des Verſtorbenen hierzu berechtigt glaubte; inzwiſchen es ſei, wie ihm wolle! requiescat in pace.

Von den letzten Stunden unſeres armen verſtorbenen Freundes kann ich Dir in Wahrheit nichts Anderes ſagen, als daß das Sprüchwort gewiß wahr iſt:

Donec eris felix, multos numerabis amicos;
Tempora, si fuerint nubila, solus eris.

Ovid hatte ganz recht: in den letzten acht Tagen, da die Krankheit Forſter's bedenklicher wurde, verließen ihn alle ſeine vielen Freunde, Franken, Deutſche und Polen; ich allein war ihm übrig, ihm in ſeinen Leiden beizuſtehen, ich kam ſelten von ihm, noch den Tag ſeines Sterbens war ich bis vier Uhr Nachmittags bei ihm. Noch war ſeine Krankheit nicht todesgefährlich, Geſchäfte riefen mich hinaus, und wie ich Abends fünf Uhr zurückkam, war ſchon der Streit der Natur zwiſchen Sein und Aufhören angefangen und mein armer Freund im Hinſcheiden. Das Podagra war in die Bruſt geſtiegen, es kam ein Schlag dazu, und ſeine letzten Worte waren ſeine Kinder. Zuckungen zerriſſen die Bande des Lebens; ſeine zwei Wärter und ich waren beim letzten Hauch gegenwärtig, und ich ſorgte dann gleich für die Zuſiegelung ſeines Verlaßthums und des erforderlichen procès verbal, den der Juge de paix beſorgte.

Zwei Tage darnach kam Dorſch mit einer Handſchrift von 1000 Livres zu mir, die Forſter von ihm zur Reiſe nach Pontarlier geliehen hatte; und jetzt beſorge ich, daß wenig oder nichts für ſeine Witwe und Kinder übrig bleiben wird. Ich werde Borel ſagen, zum wenigſten ſeine Papiere Euch zu ſchicken, und verlaſſe Dich darauf, daß ich Alles, was ich nur kann, ſo lange ich noch hier bin, thun werde. Mein hieſiger Aufenthalt iſt noch unbeſtimmt, willſt Du mir aber ſchreiben, ſo gehen meine Briefe immer noch hieher, und werden mir nachgeſchickt.

B., der in dieſen Tagen hierher kommt, und dem Du unter Adreſſe des Duperon, Employé chez le Ministre des

affaires étrangères, ſchreiben kannſt, ſoll noch weſentliche Schriften von Forſter in Händen haben, ich glaube, es verlohnt ſich, ihn darüber zu befragen *).

*) Dieſer B. hatte alle Forſter'ſchen Papiere bei ſeiner Flucht, nach der Einnahme von Mainz durch die Preußen, einem Kaufmann in Mainz anvertraut; des verewigten Forſter und ſeiner Freunde Hoffnung, von einer andern Seite noch etwas gerettet zu ſehen, war durch dieſes B. verworrene Berichte veranlaßt worden.

Sakontala oder der entſcheidende Ring,

ein indiſches Schauſpiel

von

Kalidas.

Aus den

Urſprachen Sanſkrit und Prakrit ins Engliſche und aus dieſem ins Deutſche überſetzt

mit Erläuterungen

von

Georg Forster.

Wer
Blum
genehr
und
müßte
gleiche
des A
und r
wird
Selten
wird
Fürſpr
Schläſ

An Herrn Hofrath Heyne in Göttingen.

Wenn ich des Abends nach vollbrachter Arbeit noch mit dieſen Blumen Indiens ſpielte, war es mir oft gegenwärtig, wie angenehm es einen mit der Phantaſie der Griechen, der Römer und anderer berühmten Völker vertrauten Geiſt beſchäftigen müßte, dieſes Werk mit den Dichtungen ihrer Kindheit zu vergleichen und wahrzunehmen, wiefern die ſchöpferiſche Energie des Menſchen ſich in ihren Aeußerungen überall gleich bleibt, und wie ſie durch Localverhältniſſe ſich verändern läßt. Wem wird es nun nicht einleuchten, warum ich dieſe literariſche Seltenheit vor Ihren Richterſtuhl bringe? Bei Ihnen ſelbſt wird der kindliche Geiſt, der in dieſen Blumen weht, mein Fürſprecher ſein, wenn ich ſie zum Kranz für die ehrwürdigen Schläfe des beſten Vaters weihe.

Vorbericht des engliſchen Ueberſetzers *).

In einem von jenen Briefen, die den Titel der Erbaulichen (lettres édifiantes) führen, wiewol die meiſten mit lächerlichen Irrthümern angefüllt ſind, und alle nur mit äußerſter Behutſamkeit und mit Mißtrauen zu Rathe gezogen werden dürfen, fand ich vor einigen Jahren folgende Stelle:

> „Im Norden von Indien gibt es viele Bücher, Natak genannt, von denen die Bramen behaupten, ſie enthielten ſehr viel von der alten Geſchichte, ohne einige Beimiſchung von Fabel.“

Ich war nun äußerſt begierig, vom wahren Zuſtande dieſes Reichs, bevor es die Wilden (savages) aus Norden unterjochten, einen richtigen Begriff zu erlangen, und ſetzte mir deſ-

---

*) Dieſer Ueberſetzer iſt der gelehrte Sir William Jones, Oberrichter in Bengalen, deſſen vertraute Bekanntſchaft mit claſſiſcher und orientaliſcher Literatur allen Philologen, und deſſen Dichtergabe allen engliſchen Belletriſten bekannt iſt. Er hat auch die Asiatick Society in Indien geſtiftet, deren Bemühungen ein groſes Licht über die Geſchichte und Kenntniſſe der Indier verbreiten. F.

halb vor, als ich nach Bengal gekommen war, mich entweder mit Hülfe von Ueberſetzungen an dieſe Bücher zu machen, falls ſie nämlich überſetzt worden wären, oder die Sprache, worin ſie urſprünglich geſchrieben wurden, zu dieſem Endzweck zu erlernen, wozu mich überdies noch der Zuſammenhang dieſer Kenntniß mit der Rechtspflege der Hindus aufforderte. Allein ſobald ich mich mit den Bramen unterhalten konnte, verſicherten ſie mich, die Natak wären keine Geſchichtbücher, ſondern wimmelten von Fabeln; es wären beliebte Volksbücher, die aus Unterredungen in Proſa und in Verſen beſtünden, welche man ehedem vor den Rajas des Alterthums in ihren öffentlichen Verſammlungen, über unzählige Gegenſtände und in verſchiedenen indiſchen Dialekten, gehalten hätte. Ich hatte nun zwar eine Definition, aber bei weitem noch keinen deutlichen Begriff, ſondern hielt dieſe Werke für Geſpräche über ſittliche und gelehrte Gegenſtände. Andere Europäer, die ich deshalb befragte, hatten im Gegentheil von den Eingebornen vernommen, daß es Unterredungen über den Tanz, die Muſik und die Poeſie wären. Endlich hob ein ſehr einſichtsvoller Brame, Namens Radhakant, der mit den engliſchen Sitten vertraut worden war, alle meine Zweifel, und erfüllte mich mit Erſtaunen und Freude zugleich, indem er mich verſicherte, unſer Volk beſitze Dichtungen von eben der Art, wie die Natak, welche man auch in der kalten Jahreszeit öffentlich zu Calcutta aufführte, und wie man ihn berichtet habe, Schauſpiele nennte.

Sogleich beſchloß ich, bei der erſten Muße die Beſte von dieſer Gattung von Schriften zu leſen, und befragte meinen Bramen, welche von den Nataks man allgemein vor allen andern ſchätzte? Er erwiderte ohne Bedenken: Sakontala, und unterſtützte ſeine Meinung, wie die Pandits *) pflegen, mit einem Vers, dieſes Inhalts:

> „Der Ring der Sakontala, worin der vierte Akt und insbeſondere vier Versabſchnitte dieſes Akts vorzüglich glänzen, entfaltet allen überſchwänglichen Reichthum von Kalidaſas Genius.“

---

*) Pandits ſind diejenigen unter den Bramen, die des Geſetzbuchs kundig ſind; es iſt ein Ehrentitel, den man einem Bramen gibt. F.

Es währte nicht lange, ſo hatte ich eine richtige Abſchrift dieſes Stücks, und mit Hülfe meines Lehrers, Ramalotſchan, fing ich an, es zuerſt Wort für Wort ins Lateiniſche zu überſetzen, welches dem Sanſkrit ſo ähnlich iſt, daß es ſich beſſer als irgend eine neuere Sprache für eine gewiſſenhafte Ueberſetzung ſchickt. Hierauf überſetzte ich es wieder wörtlich ins Engliſche, und zuletzt, ohne irgend einen weſentlichen Ausdruck ab- oder hinzuzuthun, benahm ich meiner Ueberſetzung die fremdartige Steifigkeit, und vollendete ſie für das Publikum als ein gefälliges und authentiſches Bild der alten Hinduiſchen Sitten und eine der größten Seltenheiten, welche man aus der aſiatiſchen Literatur noch ans Licht gebracht hat.

Die dramatiſche Dichtungsart muß im indiſchen Reiche ein Alterthum haben, welches über alle hiſtoriſche Denkmäler hinausgeht. Man ſchreibt ihre Erfindung einem Weiſen und angeblich Inſpirirten, Namens Bheret, zu, der zugleich ein noch jetzt nach ihm benanntes muſikaliſches Syſtem erfand. Was aber dieſe Meinung wieder ſehr zweifelhaft zu machen ſcheint, iſt der allgemein angenommene Glaube, daß der erſte ſanſkritaniſche Vers, den je ein ſterbliches Ohr zu hören bekam, von dem großen Walmik, in einem Ausbruch von Empfindlichkeit ausgeſprochen ward. Dieſer berühmte Mann, der im ſilbernen Zeitalter der Welt lebte, war der Verfaſſer eines Heldengedichts über den Krieg ſeines Zeitgenoſſen, des Königs Rama von Ayodhya. Hieraus ſcheint alſo zu folgen, daß vor ſeiner Zeit kein Drama in Verſen hätte aufgeführt werden können. Die Indier tragen ſich auch mit einem phantaſtiſchen Mährchen, daß das erſte regelmäßige Schauſpiel über einerlei Gegenſtand mit dem Ramayan, ein Werk des Hanumat oder Pawan, geweſen ſei, der ein Heer von Satyrn oder Bergbewohnern in Ramas Zug gegen Lanka anführte. Sie fügen hinzu, er habe ſein Gedicht auf einen glatten Fels gegraben, dieſen aber, weil er mit ſeiner Arbeit unzufrieden geweſen wäre, hernach in das Meer geſtürzt. Viele Jahre ſpäter habe ein gelehrter Fürſt durch geſchickte Taucher Abdrücke von dem Gedicht in Wachs nehmen laſſen, und ſolchergeſtalt das Schauſpiel größtentheils wieder hergeſtellt. Mein Pandit verſichert mich, er beſitze es ſelbſt.

Doch, wer auch immer dieſe Art der öffentlichen Unterhaltungen erfunden hat, und zu welcher Zeit es geſchehen ſein mag, — ſo viel iſt gewiß, daß man ſie bereits bis zu einem hohen Grade vervollkommnet hatte, als Wikramaditya, der im erſten Jahrhundert vor Chriſti Geburt regierte, die Dichter, Sprachkenner und Mathematiker beſchützte, das iſt, zu einer Zeit, da die Britten noch eben ſo roh und von aller wiſſenſchaftlichen Erkenntniß entblößt waren, als das Heer des Hanumat. Neun Männer von Talent, gewöhnlich unter der Benennung der neun Kleinode bekannt, hielten ſich an ſeinem Hofe auf, und lebten köſtlich von ſeiner Freigebigkeit; unter dieſen wird Kalidas mit einer Stimme für den Glänzendſten anerkannt. Neulich wiederholte mir Jemand einen neueren Sinnſpruch, der für den Verfaſſer der Sakontala ſo ehrenvoll iſt, daß ich nicht umhin kann, ihn hier wörtlich herzuſetzen:

„Die Dichtkunſt war die ſpielende Tochter Walmiks; Wyaſa erzog ſie und ſie wählte ſich Kalidas zum Bräutigam nach der Ordnung Widerbha; ſie war die Mutter des Amara, Sundar, Sankha und Dhanik; jetzt aber veraltet und entkräftet, ihre Schönheit verblichen, und mit ſchmuckloſen Füßen ausgleitend, indem ſie geht, in weſſen Hütte verſchmähte ſie's noch, ſich ein Obdach zu ſuchen?"

Die übrigen Werke dieſes berühmten Dichters, des Shakeſpeare's von Indien, ſo weit ich ſie kennen gelernt habe, ſind erſtlich ein anderes Schauſpiel, Urwaſi betitelt; ein Heldengedicht oder vielmehr eine Reihe von Gedichten in einem Buch: über die Sonnenkinder; ein anderes, mit vollkommner Einheit der Handlung, über die Geburt des Kumara, des Kriegsgottes; zwei oder drei Liebesgeſchichten in Verſen, und endlich ein vortreffliches kleines Werk über den Versbau der Sanſkritſprache, genau in der Art, wie der Terentianus. Einige halten auch dafür, Kalidas habe die Schriften Walmiks und Wyaſas durchgeſehen und die jetzt gangbaren Ausgaben dieſer Schriftſteller verbeſſert. So viel wird wenigſtens von Allen eingeſtanden, daß er nächſt dieſen ehrwürdigen Sängern den größten Ruhm beſitzt, und man muß es bedauern, daß er nur zwei dramatiſche Gedichte hinterlaſſen hat, zumal da ihm

die Erzählungen in ſeinem Raghuwanſa eine Menge vortreff= licher Gegenſtände zu dieſer Behandlungsart hätten hergeben können.

Einige ſeiner Zeitgenoſſen und eine Folge von andern in= diſchen Dichtern, bis hinab in unſere Zeiten, haben eine ſo große Anzahl Trauerſpiele, Luſtſpiele, Farſen und muſikaliſche Schauſpiele geſchrieben, daß das indiſche Theater wenigſtens eben ſo viele Bände füllen würde als das Theater irgend eines alten oder neuern europäiſchen Volks. Die Pandits behaupten ohne Ausnahme, daß ihre Schauſpiele unzählbar ſind, und gleich bei der erſten Erkundigung, die ich einzog, wurden mir deren mehr als dreißig bekannt, welche man für die erleſenſten Blü= then aller Nataks hält, unter denen man, nächſt jenen vom Kalidas, das bösartige Kind, die Entführung der Uſcha, die Zähmung des Durwaſas, die ergriffene Locke, Málati und Madhawa, nebſt fünf oder ſechs dramatiſirten Aben= teuern ihrer eingefleiſchten Götter, am meiſten bewundert. Sie ſind durchgehends in Verſen, wo der Dialog einen höheren Schwung nimmt, und in Proſa, wo er ſich zur gewöhnlichen Unterredung herabläßt. Den Vornehmen und Gelehrten wird das reine Sanſkrit in den Mund gelegt: die Weiber hingegen ſprechen Prakrit, welches nicht viel anders iſt als die Bramenſprache, durch eine weichere Ausſprache bis zur Zartheit des Italieniſchen verſchmelzt. Die geringeren Perſonen des Schauſpiels ſprechen die gemeinen Dialekte der jedesmaligen Provinz, die ſie in der Vorausſetzung be= wohnen.

Das Schauſpiel Sakontala muß zu jener Zeit, als man es zuerſt vorſtellte, ſehr beliebt geweſen ſein. Das indiſche Reich ſtand damals in ſeiner vollen Stärke, und der Volkseitelkeit ſchmeichelte die glänzende Geſtalt, in welcher Könige und Helden, der Stolz der Hindus, darin auftraten. Die Decorationen müſſen ſchön und prachtvoll geweſen ſein, und man hat guten Grund zu vermuthen, daß der Hof zu Awanti während der Regierung des Wikramaditya an Glanz von keines Mon= archen Hofe, in keinem Zeitalter und in keinem andern Lande übertroffen ward. Duſchmanta, der Held des Stücks, kommt in den chronologiſchen Tabellen der Bramen vor, unter den Mondskindern, in der einundzwanzigſten Generation nach

der Sündfluth, und war, wenn wir anders im mindeſten der Zeitrechnung der Hindus trauen dürfen, mit Obed oder Jeſſe ziemlich gleichzeitig. Puru, ſein berühmteſter Ahnherr, ſtammte im fünften Gliede von Buddha oder dem Merkur, welcher nach ihrer Ausſage eine Tochter des frommen Königs heirathete, den Wiſchnu in einer Arche vor der allgemeinen Ueberſchwemmung errettete. Sein älteſter Sohn Bheret war der berühmte Vorfahr des Kuru, von welchem Pandu in gerader Linie ſtammte, und in deſſen Familie der indiſche Apoll ſeine Menſchwerdung annahm, weshalb auch das Gedicht, welches nach dem Ramayan das berühmteſte iſt, den Namen Maha-Bharat trägt.

Die Maſchinerie des Schauſpiels iſt von dem annoch auf den heutigen Tag angenommenen mythologiſchen Syſtem entlehnt, deſſen Erläuterung einen ſehr dicken Band erfordern würde. Nur dieſe eine Bemerkung können wir nicht unterdrücken, daß die Götter, welche in dem entſcheidenden Ringe *) vorkommen, augenſcheinlich nur allegoriſche Weſen ſind. Maritſchi, das erſte Erzeugniß des Brahma oder der ſchaffenden Kraft, bedeutet das Licht, jenes zarte Flüſſige, welches vor ſeinem Behälter, der Sonne, ſowie das Waſſer vor der See, geſchaffen ward. Kaſyapa, der Sohn des Maritſchi, ſcheint der perſonificirte unendliche Raum zu ſein, indem er unzählige Welten in ſich faßt. Seine Kinder von der Aditi oder ſeiner wirkenden Kraft (wenn nicht Aditi den urſprünglichen Tag, und Diti, ſein anderes Weib, die Nacht bedeutet) ſind Indra oder das ſichtbare Firmament und die zwölf Aditya oder Sonnen, die über eine gleiche Anzahl von Monaten den Vorſitz führen.

Ich wage es nicht, eine kritiſche Beurtheilung der Charaktere und des ganzen Ganges dieſes Schauſpiels darzulegen. Die Menſchen ſind in Anſehung des Geſchmacks ſo verſchieden von einander, als in Empfindungen und Leidenſchaften, und das

*) Dies iſt der andere Name des Schauſpiels Sakontala; im Engliſchen heißt es: the fatal ring; allein da wir ſchlechterdings kein Wort haben, was dem Worte fatal in ſeiner Vieldeutigkeit entſpräche, ſo mußte ich eins wählen, das wenigſtens den Sinn ſo nah als möglich traf. F.

Gefühl für Schönheiten der Kunſt müſſen wir, wie den Sinn für den Geruch der Blumen, den Geſchmack der Früchte, den Anblick der Landſchaften und den Laut der Melodien, in jedem einzelnen Menſchen nach ſeiner Sinnesempfänglichkeit und den unmittheilbaren Verknüpfungen ſeiner eigenen Vorſtellungen beſtimmen laſſen. Es ſei mir indeſſen erlaubt, noch dies hinzuzufügen, daß wenn Sakontala in Indien je auf die Bühne gebracht werden ſollte, in Indien ſage ich, wo es nur allein mit der erforderlichen Kenntniß der indiſchen Kleidertrachten, Sitten und Scenen geſchehen könnte, das Stück ſich leicht auf fünf Akte von mäßiger Länge zurückbringen ließe, indem man den dritten Akt in den zweiten und den ſechſten in den fünften verlegte. Denn aufrichtig zu geſtehen, die ganze Unterredung Duſchmanta's mit ſeinem Hofnarren, und ein großer Theil ſeiner Liebelei in dem Aufenthalt der Einſiedler könnten ohne Schaden für das Drama weggelaſſen werden *).

Es iſt mein ſehnlichſter Wunſch, daß Andere ſich die Mühe nehmen mögen, die Sanſkritſprache zu lernen, und ſich entſchließen mögen, die ſämmtlichen Werke des Kalidas zu überſetzen. Was mich betrifft, ſo werde ich wol ſchwerlich wieder meine Muße mit einem Geſchäfte ausfüllen, welches meinen Berufsſtudien, mir in Wahrheit auch die liebſten, ſo fremd iſt, und ich bin nicht Willens, irgend ein anderes Buch, aus welcher Sprache es ſei, zu überſetzen, ausgenommen den juriſtiſchen Traktat des Menu, und die neue Sammlung der indiſchen und arabiſchen Geſetze. Die Bramen halten jedoch nicht dafür, als ſei die ſchöne Literatur mit der Rechtsgelehrſamkeit unverträglich; denn der ehrwürdige Sammler des Hinduiſchen Coder, jetzt in ſeinem 86. Jahre, weiß das ganze Schauſpiel Sakontala auswendig, wie er mir zu meiner vollkommenſten Ueberzeugung bei unſerer letzten Unterredung bewies. Damit man aber nicht einſt glauben möge, ich hätte eine Entſchließung, die

*) Wenn das größte Verdienſt dieſes Stücks für Europäer in der Sittenſchilderung und in der Bekanntmachung mit dem Geſchmack der Hindus in Abſicht ihrer literariſchen Producte beſteht, ſo ſind die Stellen, wovon oben die Rede iſt, für den Leſer immer von einigem Werth, wenn ſie gleich auf der Bühne entbehrlich oder gar zweckwidrig ſein ſollten. F.

ich feſt zu halten gedenke, dennoch geändert, erinnere ich, daß ich bereits vier oder fünf andere Bücher wirklich überſetzt habe, und unter dieſen die Hitopadeſa, die ich blos zur Uebung im Erlernen der Sanſkritſprache vornahm, und zwar drei Jahre ehe ich wußte, daß Herr Wilkins, ohne deſſen Beiſtand ich dieſe Sprache nie erlernt hätte, mit dem Gedanken umginge, daſſelbe Werk dem Publikum mitzutheilen.

Vorrede des Ueberſetzers.

Die indiſche Literatur ward in England ſchon vor einigen Jahren ein Gegenſtand der Wißbegierde, und nichts iſt begreiflicher, als die Wärme, womit man ſich dort für die Kenntniſſe und Vorſtellungsarten eines Volks intereſſirt, von welchem funfzehn Millionen unter dem brittiſchen Zepter ſtehen. Die Erſcheinung eines dramatiſchen Werks aus Indien, welches ein neunzehnhundertjähriges Alter für ſich hat, war alſo bei der bereits in Umlauf gekommenen näheren Kenntniß von jenem Lande hinreichend, auch ohne Rückſicht auf den Inhalt, die allgemeine Aufmerkſamkeit zu erregen, die ohnehin in einer Stadt, wo ſieben- bis achtmalhunderttauſend Menſchen beiſammen wohnen, ſo leicht geſpannt werden kann.

In Deutſchland verhält es ſich anders. Wir haben keine Hauptſtadt und kein näheres Intereſſe, das den Geiſteswerken der Indier eine äußere Wichtigkeit des Augenblicks verleihen kann. Daher entbehrt unſer Publikum, vielleicht weil das Geſetz des Geſchmacks nur in einer verfeinerten Hauptſtadt entſtehen und herrſchend werden kann, jenen in reizbaren Mechanismus übergegangenen Kunſtſinn, der es wenigſtens vor einer lächerlichen Hochſchätzung des Erbärmlichen ſicher ſtellen könnte, wenn auch ſeine ſchulgerechte Strenge gar oft die regelloſe, genialiſche Schönheit verkennt; und nur als ſeltene, vereinzelte Gabe findet ſich unter uns die künſtleriſche Unbefangenheit, womit die reine Phantaſie ſich alle noch ſo fremde Formen an-

eignen und das Schöne in jeder Beziehung auffaſſen kann, ohne ſich ſelbſt der Herrſchaft der edelſten Form zu entziehen. Gleichwol hat uns geographiſche Lage, politiſche Verfaſſung und ſo manches mitwirkende Verhältniß den eklektiſchen Charakter verliehen, womit wir das Schöne, Gute und Vollkommene, was hier und dort in Bruchſtücken und Modificationen auf der ganzen Erdoberfläche zerſtreut iſt, uneigennützig um ſein ſelbſt willen erforſchen, ſammeln und ſo lange ordnen ſollen, bis etwa der Bau des menſchlichen Wiſſens vollendet daſteht, — oder unſere Rolle geſpielt iſt und künftige Menſchenalter die Steine, die wir zuſammentrugen, zu einem neuen Gebäude brauchen.

Dieſe allgemeine Empfänglichkeit iſt es, die uns in Stand ſetzt, den Werken des Geſchmacks, gleichviel von welcher Nation, wenn ſie nur wahre Vorzüge beſitzen, wirklich zu huldigen; dahingegen es Franzoſen, Engländern und Italienern ſo ſchwer, ja faſt unmöglich wird, ſich in eine andere Denkungs- und Empfindungsart, in andere Sitten und Gewohnheiten als die ihrigen zu verſetzen. Ihr Genuß iſt einſeitig und conventionell, der unſrige kann allgemein und philoſophiſch ſein; ſie ſuchen nur unmittelbare Befriedigung ihres Geſchmacks, wir hingegen fühlen uns auch hier am liebſten im Verſtande, wir genießen auch in Werken der Kunſt den Zuwachs unſeres Wiſſens. Ohne Jemandem einen Vorwurf daraus zu machen, daß er anders empfindet, ohne ſelbſt ihm die ſpeciellen Vorzüge ſeiner Empfindungsart ſtreitig zu machen, können wir mit der unſrigen zufrieden ſein. Wie das vortrefflichſte Inſtrument nicht eher ſeine Wirkung thut, als bis es ſo meiſterhaft berührt wird, daß ſeine verborgenſten, zarteſten Töne hervorgehen, ſo iſt auch der Menſch mit den edelſten, reichſten Anlagen eher nicht auf der Annäherung zu dem möglichſten Grade ſeiner Vervollkommnung begriffen, als bis er alle Eindrücke, welche die Erfahrung ihm geben kann, wirklich empfangen hat, und von ihrer Harmonie gleichſam wiedertönt. Je edler alſo der Menſch oder je empfänglicher und wirkſamer zugleich, deſto begieriger muß er Vorſtellungen auffaſſen und einſammeln, um ſich daraus das Ganze der äußeren Welt in vollkommnerem Zuſammenhange wieder herzuſtellen. Die Einſammlung von Erfahrungen aller Art, theils unmittelbar mit eigenen Sinnen, theils mittelbar durch die Schriftzüge, wird folglich die Vorbereitung zur zweck-

mäßigſten Anwendung unſeres Hierſeins, und wenn unſere Neigung mit den vernünftigen Vorſtellungen, die wir von unſerer Beſtimmung haben, übereinſtimmt, ſo dürfen wir uns im Vergleich mit andern Völkern über eine ſtiefmütterliche Behandlung der Natur wenigſtens nicht beklagen.

Jedes Land hat ſeine Eigenheiten, welche auf die Geiſteskräfte und auf die Organiſation der Einwohner zurückwirken. Aus dieſen ſehr verſchiedenen Individualitäten, wenn wir ſie vergleichen und das Allgemeine vom Localen abſondern, entwickeln wir uns den richtigeren Begriff der Menſchheit. Durch wiſſenſchaftliche Verfeinerung in Kenntniſſen und Sitten zu einer künſtlich abgemeſſenen, raiſonnirten Lebensweiſe geſtimmt, könnten wir aber leicht des einfachen Naturgefühls entwohnen, wenn wir es nicht in den Geiſteswerken ſolcher Nationen wiederfänden, die bis zu unſerer complicirten Ausbildung nicht hinangeſtiegen ſind. Aus dieſem Geſichtspunkte darf uns die Literatur der Indier nicht gleichgültig ſein. Hier öffnet ſich unſerm Gefühl und unſerer Phantaſie ein ganz neues Feld, eine vorzüglich ſchöne Individualität des menſchlichen Charakters.

Es wäre hier der Ort, von dem Eigenthümlichen der indiſchen Dichtung zu ſprechen, und den Leſer durch leichte Umriſſe der allgemeinen Geiſtesbildung jenes merkwürdigen Volks, ſo weit ſie durch die neueren Bemühungen der Engländer bekannt iſt, auf den rechten Geſichtspunkt zu führen, aus welchem die nachſtehende, aus der alten heiligen Sprache der Indier überſetzte dramatiſche Schrift beurtheilt zu werden verdient. Man könnte, um dieſem Entwurf noch einiges Intereſſe zu geben, theils dieſen Menſchenſtamm und ſeine localen Verhältniſſe charakteriſiren, theils die Berührungspunkte aufſuchen, wo die Phantaſie ſowol als die Vernunft und der Sinn alter und neuer Völker mit den indiſchen zuſammentreffen. Vielleicht wäre es ſogar nöthig, vor einer zu raſchen Vergleichung der Kunſtproducte eines ſo entfernten, ſo von europäiſchen Sitten abgeſchiedenen Volks mit den unſrigen, und vor der Anwendung unſerer Regeln auf etwas, das ohne einen Begriff von dieſen Regeln entſtand, recht ernſtlich zu warnen. Die Billigkeit forderte wol, daß man es deutlich auseinanderſetzte, wie die Verſchiedenheit der indiſchen Mythologie, Geſchichte und Sitten, von der griechiſchen zum Beiſpiel, den Kunſtwerken jenes Landes eine

uns ungewohnte Geſtalt und Maſchinerie verleihen müſſe, wie aber das Intereſſante eines ſolchen Werks gar nicht darin beſtehe, ob es fünf oder ſieben Aufzüge habe, ſondern daß die zarteſten Empfindungen, deren das menſchliche Herz fähig iſt, ſich ſo gut am Ganges und bei dunkelbraunen Menſchen, wie am Rhein, am Tyber, am Iliſſus bei unſerem weißen Geſchlechte äußern konnten.

Allein die Umſtände wollen jetzt unſerer Sakontala dieſen begleitenden Schutz nicht geſtatten. In einem geſitteten Lande wird man der ſanften, ſchüchternen Fremden ja nichts zu Leide thun? Vielleicht wird man ſogar ſie um ihrer ſelbſt willen lieb gewinnen und ihr die edle Gaſtfreundſchaft ihres eigenen Vaterlandes nicht vermiſſen laſſen. Alsdann iſt es immer noch Zeit, ihr künftig jene Begleitung als Ehrenwache beizugeben.

Mainz, den 3. April 1791.

Georg Forſter.

Sakontala oder der entſcheidende Ring.

Perſonen.

Duſchmanta, Kaiſer von Indien.
Sakontala, die Heldin des Stücks.
Anuſuya, Priyamwada } Jungfrauen, ihre Geſpielinnen.
Madhawya, des Kaiſers Hofnarr.
Gautami, eine alte Einſiedlerin.
Sarngarawa, Saraduata } Bramen.
Kanna, Pflegevater der Sakontala.
Kumbhilaka, ein Fiſcher.
Miſrakeſi, eine Nymphe.
Matali, Indra's Wagenführer.
Serwademana, ein kleiner Knabe.
Kaſyapa, Aditi } Gottheiten, Indra's Eltern.

Staatsbeamte, Polizeidiener, Bramen, Jungfrauen, Einſiedler, Schüler, Kämmerer, Schloßwächter, Boten und Bediente.

Prolog.

Ein Brame ſpricht den Segen.

Waſſer war des Schöpfers erſtes Werk;
Feu'r empfängt die Gaben
anbefohlen im Geſetz:
heilig iſt die Opferweihe!
Zeiten mißt das Himmelslichterpaar
und des Schalles Führer,
zarter Aether füllt das All!
Erd' iſt des Gebärens Mutter;
Leben alles Athmenden iſt Luft!
So in acht Geſtalten
ſichtbar, nähr' und ſegn' euch Gott,
Iſſa, der Naturverwandler!

Der Theaterdirector (hereintretend).

Wozu eine lange Rede? (Sieht nach dem Anlegezimmer.) Wenn Sie mit Ihrem Putz fertig ſind, Madame, ſo belieben Sie nur zum Vorſchein zu kommen.

Schauſpielerin (erſcheint).

Da bin ich ſchon; was befehlen Sie, mein Herr?

Theaterdirector.

Dieſe, Madame, iſt die zahlreiche und erleſene Verſammlung des ruhmvollen Helden, unſeres Königs Wikramaditya,

des Beſchützers aller frohen Künſte. Vor dieſen Zuſchauern müſſen wir ein neues Werk des Kalidas, betitelt: Sakontala oder der entſcheidende Ring, aufführen. Alſo bittet man allerſeits um Aufmerkſamkeit.

Schauſpielerin.

Wer könnte wol bei einer Unterhaltung, womit es ſo gut gemeint iſt, nicht aufmerkſam ſein?

Theaterdirector (lächelnd).

Ich rede ohne Rückhalt, Madame. — Inſofern ein erleuchtetes Publikum von unſeren theatraliſchen Talenten Vergnügen empfängt und ausdrückt, inſofern und nicht weiter ſetze ich auf dieſe Talente einen Werth. Ich zweifle jedoch an meinen Kräften, wie groß auch immer meine Anſtrengung ſei.

Schauſpielerin.

Sie urtheilen richtig, daß Sie erſt nach dem Grade des Vergnügens, den dieſe Verſammlung empfinden wird, Ihr Verdienſt abmeſſen wollen; allein ich zweifle nicht, bald wird ſich's zeigen, wie man es ſchätzt. Haben Sie ſonſt noch etwas zu befehlen?

Theaterdirector.

Was können Sie beſſeres thun, da Sie nun einmal auf der Bühne ſtehen, als die Seele der Zuhörer mit Geſang erheitern und ihren Sinn damit erquicken?

Schauſpielerin.

Soll ich die Beſchreibung einer Jahreszeit ſingen? und welche Jahreszeit hören Sie am liebſten beſchreiben?

Theaterdirector.

Eine ſchönere Zeit kann man nicht wählen, als den Sommer, der jetzt eben beginnt und reich an Vergnügen iſt. Wie ſüß iſt der Schluß eines Sommertags, der unſere Jugend zum Bad in kühlen Bächen einladet, und zum leichten Schlummer verführt, im Schatten, wo ſäuſelnde Waldlüfte ſie kühlen, die über den blühenden Patalis hinſtreifend, ihm ſeine Wohlgerüche raubten.

Schauſpielerin (ſingt).

Seht die zarten Blüthen
des Nagakeſar
von Bienen ſanft geküßt!
Seht die Mädchen ſtecken
Siriſchablüthen
ſich niedlich hinters Ohr!

Theaterdirector.

Reizendes Lied! die ganze Verſammlung funkelt gleichſam Beifall; die Muſik zu den Worten erfüllt ihre Seele mit Entzücken. Mit welcher andern Vorſtellung können wir die Fortdauer ihrer Gunſt uns ſichern?

Schauſpielerin.

O mit keiner beſſer, als dem entſcheidenden Ringe, den Sie eben angekündigt haben.

Theaterdirector.

Wie konnt' ich auch das vergeſſen? In jenem Augenblick wiegten mich deiner Stimme Melodien in Zerſtreuung, und lockten mein Herz, wie den König Duſchmanta jetzt die ſchnelle Antelope lockt.

(Beide gehen ab.)

Sakontala oder der entſcheidende Ring.

Erſter Aufzug.

Scene: ein Wald.

Duſchmanta auf ſeinem Wagen verfolgt eine Antelope oder Gazelle mit Bogen und Köcher; ſein Wagenführer begleitet ihn.

Der Führer.

(Sieht erſt die Antelope und dann den König an.)

Wenn ich dort die ſchwarze Antelope und dann dich, o König! ins Auge faſſe, mit deinem geſpannten Bogen, ſo erblick' ich gleichſam vor mir den Gott Maheſa, wie er einen Hirſch verfolgt, mit ſeinem Bogen, genannt Pinaka, ſtraff in ſeiner Linken.

Duſchmanta.

Das ſchnelle Thier hat die Jagd ſehr in die Länge geſpielt. Dort läuft es nun wieder, mit ſeinem Halſe ſo zierlich zurückgebogen, und ſieht ſich von Zeit zu Zeit nach dem Wagen um, der es verfolgt. Jetzt, aus Furcht vor dem herabſinkenden Pfeil, zieht es den Kopf ein, und ſtreckt die biegſamen Hüften, und jetzt ermattet, hält es inne, mit halbgeöffneten Lippen das Gras auf ſeinem Pfade abzuweiden. Sieh, wie es ſpringt und in langen Sätzen ſich fortſchnellt, leicht am Erdboden hinſchwebt, und ſich wieder hoch in die Luft bäumt. Jetzt wird ſeine Flucht ſo ſchnell, daß ich es kaum noch erkennen kann.

Der Führer.

Wir hatten rauhen Boden, und die Pferde wurden im beſten Rennen aufgehalten. Der Flüchtling hat unſere Zögerung benutzt. Hier iſt es eben, und es wird ein Leichtes ſein, ihn einzuholen.

Duſchmanta.

Laß ihnen den Zügel ſchießen.

Der Führer.

Wie der König befiehlt. (Er jagt im vollen Lauf und hernach gemach.) Entfliehen konnt' er nicht. Die Staubwolken von den Pferden aufgetrieben, berührten ſie nicht einmal; ſie ſchüttelten die Mähnen, ſpitzten die Ohren und galoppirten nicht, nein, ſie flogen über die glatte Ebene.

Duſchmanta.

Sie holten die ſchnelle Antelope bald ein. Gegenſtände, die entfernt, ganz klein erſchienen, wurden plötzlich groß; was wirklich getheilt war, ſchien Eins, indem wir vorüberkamen, und was krumm war, ſchien gerade. Die Bewegung der Räder war ſo ſchnell, daß einige Augenblicke nichts nah und nichts fern zu ſein ſchien. (Er legt einen Pfeil an die Bogenſehne.)

Stimme hinter der Scene.

Sie darf nicht getödtet werden! Dieſe Antelope, o König, hat in unſerm Walde ihren Zufluchtsort; man darf ſie nicht tödten!

Der Führer (horcht und ſieht ſich um).

Eben ſtand das Thier dir ſchußgerecht, da kommen ein paar Einſiedler dazwiſchen.

Duſchmanta.

So halte den Wagen an.

Der Führer.

Des Königs Wille geſchieht. (Er hält die Zügel an.)

Ein Einſiedler und ſein Schüler.

Der Einſiedler (hebt die Hände auf).

Tödte nicht, mächtiger Herrſcher, tödte nicht ein armes junges Thier, das einen Schutzort gefunden hat. Nein, gewiß, es darf nicht verletzt werden. Ein Pfeil in dem zarten Leibe eines ſolchen Thiers wäre wie Feuer in einem Ballen Baumwolle. Verglichen mit deinen ſcharfen Geſchoſſen, wie ſchwach muß nicht das zarte Fell einer jungen Antelope ſein! Verbirg doch ſchnell den Pfeil, mit dem du zielteſt. Eure Waffen, ihr Könige, ihr Helden, ſind zur Rettung der Bedrückten beſtimmt, nicht zum Verderben des Schuldloſen.

Duſchmanta (grüßt ſie).

Seht, ich berge meinen Pfeil. (Er ſteckt ihn in den Köcher.)

Der Einſiedler (freudig).

Dein würdig iſt dieſe That, glorreichſter Fürſt; ja ſie iſt eines Fürſten würdig, der von Puru ſtammt. Möchteſt du einen Sohn haben, den die Tugend ziert, einen Beherrſcher der Welt!

Der Schüler (beide Hände emporhebend).

Ja! allerdings, möge dein Sohn mit jeder Tugend geſchmückt ſein, ein Beherrſcher der Welt!

Duſchmanta (neigt ſich gegen ſie).

Mein Haupt trägt in Ehrfurcht die Ausſprüche eines Bramen.

Der Einſiedler.

Wir ſind hierher gekommen, großer König! um Holz zu einem feierlichen Opfer zu ſammeln. Dieſer Wald am Geſtade des Maliniſtroms iſt ein Zufluchtsort der wilden Thiere, die Sakontala hier beſchützt; ſie ſelbſt aber hat unſer heiliger Lehrer Kanna als ein theures, ihm anvertrautes Pfand empfangen. Wenn dich ſonſt nichts abhält, ſo begieb dich in jenen Hain, damit man dir die Pflichten der Gaſtfreundſchaft erweiſen möge. Siehſt du dann mit eigenen Augen die tugendhafte Lebensweiſe derer, denen Frömmigkeit ihr alleiniger Reich-

thum iſt, und deren irdiſche Sorgen nun ſchon überſtanden ſind, dann wirſt du ausrufen:

„Wie manchen guten Unterthan
ſchützt dieſer Arm, dem harte Schwielen ſchon
die Bogenſehne ſchlug!“

Duſchmanta.

Iſt euer Hausherr zu Hauſe?

Der Einſiedler.

Unſer Lehrer iſt nach Somatirtha gegangen, und hofft daſelbſt durch ſein Gebet ein Unglück abzuwehren, womit das Schickſal die unſträfliche Sakontala bedroht. In ſeiner Abweſenheit hat er ihr anbefohlen, alle Gaſtfreunde mit ſchuldiger Ehrerbietung zu empfangen.

Duſchmanta.

Heiliger Mann, ich will ihr aufwarten; ſie wird Zeugin meiner Andacht ſein, und dem ehrwürdigen Weiſen günſtigen Bericht davon erſtatten.

Beide Einſiedler.

Laß es ſo ſein. Wir wollen jetzt unſerm Geſchäfte nachgehen.
(Der Einſiedler und ſein Schüler gehen ab.)

Duſchmanta.

Fahre zu! Indem wir dieſen Wohnſitz der Heiligkeit beſuchen, reinigen wir unſere Seelen.

Der Führer.

Wie der König (langes Leben ihm!) befiehlt. (Er fährt weiter.)

Duſchmanta
(ſieht ſich nach allen Seiten um).

Daß wir uns ohnweit der Wohnung frommer Einſiedler befinden, hätte ſich deutlich genug gezeigt, wenn es auch niemand geſagt hätte.

Der Führer.

An welchen Zeichen erkennt man das?

Duſchmanta.

Wirſt du ſie nicht gewahr? Sieh, unter jenen Bäumen liegen die geweihten Körner, die dort hingeſtreut wurden, indeß die zärtlichen Papagaienweibchen ihre unbefiederten Jungen im hangenden Neſte fütterten. Bemerke wieder an anderen Stellen die glänzenden Stücke von geglättetem Stein, womit man die ölige Frucht des heiligen Ingudi zerſtoßen hat. Sieh die jungen Wildkälber, wie ſie Zutrauen zum Menſchen gewonnen und ſich an den Laut ſeiner Stimme gewöhnt haben, wie ſie ſorglos umherhüpfen und ihren Lauf nicht verändern. Auch iſt die Oberfläche des Fluſſes roth, von Streifen geweihter Rinde, die mit dem Strom herabſchwimmen. Sieh noch einmal; die Wurzeln jener Bäume baden ſich in dem Gewäſſer heiliger Teiche, und es zittert, indem der Wind darauf ſpielt; ſieh, dort den hellen Glanz des friſchen Laubes ſich eine Zeit lang verhüllen im Rauch, der von dem Opfer des reinen Ghih aufſteigt. Sieh noch, die jungen Rehe graſen, ohne ſich bei unſerer Annäherung zu fürchten; der Grasplatz dort vor dem Garten iſt ihr Aufenthalt, wo die Spitzen des Opfergraſes, zu irgend einem frommen Gebrauch abgeſchnitten, umhergeſtreut liegen.

Führer.

Jetzt bemerke ich alle dieſe Wahrzeichen einer Heiligenwohnung.

Duſchmanta (indem er ſich abwendet).

Freund! dieſes ehrwürdige Heiligthum darf nicht verletzt werden. Hier alſo, laß den Wagen ſtehen bleiben, daß ich abſteige.

Der Führer.

Ich halte die Zügel an. Der König ſteige nach ſeinem Willen hernieder.

Duſchmanta
(iſt abgeſtiegen und beſieht ſeinen Anzug).

Die dem Gottesdienſt geweihten Haine muß man in demüthigerem Aufzug betreten. Nimm dieſen königlichen Schmuck (der Führer empfängt ihn), und indeß ich die Einwohner dieſes Orts betrachte, ſorge, daß die Pferde getränkt und geputzt werden.

Der Führer.

Es geſchehe, wie du befiehlſt. (Geht ab.)

Duſchmanta (geht umher und ſieht ſich um.)

Nun dann betrete ich das Heiligthum. (Er geht in den Hain.) Ha! dieſe Stätte iſt heilig; es zuckt in meinem rechten Arm! (Er hält inne und ſinnt.) Welchen neuen Gewinn kann mir dieſe Vorbedeutung in einem abgelegenen Walde verheißen? Ei nun! die Thore vorherbeſtimmter Begebenheiten ſtehen überall offen!

Hinter den Scenen.

Kommt her, geliebte Geſpielinnen! o kommt her!

Duſchmanta (horcht).

Ha! ich höre weibliche Stimmen dort rechts von jener Laube. Ich muß wiſſen, wer da ſpricht. (Er geht herum und ſchaut.) Es ſind Mädchen, ſeh ich, die zur Familie des Einſiedlers gehören. Sie tragen Waſſerkrüge von verſchiedener Größe, ihren Kräften angemeſſen, um die zarten Pflanzen zu wäſſern. O wie lieblich ſind ſie geſtaltet! Iſt die Schönheit der Mädchen, die im verborgenen Haine wohnen, dem Innern der Paläſte ſo fremd? Dann hinweg mit den Gartenblüthen, und den Waldblumen Platz gemacht, die an Farbe und Duft ſie übertreffen!

(Er bleibt ſtehen und ſtaunt ſie an.)

Sakontala, Anuſuya und Priyamwada.

Anuſuya.

O meine Sakontala! in deiner Geſellſchaft ſcheinen mir erſt die Bäume unſeres Vaters Kanna ſchön und entzückend. Dir ziemt es, du Zarte, wie die friſch aufgeblühte Mallika ſo zart, die Kanäle mit Waſſer zu füllen, die man rund um die niedlichen Stauden gegraben hat.

Sakontala.

Nicht blos, weil unſer Vater es gebot, verrichte ich dieſes Geſchäft, wiewol der Beweggrund hinreichend wäre; ich fühle wirklich die Neigung einer Schweſter für dieſe jungen Pflanzen.

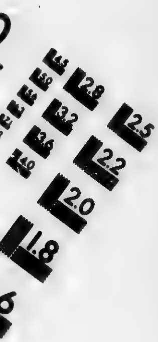
(Begießt ſie.)

IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)

6"

Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503



Priyamwada.

Meine holde Freundin, die Sträuche, die du begoſſen haſt, blühen im Sommer, der jetzt erſt angeht; laß uns auch jenen Waſſer geben, deren Blüthezeit verſtrichen iſt; je uneigennütziger, deſto größer iſt unſere Tugend.

Sakontala.

Herrlicher Rath! (Sie begießt andere Pflanzen.)

Duſchmanta
(bei Seite, und voll Entzücken.)

Wie? iſt das Kanna's Tochter, Sakontala? (mit Verwunderung) Der ehrwürdige Weiſe muß doch hartherzig ſein, daß er einem ſo reizenden Mädchen dieſe niedrige Beſchäftigung aufträgt und ſie in den groben Mantel von gewebter Rinde kleidet. Wer es verlangen könnte, daß dieſes wunderſchöne Geſchöpf, dem auf den erſten Blick meine entzückte Seele ſich hingibt, alles Ungemach ſeiner ſtrengen Andacht erdulden ſolle, der wird auch hartes Samiholz mit einem blauen Lotosblatt zerſpalten wollen. Hinter dieſem Baume will ich mich verbergen, um ihre Reize anzuſchauen, ohne ihre Vertraulichkeit zu ſtören.

(Tritt ins Gebüſch.)

Sakontala.

Meine liebe Priyamwada hat mir den Mantel von Rinde ſo feſt über die Bruſt gebunden, daß er mich ſchmerzt. Anuſuya, ich bitte dich, bind' ihn los.

(Anuſuya löſet das Band des Mantels.)

Priyamwada (lachend).

Ja freilich, ſüße Freundin, genieße, ſo lange du kannſt, die Blüthe der Jugend, welche deinem Buſen dieſe reizende Wölbung giebt.

Duſchmanta (für ſich).

Wohlgeſprochen, Priyamwada! Nein; ihre Reize laſſen ſich nicht verbergen, wenn gleich das Kleid von geflochtenen Faſern auf ihren Schultern liegt und einen Theil ihres Buſens verbirgt, wie ein Schleier von gelben Blättern eine ſtrahlende Blume umfaltet. Die Waſſerlilie iſt ſchön, wenn auch dunkles

Moos auf ihrem Haupte liegt, und der Mond mit ſeinen thautriefenden Strahlen nur deſto hellglänzender, weil er ſchwarze Flecken hat. Erhält doch ſogar die Rinde hier eine Zierde von dem Abglanz der Züge dieſes Mädchens mit dem Gazellenauge; mehrt ſie nicht meine Glut, anſtatt ſie abzukühlen? Viel ſind der groben Stengel, welche die Waſſerlilie ſtützen; aber auch zahlreich und erleſen die Blüthen, welche daran hangen.

Sakontala (vorwärts ſehend).

Jener Amrabaum, meine Lieben, winkt mit den Fingerſpitzen ſeiner Blätter, die der Wind leiſe bewegt; er will uns ein Geheimniß ins Ohr ſäuſeln. Ich muß ihm näher treten.

(Sie nähern ſich Alle dem Baum.)

Priyamwada.

O meine Sakontala, laß uns ein Weilchen hier im Schatten bleiben.

Sakontala.

Warum nun eben hier?

Priyamwada.

Weil der Amrabaum mit dir vermählt zu ſein ſcheint, die du in voller Anmuth der blühenden Winde gleichſt, welche ſich um ihn ſchlängelt.

Sakontala.

Du heißeſt mit Recht Priyamwada, du Freundlichſprechende!

Duſchmanta (bei Seite).

Sie ſpricht wahr. Glüht nicht ihre Lippe wie ein zartes Blumenblatt? Ihre Arme die biegſamen Stengel! Jugendliche Schöne, wie der Blüthenglanz, in allen ihren Zügen!

Anuſuya.

Sieh, meine Sakontala, wie jene friſche Mallika, die du Wanadoſini, Ergötzen des Hains, genannt haſt, den ſüßen Amra ſich zum Bräutigam erwählt.

Sakontala
(tritt hinzu und betrachtet es mit Freude).

Wie reizend iſt dieſe Jahreszeit, welche das Vermählungsfeſt der Pflanzen feiert. (Bleibt ſtaunend ſtehen.)

Priyamwada (lächelnd).

Weißt du, Anuſuya, warum Sakontala mit dieſem Grad des Entzückens die Pflanzen betrachtet?

Anuſuya.

Nein, wirklich nicht; ich dachte eben nach', ob ich's nicht errathen könnte. Ich bitte dich, ſag' es mir.

Priyamwada.

Hat Wanadoſini
ſich dem rechten Baum vermählt,
wird auch mir ein Gatte,
wie mein Herz ſich ihn gewählt.

Das denkt ſie jetzt für ſich.

Sakontala.

Das ſind die Träume deiner Einbildungskraft.
(Sie kehrt den Waſſerkrug um.)

Anuſuya.

Hier iſt eine Pflanze, Sakontala, die du vergeſſen haſt, ob ſie gleich, wie du ſelbſt, unter Kanna's, unſeres Vaters, Pflege aufgewachſen iſt.

Sakontala.

Nun ſo werde ich auch mich ſelbſt vergeſſen. O wunderbar! (indem ſie ſich der Pflanze nähert) O Priyamwada! (ſie ſieht die Pflanze freudig an) Ich habe eine fröhliche Nachricht für dich.

Priyamwada.

Was für eine Nachricht, Geliebte, für mich?

Sakontala.

Dieſer Madhawiſtrauch, wiewol es nicht ſeine Blüthezeit iſt, prangt über und über mit lieblichen Blumen von der Wurzel bis zum Wipfel.

Beide Mädchen (hinzuſpringend).

Iſt's wirklich ſo, theure Freundin?

Sakontala.

Ob es iſt? Seht es ſelbſt.

Priyamwada (ſchnell).

Aus dieſem Zeichen, Sakontala, verkündige ich dir einen vortrefflichen Gemahl, der deine Hand in Kurzem faſſen wird.

(Beide Mädchen ſehen Sakontala an.)

Sakontala (unwillig).

Du haſt auch ſeltſame Grillen.

Priyamwada.

In der That, Liebe, ich ſcherze nicht. Ich vernahm etwas von unſerm Vater Kanna. Deine Pflege iſt dir an dieſen Pflanzen geglückt und daraus prophezeih' ich deine nahe Vermählung.

Anuſuya.

Darum, meine Priyamwada, hat ſie auch immer ſo rüſtig begoſſen.

Sakontala.

Die Madhawipflanze iſt meine Schweſter; kann ich wol anders als ihrer pflegen? (Begießt ſie.)

Duſchmanta (für ſich).

Ich fürchte, ſie gehört zum heiligen Geſchlecht ihres Pflegevaters. Oder quält mich eine ungegründete Beſorgniß? Mein heißes Herz hängt ſo feſt an ihr, und ſie ſollte nicht eines Kriegers Braut werden können? — Zweifel quälen wol eine Zeitlang den Redlichen; aber bald verſchwinden ſie, wenn ſeine Neigung ſtark und feſt beſteht. Ich liebe ſie; nein, nimmermehr kann ſie eines Bramen Tochter ſein (die ich nicht heirathen darf).

Sakontala (ſchüttelt den Kopf).

Ah! da fährt eine Biene aus dieſer Mallikablume und ſummt mir ums Geſicht. (Unruhig.)

Duſchmanta

(mit zärtlichem Ausdruck für ſich).

Wie oft habe ich nicht unſere Hoffräulein geſehen, mit abſichtlichem Geziere den Kopf hin und her wenden vor einem flatternden Inſekt, und Alles nur, um ihre Reize ſehen zu laſſen! Dieſe ländliche Schöne faltet die Stirne und rollt die anmuthsvollen Augen aus bloßer Furcht, ohne Kunſt und Ziererei. — Glückliche Biene, du berührſt den Winkel dieſes ſo holdſelig zitternden Auges! du näherſt dich dieſem Ohrläppchen und murmelſt ſo leiſe, als lispelteſt du ein Geheimniß der Liebe! Du trinkſt, indeß ſie mit der Grazienhand dich ſcheuchen will, den Honig dieſer Lippe, die alle Schätze des Genuſſes verſchließt! — und indeß du genießeſt, was mir der Seligkeiten höchſte gewähete, grüble ich hier, von welchem Stamme ſie entſproßt!

Sakontala.

Rettet mich, ich bitt' euch, von dieſem überläſtigen Inſekt, das aller meiner Bemühungen, es zu ſcheuchen, ſpottet.

Priyamwada.

Wo hätten wir die Macht, dich zu befreien? Der König Duſchmanta iſt der alleinige Beſchützer unſeres geheiligten Waldes.

Duſchmanta (bei Seite).

Das wäre eine gute Gelegenheit, mich zu erkennen zu geben. (Er tritt ein wenig hervor.) Ich kann und darf nichts fürchten. Doch — (indem er an ſich hält und zurücktritt) ſo würde ich ihnen als König zu plötzlich bekannt. Lieber will ich als bloßer Fremdling erſcheinen, der die Pflicht der Gaſtfreundſchaft fordert.

Sakontala.

Die unverſchämte Biene will nicht ruhen. Ich muß mich anderwärts ſetzen. (Sie tritt zur Seite und ſieht ſich um.) Fort! fort! Sie folgt mir, wo ich geh' und ſtehe. Rettet mich, o rettet mich aus dieſer Noth.

Duſchmanta (tritt ſchnell hervor.)

Ha! wo Puru's Enkel die Welt beherrſchen und durch die treue Pflege weiſer Geſetze ſelbſt den Wüſtling zügeln, dort wäre

noch ein Menſch verwegen genug, die lieblichen Töchter frommer Einſiedler zu ängſtigen? (Sie ſehen ihn verſtört an.)

Anuſuya.

Nein hier iſt kein Menſch verwegen; dieſe Jungfrau, unſere geliebte Freundin, wurde von einer ſummenden Biene geneckt.

(Beide Mädchen ſehen Sakontala an.)

Duſchmanta (nähert ſich ihr).

Jungfrau, beglückt ſei deine Andacht!

(Sakontala blickt verſchämt und ſchweigend zur Erde.)

Anuſuya.

Unſern Gaſt müſſen wir mit geziemender Ehrerbietung empfangen.

Priyamwada.

Fremdling, ſei willkommen. Geh, meine Sakontala, hole von der Hütte ein Körbchen mit Blumen und Früchten. Der Fluß wird mittlerweile Waſſer für ſeine Füße geben.

(Sieht die Waſſerkrüge an.)

Duſchmanta.

Heilige Jungfrau! deine gütige Rede erweiſet mir hinlängliche Ehre.

Anuſuya.

Setze dich eine Weile her auf dieſen Erdſitz, mit Septapernablättern beſtreut. Der Schatten iſt erquickend, und unſer Herr bedarf der Ruhe nach ſeiner Reiſe.

Duſchmanta.

Ihr Alle müßt ermüdet ſein von eurer gaſtfreien Aufmerkſamkeit; alſo ruhet zugleich mit mir.

Priyamwada (bei Seite zu Sakontala).

Kommt, laßt uns Alle ſitzen; unſer Gaſt iſt mit ſeiner Bewillkommnung zufrieden. (Alle ſetzen ſich.)

Sakontala (bei Seite).

Beim Anblick dieſes Jünglings empfinde ich eine Regung, die einem der Andacht geweihten Haine kaum angemeſſen iſt.

Duſchmanta (ſieht ſie nacheinander an).

Wie ſchön iſt die Uebereinſtimmung eurer Freundſchaft, heilige Jungfrauen, mit der reizenden Gleichheit eures Alters und eurer Schönheit!

Priyamwada (bei Seite zur Anuſuya).

Wer kann dies ſein, meine Anuſuya? Zartheit und Kraft in ſeiner Geſtalt, Anmuth und Würde in ſeiner Rede vereinigt, deuten auf einen zur höchſten Herrſchaft beſtimmten Charakter.

Anuſuya (bei Seite zur Priyamwada).

Ich habe ihn auch bewundert. Ich muß ihn nur ausfragen. (Laut.) Deine milde Rede flößt mir Zuverſicht ein. Welchen kaiſerlichen Stamm verſchönert unſer edler Gaſt? Wo iſt ſein Vaterland, das ſicher jetzt um ſeine Abweſenheit trauert? Was konnte dich veranlaſſen, deine erhabene Geſtalt ſo zu erniedrigen, um einen Wald zu beſuchen, wo nur einfältige Einſiedler wohnen?

Sakontala (bei Seite).

O mein Herz, quäle nicht dich ſelbſt! Die treue Anuſuya ſoll die Gedanken, die in dir aufſteigen, mit ihrem Rathe leiten.

Duſchmanta (bei Seite).

Wie ſoll ich mich zu erkennen geben, wie mich verſtellen? (Sinnend.) Ich hab's. (Laut zur Anuſuya.) Meine ſchöne Dame, ich bin ein Forſcher des Weda, wohnhaft in der Stadt unſeres Königs, von Puru entſproſſen; und indem ich die Pflichten der Religion und Sittenlehre zu erfüllen ſuche, komm' ich her, das Heiligthum der Tugend zu ſchauen.

Anuſuya.

Heilige Männer, ſo beſchäftigt wie du, ſind unſere Herren und Meiſter.

(Sakontala verräth Sittſamkeit mit zärtlichem Ausdruck in ihren Blicken, während daß ihre Begleiterinnen wechſelsweiſe ſie und den König anſehen.)

Anuſuya (bei Seite zur Sakontala).

O wäre unſer ehrwürdiger Vater zugegen —

Sakontala.

Und wenn er's wäre, was denn?

Anuſuya.

Er würde unſern Gaſt mit mancherlei Erfriſchungen bewirthen.

Sakontala (als ob ſie ungehalten wäre).

Geh nur! Du hatteſt ſchon wieder was anders im Kopf; ich mag nicht mehr d'rauf hören.

(Sie ſetzt ſich von den andern weg.)

Duſchmanta
(bei Seite zur Anuſuya und Priyamwada).

Auch mir, heilige Jungfrauen, ſei es vergönnt, wegen eurer reizenden Freundin eine Frage zu thun.

Beide.

Du erzeigſt uns Ehre, Herr, durch deine Bitte.

Duſchmanta.

Der weiſe Kanna richtet meines Wiſſens unaufhörlich ſeine Gedanken zum höchſten Weſen, und hat allen irdiſchen Verbindungen entſagt. Kann nun dieſe Jungfrau, demungeachtet, wie die Sage geht, ſeine Tochter ſein?

Anuſuya.

Unſer Herr wolle mich hören. In der Familie Kuſa war ein Fürſt von großer Macht, gleich ausgezeichnet durch Gottesfurcht und Tapferkeit.

Duſchmanta.

Du ſprichſt gewiß von Kauſika, dem Weiſen und dem Herrſcher.

Anuſuya.

So wiſſe dann, daß Er ihr wahrer Vater iſt, obgleich Kanna dieſen verehrten Namen trägt, weil er ſie großgezogen hat, da ſie als Kind zurückgelaſſen ward.

Duſchmanta.

Zurückgelaſſen? Das Wort macht mich neugierig; ich wünſchte ihre Geſchichte ganz zu wiſſen.

Anuſuya.

Du ſollſt ſie in wenig Worten hören. Als dieſer weiſe König anfing die Früchte ſeiner ſtrengen Büßungen einzuernten, fürchteten die Götter von Swerga ſeine zunehmende Macht, und ſchickten die Nymphe Menaka, deren Lockungen ihn um die völlige Wirkung ſeiner Gottesfurcht bringen ſollten.

Duſchmanta.

So furchtbar iſt die Frömmigkeit eines Sterblichen den niedern Göttern? — Was geſchah?

Anuſuya.

In den ſchönſten Tagen des Frühlings erblickte Kauſika die Schönheit der himmliſchen Nymphe, und auf dem Fittig der Begierde — (ſie hält inne und ſieht verſchämt).

Duſchmanta.

Ich verſtehe. Sakontala iſt eines Königs Tochter von einer Nymphe des niedern Himmels.

Anuſuya.

So iſt's.

Duſchmanta (bei Seite).

Der Wunſch meines Herzens iſt erfüllt. (Laut.) Wie könnte auch ihre unvergleichliche Schönheit das Loos einer blos ſterblichen Geburt geworden ſein. Jenes Licht, das mit zitternden Strahlen funkelt, bricht aus keiner irdiſchen Höhle hervor.

(Sakontala ſitzt beſcheiden, die Augen auf die Erde geheftet.)

Duſchmanta (für ſich).

O wie glücklich bin ich! Meine Phantaſie hat weiten Raum gewonnen. Aber der Spott der Mädchen über ihre Hochzeit — Peinlicher Zweifel! wie er mich zerreißt! Sollte ſie vielleicht gänzlich dem geiſtlichen Leben beſtimmt ſein?

Priyamwada

(lächelnd, ſieht erſt Sakontala, ſodann den König an).

Unſer Herr ſcheint mehr noch fragen zu wollen.

(Sakontala gibt mit der Hand ein mißbilligendes Zeichen.)

Duſchmanta.

Du ſchauſt ins Verborgene meines Herzens. In der That ich bin begierig, des lieben Mädchens ganzes Schickſal zu wiſſen, und muß noch eine Frage thun.

Priyamwada.

Und darauf beſinnſt du dich ſo lange? (Bei Seite.) Sollte man doch glauben, dem frommen Manne verböten ſeine Gelübde, einem hübſchen Mädchen den Hof zu machen.

Duſchmanta.

Dies frage ich: muß Kanna die ſtrengen Einſiedlerregeln ſo weit ausdehnen, daß er ſeine Tochter nicht verheirathen darf, daß er den natürlichen Trieben jugendlicher Liebe Einhalt thun muß? Sollte ſie, verkehrtes Schickſal! beſtimmt ſein, ihr Leben unter ihren Lieblingsgazellen hinzubringen, deren ſchwarzer Augenglanz vom ihrigen weit übertroffen wird?

Priyamwada.

Bisher wohnte ſie glücklich in dieſem geheiligten Hain, der Heimat ihres geiſtlichen Vaters; allein jetzt beſtimmt er ſie einem Bräutigam, der ihres Gleichen ſei.

Duſchmanta (bei Seite voll Entzücken).

Frohlocke, Herz, frohlocke! Alle Zweifel ſchwinden; was du vorhin wie Flammen ſcheuteſt, dem darfſt du jetzt wie einem unſchätzbaren Edelſtein dich nähern.

Sakontala (ſcheint ungehalten).

Anuſuya; ich bleibe nicht länger.

Anuſuya.

Aber warum? ich bitte dich —

Sakontala.

Ich gehe zu der heiligen Matrone Gautami, und werde ihr ſagen, wie vorwitzig unſere Priyamwada geplaudert hat.
(Sie ſteht auf.)

Anuſuya.

Es ſchickt ſich nicht, meine Theure, daß eine Bewohnerin

dieſes Heiligthums davongeht, ehe dem Gaſt vollkommene Ehre widerfahren iſt.

(Sakontala antwortet nicht, und iſt im Begriff zu gehen.)

Duſchmanta (bei Seite).

Wie? ſie geht ſchon fort? (Er ſteht auf, als wollte er ſie zurückhalten, beſinnt ſich aber.) Die Handlungen des Verliebten ſind ſo übereilt, wie ſein Gemüth bewegt iſt; mich, den die Leidenſchaft antreibt, der Einſiedlerstochter zu folgen, mich hält die Pflicht zurück.

Priyamwada (tritt zur Sakontala).

Meine erzürnte Freundin, du darfſt nicht fort.

Sakontala

(tritt zurück und ſieht ſie finſter an).

Was kann mich halten?

Priyamwada.

Du biſt mir, laut unſerer Abrede, noch die Arbeit ſchuldig, zwei Sträuche zu begießen. Erſt löſe deine Schuld, um dein Gewiſſen zu beruhigen, dann magſt du gehen, wenn du willſt.

(Hält ſie.)

Duſchmanta.

Die Jungfrau iſt müde, dünkt mich, vom vielen Begießen ihrer geliebten Pflanzen. Wie friſche Blüthen die Stengel, ſo ſchmücken ihre Hände die ſorglos hinunterhangenden Arme; ihr Buſen bebt von tiefen Athemzügen; und ihre gelöſten Locken, denen das Band jetzt entfällt, faßt eine der lieblichen Hände. Erlaube mir, daß ich die Schuld hiermit für ſie bezahle. (Er gibt Priyamwada ſeinen Ring. Beide Mädchen, indem ſie auf dem Ringe den eingegrabenen Namen Duſchmanta leſen, ſehen einander mit Verwunderung an.) Es iſt eine Kleinigkeit, die deiner Aufmerkſamkeit nicht werth iſt, doch ſchätze ich's, als ein Geſchenk des Königs.

Priyamwada.

Dann mußt du ihn nicht weggeben. Auf dein bloßes Wort erlaß ich ihr von dieſem Augenblick die Schuld.

(Sie gibt den Ring zurück.)

Anuſuya.

Jetzt, Sakontala, biſt du frei, durch die Güte dieſes Herrn — oder vielleicht iſt's gar ein Monarch, der dich ſo begünſtigt hat. Wohin willſt du jetzt gehen?

Sakontala (bei Seite).

Soll mich's nicht wundern, wenn ich über allen dieſen Dingen bei Sinnen bleibe?

Priyamwada.

Gehſt du nicht, Sakontala?

Sakontala.

Bin ich Euch unterthan? Ich werde gehen, wenn es mir gefällt.

Duſchmanta
(bei Seite, indem er Sakontala anſieht).

Entweder fühlt ſie für mich, wie ich für ſie, oder ich bin vor Freuden außer mir. Sie redet mich nicht an, und horcht doch ſorgfältig, wenn ich ſpreche. Sie hat ſich nicht in ihrer Gewalt; ihre Augen ſind beſtändig auf mich gerichtet.

Hinter der Scene.

Ihr frommen Einſiedler, hütet, rettet die Thiere dieſes geheiligten Waldes! Der König Duſchmanta jagt heute darin. Der Staub, den die Hufe ſeiner Pferde emportreiben, wie ſie auf die röthlichen Kieſel, röthlich wie die frühe Morgendämmerung, treten, fällt wie Schwärme verderblichen Mehlthaus au die geweihten Zweige, an denen Eure Mäntel von gewebter Rinde hängen, naß vom Waſſer des Fluſſes, worin ihr gebadet habt.

Duſchmanta (bei Seite).

Meine Leute werden mich geſucht haben, und beunruhigen jetzt dieſen ſtillen Aufenthalt.

Hinter der Scene.

Hütet euch, ihr Einſiedler, vor jenem Elephanten, der daherkommt, und Alles niederwirft, was ſich ihm widerſetzt. Jetzt legt er ſeinen Rüſſel um einen hohen Aſt, der ihm im

Wege ſteht; jetzt verwickelt er ſich in die ſchlängelnden Stengel des Wratati. Ach, wie werden unſere heiligen Gebräuche geſtört! die geſchützten Heerden zerſtreut! Der wilde Elephant, aufgeſchreckt durch die ungewöhnliche Erſcheinung eines Wagens, verwüſtet unſern Wald.

Duſchmanta (bei Seite).

Ich beleidige wider Willen die frommen Waldbrüder; ich muß nur gleich zu ihnen.

Priyamwada.

Edler Fremdling! wir fürchten uns vor dem wüthenden Elephanten, und ſind ganz verwirrt. Erlaube, daß wir uns in die Hütte des Einſiedlers verbergen.

Anuſuya.

O Sakontala, die ehrwürdige Matrone wird deinetwegen in großen Aengſten ſein. Komm nur geſchwinde, daß wir Alle in Sicherheit kommen.

Sakontala (geht langſam).

O weh! ich kann nicht weiter; plötzlich ſchmerzt mich's in der Seite.

Duſchmanta.

Fürchtet nichts, liebenswürdige Mädchen. Ich will ſchon ſorgen, daß in euren geheiligten Hainen Alles ruhig bleibe.

Priyamwada.

Vortrefflicher Fremdling! wir wußten nichts von deinem Range; du verzeihſt uns, daß wir dir nicht alle gebührende Ehre erzeigten; wir bitten, du wolleſt uns das Vergnügen eines Beſuchs wieder gönnen, ſo unvollkommen auch die Beweiſe der Gaſtfreundſchaft waren, womit wir dich empfingen.

Duſchmanta.

Ihr laßt eurem Verdienſte keine Gerechtigkeit widerfahren. Euer Anblick, meine Schönen, gereicht mir zur hinreichenden Ehre.

Sakontala.

Ach Anuſuya! ein ſpitzer Halm von Kuſſagras verwundet meinen Fuß; und da! mein Kleid von Rinde hängt an den

Zweigen des Kuruwaka. Hilf mir mich loszumachen und unterſtütze mich. (Sie geht ab, indem ſie ſich von Zeit zu Zeit nach dem König umſieht und ſich auf die Mädchen ſtützt.)

Duſchmanta (ſeufzend).

Sie ſind Alle fort; und ich muß leider auch fort. Einen kleinen Augenblick lang war ich im Anblick der unvergleichlichen Sakontala beglückt. Meine Bedienten will ich in die Stadt ſchicken, und mich ohnweit dieſes Waldes lagern. Nichts kann mich abziehen von der ſüßen Beſchäftigung, ſie in Gedanken anzuſchauen. Kann ich anders? Zwar bewegt ſich mein Körper vorwärts, aber mein unruhiges Herz eilt zurück zu ihr; wie ein leichtes Schilfblatt, das, an einem Stabe gegen den Wind getragen, immerfort in entgegengeſetzter Richtung flattert.

(Geht ab.)

Zweiter Autzug.

Scene: eine Ebene, mit des Königs Gezelten am Rande des Waldes.

Madhawya (ſeufzt und beklagt ſich).

Eine ſchöne Erholung! — Ach! ich möchte vergehen vor Müdigkeit. — Mein Freund, der König, hat einen ſeltſamen Geſchmack. — Was ſoll ich von einem König denken, der das unnütze Jagen ſo leidenſchaftlich treibt. — „Hier läuft eine Gazelle! dort geht ein Eber!“ — Anders wiſſen wir nichts zu ſprechen. — Am hohen Mittag ſogar, in der ſengenden Hitze, wenn kein Baum im Walde Schatten gibt, müſſen wir hüpfen und ſpringen, wie die Thiere, denen wir nachlaufen. — Sind wir durſtig, ſo haben wir nichts zu trinken als das Bergwaſſer der Gießbäche, das nach gebrannten Steinen und ekelhaften Blättern ſchmeckt. — Sind wir hungrig? ſo verſchlingen wir gierig das magere Wildpret, und noch obendrein gebraten, bis es ſtockdürr iſt. — Ruhe ich des Nachts einen Augenblick? gleich ſcheucht der Tritt der Pferde und Elephanten meinen Schlummer, oder die Sklavinnenſöhne brüllen: „mehr Wildpret, mehr Wildpret her!“ und wie lange währt's, ſo durchdringt mein Ohr das Geſchrei: „Auf! in den Wald, auf! auf!“ — Das iſt der Jammer noch nicht alle; die alten Wunden brennen noch, und es ſetzt ſchon wieder neuen Schmerz ab. Wie ſich der König von uns trennte, um ein einfältiges Reh zu jagen, hat er ſich, merk' ich, in jene Einſamkeit verirrt. Dort, o unendlicher Kummer! hat er des Einſiedlers Tochter, eine gewiſſe Sakontala, geſehen, und von dem Augenblicke an

iſt gar mit keiner Sylbe mehr die Rede von Rückkehr nach der Stadt! Ich habe die ganze Nacht vor allen den traurigen Gedanken kein Auge geſchloſſen. Ach! wenn wird's endlich wieder nach Hauſe gehn? Ich kann meinen lieben Freund Duſchmanta nicht anſichtig werden, ſeitdem er ſo drauf verſeſſen iſt, noch eine Frau zu haben. (Sieht nach der Seite hin.) Ah! da iſt er! — Wie verändert? Ja, den Bogen hat er noch in der Hand, aber ſtatt der königlichen Binde trägt er einen Kranz von Waldblumen. Er kommt; ich muß meine Anſtalten machen. (Er ſteht auf ſeinen Stab gelehnt und ſpricht laut.) So will ich hier einen Augenblick ausruhen.

Duſchmanta
(wie er oben beſchrieben ward, ſeufzend, für ſich).

So leicht erlangt man ſie nicht, die Geliebte. Doch die Art, wie ſie gerührt zu ſein ſcheint, flößt meinem Herzen Zuverſicht ein; o gewiß! hat uns das Glück der Liebe noch nicht gelächelt, ſo ſind doch Beider Neigungen auf Vereinigung gerichtet. (Lächelnd.) So pflegen Liebende ſich ſelbſt mit angenehmen Vorſtellungen zu täuſchen, wenn ſie mit allen Kräften der Seele am geliebten Gegenſtande hängen! Doch nein; ich täuſche mich nicht. Selbſt wenn ſie ihre Geſpielinnen anſah, glänzte Zärtlichkeit in ihren Augen; bewegte ſie die zierlichen Arme, ſo ſanken ſie, wie von Liebe ermattend; wie ihre Freundin gegen ihr Weggehn Einwendung machte, ſprach ſie zürnend — Alles, alles, wer kann zweifeln, hat mir gegolten. Wie ſcharfſichtig iſt doch die Liebe, ihren Vortheil zu erſpähen!

Madhawya (gebückt wie zuvor).

Großer Fürſt! meine Hände kann ich nicht bewegen, nur mit den Lippen bin ich noch im Stande, einen Segen über dich zu murmeln. Sieg dem Könige!

Duſchmanta (ſieht ihn lächelnd an).

Ei, Freund Madhawya, wie biſt du zum Krüppel geworden?

Madhawya.

Du ſchlägſt mit eignen hohen Händen mir ins Auge, und fragſt noch, wovon es thränt?

Duſchmanta.

Sprich verſtändlicher. Ich weiß nicht, was du willſt.

Madhawya.

Sieh dort den Wetasbaum, der im Fluſſe zuſammengebogen iſt. Iſt er krumm, ich bitte dich, aus eignem freiem Willen, oder hat's die Gewalt des reißenden Stroms gethan?

Duſchmanta.

Wahrſcheinlich bog ihn der Strom.

Madhawya.

Und mich, eure Majeſtät.

Duſchmanta.

Wie ſo, Madhawya?

Madhawya.

Ziemt es dir, die wichtigen Angelegenheiten des Reichs zu verlaſſen, und den reizenden Aufenthalt in deinem Palaſt, um hier wie ein Waldbruder zu wohnen? Kannſt du im Walde Rathsverſammlung halten? Ich, ein ehrwürdiger Brame, kann meine Hände und Füße nicht mehr brauchen; ſie ſind verrenkt und gelähmt, weil ich den lieben langen Tag hinter den Hunden und den wilden Thieren herlaufe. Ich bitte dich, ſchenke mir die Erlaubniß, nur einen Raſttag zu halten.

Duſchmanta (bei Seite).

So klagt der arme Schelm, indeß ich ſelbſt, wenn ich an Kanna's Tochter denke, ſo wenig Luſt zu jagen habe als er. Wie kann ich dieſen Bogen ſpannen und einen Pfeil an die Sehne legen, um die ſchönen Rehe zu ſchießen, die mit meiner Geliebten in Einem Walde wohnen, und den Glanz der Augen von dem ihrigen entlehnen?

Madhawya (ſieht den König ſtarr an).

Was für ein Plan beſchäftigt deinen königlichen Sinn? Ich habe, wie es ſcheint, in die Wildniß geſchrieen.

Duſchmanta.

Ich ſinne nur, wie ich den Wunſch meines alten Freundes befriedigen kann.

Madhawya (freudig).

Nun dann, lange lebe der König!
(Er richtet ſich, doch mit einem Anſchein von Schwäche, in die Höhe.)

Duſchmanta.

Bleib; höre mich aufmerkſam.

Madhawya.

Der König befehle!

Duſchmanta.

Sobald du ausgeruht haſt, werd' ich deiner zu einem Geſchäfte bedürfen, das dich nicht ermüden wird.

Madhawya.

Was in aller Welt kann das ſein, wenn's nicht Reisbrei eſſen iſt.

Duſchmanta.

Zu ſeiner Zeit wirſt du's ſchon erfahren.

Madhawya.

Ich werd' es mit Freuden vernehmen.

Duſchmanta.

Holla! wer iſt da?

Der Kämmerer.

Der Monarch geruhe mir ſeinen Befehl zu ertheilen.

Duſchmanta.

Raiwataka! befiehl dem Feldherrn hereinzukommen.

Der Kämmerer.

Ich gehorche. (Er geht hinaus und kommt mit dem Feldherrn zurück.) Eile! der König ſteht und wartet auf dich.

Der Feldherr
(bei Seite, indem er den König anſieht).

Wie kommt's, daß die Jagd, welche bei den Sittenlehrern ein Laſter heißt, in den Augen eines Königs eine Tugend ſcheint? Denn thäte ſie das nicht, wie hätte ſonſt die unauf-

hörliche Anſtrengung in der Hitze unſern Herrn ſo abgezehrt, daß die Sonnenſtrahlen faſt gar nicht mehr auf ihn wirken. Wie groß er iſt! uns anderen kleinen Menſchen ſieht er aus wie ein Elephant, der auf einem Berge weidet; er iſt lauter Seele! (Laut, indem er ſich dem König nähert.) Möge unſer Herrſcher ſtets ſiegreich ſein! Dieſer Wald, o König, wird von Raubthieren beſucht; wir bemerken die Spur ihrer ungeheuren Füße auf jedem Pfade. Was für Befehle gefällt es dir zu ertheilen?

Duſchmanta.

Bhadraſena! dieſer moraliſirende Madhawya hat unſeren Luſtbarkeiten Einhalt gethan, und uns das Vergnügen der Jagd unterſagt.

Der Feldherr (bei Seite zu Madhawya).

Freund, ſei ſtandhaft und bleib bei deiner Rede, indeß ich des Königs wahre Geſinnung erforſche. (Laut). O mein König, der Narr ſpricht albern. Bedenke die Freuden der Jagd. Es iſt wahr, der Körper zehret ab; allein er wird nur deſto leichter und gewandter in allen Uebungen. Sieh, wie die wilden Thiere von verſchiedener Art bald Furcht, bald Wuth blicken laſſen. Gibt es einen Genuß über den des ſtolzen Bogenſchützen, wenn ſein Pfeil das Ziel im Fluge trifft? — Mit welchem Rechte nennt man die Jagd ein Laſter? Wahrlich! es gibt keinen Zeitvertreib, der ſich damit vergleichen ließe!

Madhawya (als wär' er zornig).

Fort, du falſcher Schmeichler! Der König folgt ſeinem natürlichen Hange, das läßt ſich entſchuldigen; du aber, du Sklavenſohn! haſt keine Entſchuldigung. Fort in den Wald! Wollt' ich doch, daß ein Tiger oder ein alter Bär dich gepackt hätte, ſtatt des Schakals, dem er auflauerte, deſſen Ebenbild du biſt.

Duſchmanta.

Wir haben hier, Bhadraſena, unſer Lager ohnweit einer heiligen Einſiedelei aufgeſchlagen; daher kann ich für jetzt deinen Lobſprüchen auf die Jagd keinen Beifall geben. Heute, ſag' ich, ſollen die wilden Büffel ungeſtört ſich wälzen im ſeichten Waſſer, oder den Sand mit ihren Hörnern in die Höhe werfen; die

Antelopenheerde, im dichteſten Schatten verſammelt, ſoll wiederkäuen ohne Furcht; die ungeheuren Eber ſollen am Rande jenes Teiches die Wurzeln der Pflanzen aufwühlen, und mein Bogen hier ſoll mit abgeſpannter Sehne ruhen!

Der Feldherr.

Wie unſer Herr befiehlt.

Duſchmanta.

Ruft die Bogenſchützen zurück, die vor mir vorangegangen ſind; verbietet den Offizieren, ſich von dieſem heiligen Hain zu entfernen. Daß ſie ja ſich hüten, die Frommen zu reizen. Duldſame Tugend iſt das auszeichnende Verdienſt heiliger Männer, aber in ihrem Buſen bergen ſie eine verzehrende Flamme; wie der Karfunkel, der natürlich kalt anzufühlen iſt, die Hand verbrennt, wenn er die Sonnenſtrahlen eingeſogen hat.

Madhawya.

Nun geh und triumphire von den Freuden der Jagd.

Der Feldherr.

Des Königs Befehle werden vollſtreckt. (Er geht ab.)

Duſchmanta (zu ſeinem Gefolge).

Legt eure Jagdkleider ab; und du, Raiwataka, warte in der Nähe.

Der Kämmerer.

Ich werde gehorchen. (Geht ab.)

Madhawya.

So! die Luft iſt wieder rein; es iſt keine Fliege geblieben. Ich bitte dich, auf dieſem Pflaſter von glatten Kieſeln laß dich nieder, und der Schatten dieſes Baums ſei dein Baldachin. Ich ſetze mich zu dir; denn mich verlangt zu wiſſen, — was mir keine Mühe machen wird.

Duſchmanta.

Geh du nur erſt hin und ſetze dich.

Madhawya.

Komm mein königlicher Freund.

(Sie ſetzen ſich Beide unter einen Baum.)

Duſchmanta.

Freund Madhawya! deine Augen haben noch nicht den Anblick eines Gegenſtandes genoſſen, der vor allen am meiſten geſehen zu werden verdient.

Madhawya.

Ei, ja wohl! ſie haben ja einen König vor ſich.

Duſchmanta.

Die Menſchen pflegen zwar vortheilhaft von ſich ſelbſt zu urtheilen; aber diesmal meinte ich Sakontala, die glänzendſte Zierde dieſer Wälder.

Madhawya (bei Seite).

Ich werde mich wol hüten, dieſe Leidenſchaft zu nähren. (Laut.) Was kannſt du gewinnen, wenn du ſie auch ſiehſt? Sie iſt eines Bramen Tochter, mithin keine Partie für dich.

Duſchmanta.

Wie? Starren die Menſchen den Neumond an, mit aufgehobenem Haupte und unverwandten Augen, in der Hoffnung, ihn zu beſitzen? Doch, du ſollſt wiſſen, Duſchmanta's Herz hängt nicht an einem Gegenſtande, den er zu beſitzen verzweifeln müßte.

Madhawya.

Das wäre! Erkläre dich.

Duſchmanta.

Sie iſt eines frommen Fürſten und Kriegers Tochter, von einer himmliſchen Nymphe geboren; und da ihre Mutter ſie auf der Erde zurückgelaſſen hatte, pflegte Kanna ihrer; wie eine friſche Malatiblume, wenn ſie ihr Haupt am Stengel ſenkt, im Sonnenlichte ſich wieder aufrichtet und entfaltet.

Madhawya (lachend).

Dein Verlangen, dieſes Landmädchen zu beſitzen, da du ſchon Weiber, glänzend wie Edelſteine, in deinem Palaſt wohnen haſt, gleicht dem Gelüſte eines Menſchen, der den Geſchmack an Datteln verloren hat, und ſaure Tamarinden begehrt.

Duſchmanta.

Kenneteſt du ſie, du ſprächſt nicht ſo ungezähmt.

Madhawya.

Nun, es verſteht ſich, was ein König bewundert, muß freilich der Inbegriff alles Reizenden ſein.

Duſchmanta (lächelnd).

Es bedarf keiner weitern Beſchreibung. Wenn ich die Macht des Brama und ihre Züge zugleich erwäge, ſo verdunkelt, wie mich dünkt, die Schöpfung eines ſo unerreichbaren Kleinods, alle ſeine übrigen Werke. Gebildet ward ſie und gleichſam abgedruckt in dem ewigen Gemüthe, das in ſeiner äußerſten Anſtrengung die Ideale vollkommner Geſtalten hervorrief und die von ihnen entlehnten Schönheiten zu einem Ganzen vereinigte.

Madhawya.

So muß ſie alle übrigen Schönen verächtlich machen.

Duſchmanta.

Nach meinem Sinne thut ſie's in der That. Noch weiß ich nicht, welcher geſegnete Bewohner dieſer Erde zum Beſitzer dieſer tadelloſen Schönheit auserkoren iſt. Jetzt gleicht ſie einer Blüthe, deren Wohlgeruch ſich noch nicht verbreitet hat; einem jungen Blatt, das noch keine Hand vom Stiele riß; einem reinen Diamanten, den noch kein Schleifer berührte; dem friſchen Honig, deſſen Süßigkeit noch nicht gekoſtet ward, oder beſſer — der himmliſchen Frucht vereinigter Tugenden, zu deren Vollkommenheit man nichts mehr hinzuthun kann.

Madhawya.

So eile nur, oder dieſes Tugendfrüchtchen wird irgend einem frommen Bauernlümmel in die Hand fallen, deſſen Haar von Seſamöl glänzt.

Duſchmanta.

Sie hängt nicht von ſich ab, und ihr Pflegevater iſt fern.

Madhawya.

Wie iſt ſie gegen dich geſinnt?

Duſchmanta.

Freund, die Jungfrauen in eines Eremiten Familie pflegen zurückhaltend zu ſein. Allein ſie blickte mich an, und wollte doch nicht darauf ertappt werden; dann lächelte ſie, und brachte auf etwas Anderes die Rede. Es iſt die Art der Liebe, ſich nicht plötzlich mitzutheilen, und bis jetzt kann ich nicht ſagen, daß ſie in ihrem Benehmen gegen mich ſich ganz zu erkennen gibt, aber auch eben ſo wenig, daß ſie ſich ganz verbirgt.

Madhawya (lacht).

So im Vorübergehn geſehn, hat ſie ſchon von deinem Herzen Beſitz genommen?

Duſchmanta.

Indem ſie mit ihren beiden Geſpielinnen umherging, ſah ich ſie noch beſſer, und meine Leidenſchaft für ſie ſtieg nur noch höher. Lieblich, doch unwahr, ſagte ſie: „Die Spitzen des Kuſſagraſes verwunden meine Füße;“ jetzt ſtand ſie ſtill; bald wieder that ſie einige Schritte vorwärts; dann wendete ſie ihr Geſicht zurück, unter dem Vorwand ihren Mantel von gewebter Rinde loszumachen von den Zweigen, die ihn doch nicht gefangen hielten.

Madhawya.

Mit der Antelopenjagd haſt du angefangen; jetzt treibſt du ein anderes Wild auf. Das iſts alſo vermuthlich, weswegen du den geweihten Hain ſo lieb gewonnen haſt.

Duſchmanta.

Jetzt, das Geſchäft für dich, wovon ich vorhin ſprach. Du, als ein Brame, mußt irgend einen Vorwand ausfindig machen, damit ich mich zum zweitenmal in jenen Zufluchtsort der Tugend begeben könne.

Madhawya.

Und mein Rath iſt dieſer: Erinnere dich, daß du König biſt.

Duſchmanta.

Was folgt?

Madhawya.

„Ha! befehlt den Einſiedlern mir meinen ſechſten Theil ihres Getreides zu bringen.“ Sprich du dies, und begib dich ohne Beſorgniß in den Hain.

Duſchmanta.

Nein, Madhawya. Sie zahlen einen andern Tribut, ſie, die alles Gold und Geſchmeide der Welt verlaſſen haben, und weit köſtlichere Schätze beſitzen. Der Reichthum der Fürſten, von den vier Klaſſen ihrer Unterthanen erhoben, iſt vergänglich; die Frommen hingegen geben uns ein Sechstheil der Früchte ihrer Gottesfurcht; Früchte, die nimmermehr vergehen!

Hinter der Scene

O wir Glücklichen! das Ziel unſrer Wünſche iſt erreicht.

Duſchmanta.

Ja! ich höre die Stimme frommer Einſiedler.

Der Kämmerer.

Sieg dem Könige! Zwei Jünglinge, eines Einſiedlers Söhne, warten auf meinem Poſten, und bitten um Gehör.

Duſchmanta.

Laßt ſie herein, ohne Verzug.

Kämmerer.

Wie der König befiehlt. (Geht hinaus und kommt mit den beiden Bramen zurück.) Kommt nur, kommt hierher.

Erſter Brame (indem er den König erblickt).

Wie viel Zuverſicht flößt nicht dieſer herrliche Anblick ein; Oder entſpringt ſie vielmehr aus ſeiner Neigung zur Tugend und Heiligkeit? Wie kömmts, daß meine Furcht verſchwindet? In dem Walde, der uns jeden Genuß gewährt, nimmt er jetzt ſeinen Aufenthalt, und ſo ernſtlich er ſich unſere Beſchützung angelegen ſein läßt, ſteigt doch mit jedem Tage ſeine Andacht. — Das Lob eines Herrſchers, der über ſeine Leidenſchaften den Sieg davongetragen hat, ſteigt gen Himmel. Begeiſterte Dichter ſingen immerdar: „Seht den tugendhaften Fürſten!“ aber

bei uns ſteht der königliche Name voran: „Seht, unter Königen, den Weiſen!“

Zweiter Brame.

Freund, iſt das der wahrhaft tugendreiche Duſchmanta?

Erſter Brame.

Er iſts.

Zweiter Brame.

So wundre ich mich nicht, daß er allein, deſſen Arm ſtark und erhaben iſt, wie der Hauptriegel an den Thoren ſeiner Stadt, die ganze Erde beſitzt, des Oceans dunkle Grenze; oder daß die Götter von Swerga, die furchtbar kämpfen mit den böſen Mächten in der Schlacht, es laut verkünden, ſein geſpannter Bogen habe den Sieg gewonnen, nicht Indras Donnerkeil.

Beide (ſich nähernd).

Sei ſiegreich, o König!

Duſchmanta (ſteht auf).

Ich grüße euch beide ehrfurchtsvoll.

Beide.

Segen über dich!

Duſchmanta (ehrerbietig).

Darf ich die Veranlaſſung dieſes Beſuchs erfahren?

Erſter Brame.

Unſern Herrſcher grüßen die frommen Bewohner dieſer Wälder, und flehen —

Duſchmanta.

Wie lautet ihr Befehl?

Erſter Brame.

In Kanna's, unſeres geiſtlichen Führers Abweſenheit, ſtören feindſelige Dämonen unſern heiligen Wohnort. Du welleſt demnach geruhen, von deinem Wagenführer begleitet, Herr unſeres Schutzorts zu ſein, wenn auch nur auf wenige, kurze Tage.

Duſchmanta (ſchnell).

Durch eure Einladung erweiſet ihr mir die größte Gunſt.

Madhawya (bei Seite).

O die vortrefflichen Beförderer deines Plans! Sie ziehen dich ja mit den Haaren herbei, aber nicht wider deinen Willen.

Duſchmanta.

Raiwataka! befiehl dem Führer meinen Wagen zu bringen, nebſt Bogen und Köcher.

Der Kämmerer.

Ich gehorche. (Geht hinaus.)

Erſter Brame.

Dieſe Herablaſſung ziemt dir, dem allgemeinen Beſchützer.

Zweiter Brame.

So erfüllen Puru's Nachkommen das Verſprechen, ihre Unterthanen von der Furcht vor Gefahren zu befreien.

Duſchmanta.

Geht voran, heilige Männer! ich folge euch unverzüglich.

Beide.

Sei ſtets ſiegreich! (Sie gehen ab.)

Duſchmanta.

Wirſt du dich nicht freuen, lieber Madhawya, meine Sakontala zu ſehen?

Madhawya.

Anfänglich hatte ich nichts dawider; aber jetzt hätte ich unendlich viel einzuwenden, ſeit der Geſchichte mit den Dämonen.

Duſchmanta.

O fürchte nichts, du bleibſt in meiner Nähe.

Madhawya.

Und hoffentlich wirſt du auch Zeit haben, mich vor ihnen zu ſchützen?

Der Kämmerer.

Siegreich ſei unſer Herrſcher! Der königliche Wagen iſt bereit, und Alles erwartet deine ſiegreiche Ankunft. Auch iſt Karabba, ein Bote von der Königin-Mutter, ſo eben aus der Stadt angelangt.

Duſchmanta.

Kommt er wirklich von der verehrungswürdigen Königin?

Der Kämmerer.

Ohn' allen Zweifel.

Duſchmanta.

Laßt ihn vor. (Der Kämmerer geht hinaus und kommt mit dem Boten wieder.)

Der Kämmerer.

Dort ſteht der König. O Karabba, nahe dich zu ihm mit Ehrfurcht.

Karabba (wirft ſich zur Erde).

Der König ſei ſiegreich immerdar! Die königliche Mutter ſendet dieſe Botſchaft —

Duſchmanta.

Sag' an ihren Befehl.

Karabba.

Innerhalb vier Tagen wird der gewöhnliche Faſttag wegen der Thronbeſteigung ihres Sohnes gefeiert, und des Königs Gegenwart (Verlängerung der Tage ihm!) wird alsdann nöthig ſein.

Duſchmanta.

Von einer Seite, dieſer Auftrag der heiligen Bramen; von der andern, ein Befehl von meiner verehrten Mutter; beides heilige Pflichten, deren keine verſäumt werden darf.

Madhawya (lacht).

Schwebe zwiſchen beiden, wie der König Triſanku zwiſchen Himmel und Erde, als die frommen Männer riefen: „Steige!" und die Götter von Swerga: „Falle!"

Duſchmanta.

Im Ernſte, ich bin in großer Verlegenheit, zumal, da die Entfernung der beiden Orte, wohin die Pflicht mich ruft, ſo groß iſt: mein Gemüth iſt einem Strom ähnlich, deſſen Lauf durch Felſen in ſeiner Mitte getheilt wird. (Sinnt nach.) Freund Madhawya, meine Mutter hat dich großgezogen, wie ihren eigenen Sohn, mir zum Geſpielen, und um mir Freude zu machen in meiner Kindheit. Du kannſt meine Stelle bei den Andachten der Königin ſchicklich vertreten. Kehre daher zurück in die Stadt, und erzähle ihr die Verlegenheit, worin mich der Auftrag dieſer ehrwürdigen Waldbewohner verſetzt.

Madhawya.

Es ſoll geſchehen; — aber, du haſt doch nicht im Ernſte geglaubt, daß ich mich vor den Dämonen fürchtete?

Duſchmanta.

Wie kommſt du Erzbramine dazu, auf einmal ſo keck zu thun?

Madhawya.

O ich bin jetzt ein junger König!

Duſchmanta.

Ja freilich; ich werde mein ganzes Gefolge abfertigen, um eure Hoheit begleiten zu laſſen, indeß ich die Unruhen dieſer Einſiedelei beendige.

Madhawya (ſchreitet einher).

Sieh, ich bin ein regierender Fürſt.

Duſchmanta (bei Seite).

Dieſer windige Brame mit ſeinem Leichtſinn könnte mein jetziges Vorhaben den Weibern im Palaſt verrathen. Ich muß ihm auf eine falſche Spur helfen. (Er nimmt Madhawya bei der Hand.) Ich verſichere dich, ich gehe lediglich aus Achtung für die frommen Einſiedler in den Wald, nicht daß ich für die Tochter eines Waldbruders eine Neigung empfände. Wie weit bin ich nicht über ein Mädchen erhöht, das mitten unter den Antelopen erzogen ward, ein Mädchen noch dazu, deren Herz die Liebe

ewig fremd bleiben muß! — Ich erfand das Geſchichtchen blos zu meinem Zeitvertreib.

Madhawya.

Allerdings — blos zu deinem Zeitvertreib!

Duſchmanta.

So fahre wohl, Freund; verrichte getreulich deinen Auftrag, indeß ich gehe — die Waldbrüder zu ſchützen.

(Alle gehen ab.)

Dritter Aufzug.

Scene: die Einſiedelei im Hain.

Ein Schüler des Einſiedlers trägt geweihtes Gras.

Der Schüler (nachdenkend und erſtaunt).

Wie groß iſt Duſchmanta's Macht! Kaum hatte der Monarch mit ſeinem Wagenführer unſern Hain betreten, ſo konnten wir ungeſtört die heiligen Gebräuche verrichten. Wer vermag ihn in Worten zu ſchildern? Zielt er blos ſeinen Pfeil, erklingt nur ſeine Bogenſehne, ſchnurrt der zitternde Bogen nur, ſo zerſtreut er plötzlich unſere Widerwärtigkeiten. Ich bringe ſchon dieſes Gebund von friſchem Kuſſagras den Prieſtern, die es um den Opferplatz ſtreuen müſſen. (Er ſieht in die Scene.) Wie, Priyamwada? für wen trägſt du die Salbe von Uſirawurzel, und die Waſſerlilienblätter? (Er horcht.) Hör' ich recht? Von der Sonnenhitze hätte Sakontala ſehr gelitten, und du hätteſt ihr eine kühlende Arznei geholt? Daß ſie ja ſorgfältig gewartet werde, meine Priyamwada! denn ſie iſt der Liebling unſeres ehrwürdigen Vaters Kanna. Ich werde ihr, durch Gautami's Hand, ein heilendes Waſſer ſchicken, das in der (Ceremonie) Waitana geweiht worden iſt. (Er geht ab.)

Duſchmanta.

(tritt auf, als ein verzweifelnder Liebhaber.)

Ich weiß, wieviel die Frömmigkeit über ſie vermag. Sie wird Niemandem, außer Kanna, das Recht zugeſtehen, ſie wegzugeben; ich weiß es nur allzugewiß. Dennoch kann mein Herz

ſo wenig zu ſeiner vorigen Ruhe wiederkehren, als das Waſſer die Höhe erſteigen, von welcher es herabſtürzte. O Gott der Liebe, wie können deine Pfeile ſo ſcharf ſein, da ſie nur mit Blumen zugeſpitzt ſind! Jetzt entdeck' ich die Urſache ihrer Schärfe. Ihre Spitzen ſind Flammen, die Hara's Zorn angezündet hat, und die noch dieſen Augenblick wie das Barawafeuer unter den Fluthen brennen. Wie könnteſt du anders, der du ſelbſt zu Aſche verbrannteſt, noch jetzt die Herzen entzünden? Du und der Mond, ob ihr gleich Vertrauen zu verdienen ſcheint, ſo hintergeht ihr doch aufs grauſamſte uns arme Liebhaber. Wenn man liebt, wie ich, ſo hat man Unrecht, dir blumige Geſchoſſe, und dem Monde kühlende Strahlen zuzuſchreiben. Der Mond ſchüttet Feuer herab auf uns, mit ſeinen thaureichen Strahlen, und du ſchärfſt mit ſchneidenden Diamantenſpitzen die Pfeile, welche nur mit Blüthen befiedert ſcheinen. Entzücken gewährte mir gleichwol dieſer Gott, mit dem Fiſch in ſeinem Panier, ob er gleich mich in der Seele verwundet, wenn er mich nur mit Hülfe meiner Geliebten vernichten wollte, deren Augen groß und ſchön ſind, wie die Augen des Rehes. O du mächtige Gottheit, haſt du kein Mitleid, wenn ich ſo deine Eigenſchaften anbete? Hunderte meiner eitlen Gedanken, o Liebe! fächeln dein Feuer zur Glut. — Ziemt es dir, deinen Bogen bis ans Ohr zu ſpannen, damit der Pfeil, den du nach meiner Bruſt zieleſt, mich tiefer verwunde? — (ſeufzend) Nichts kann mir Linderung geben, als der Anblick meiner Geliebten. — (Er blickt auf.) Dieſen glühendheißen Mittag wird Sakontala mit ihren Geſpielinnen gewiß am Ufer dieſes von Tamalas beſchatteten Fluſſes zubringen. Recht ſo: ich will ihm näher treten. (Geht umher und ſpäht.) Meine ſüße Freundin hat, wie mich dünkt, kürzlich unter dieſer Reihe von jungen Bäumen gewandelt, denn ich ſehe die Stengel der Blumen, die ſie wahrſcheinlich pflückte, noch unverwelkt; und von dieſen friſchen, eben abgeſtreiften Blättern fließt noch der Milchſaft. (Er fühlt ein wehendes Lüftchen.) Welch eine köſtliche Luft an dieſem Ufer! Umfangt mich hier, ſäuſelnde Winde, weht mir Wohlgerüche von den Waſſerlilien zu, und kühlt meine Bruſt, die der unkörperliche Gott entzündet, kühlt ſie mit den flüſſigen Theilchen, die ihr der Welle des Malini raubt! — (Er ſieht auf die Erde.) Glücklicher! Sakontala muß ſich irgendwo in dieſem Labyrinth von blühenden Schlingenſtauden aufhalten, denn im gelben Sande,

am Eingang jener Laube erblick' ich friſche Tritte, vorn ein wenig erhöht, und hinten eingedrückt vom Gewicht ihrer niedlichen Glieder. Hinter dieſem dicken Laubgebüſch ſeh' ich beſſer. (Er verſteckt ſich und ſpäht ſorgfältig.) — Jetzt genießen meine Augen den vollen Anblick. Die Geliebte meines Herzens, mit ihren beiden treuen Begleiterinnen ruht auf einem glatten Felſen mit friſchen Blumen beſtreut. Dieſe Zweige verbergen mich, indeß ich auf ihre liebliche Unterredung horche.

(Er ſteht verdeckt und ſchaut.)

Sakontala
mit ihren beiden Jungfrauen werden geſehen.

Die Mädchen (ſie lächeln).

Sage, geliebte Sakontala! erquickt dich die Luft, die wir mit unſern Fächern von breiten Lotosblättern erregen?

Sakontala (traurig).

Ach, warum gebt ihr, Lieben, euch dieſe Mühe? (Beide ſehen einander traurig an.)

Duſchmanta (bei Seite).

Sie ſcheint ſehr krank zu ſein. Woher kommt ihr dieſes heftige Fieber? Iſt die Urſache, was mein Herz mich überreden möchte — oder — (ſinnt). Ich verliere mich in Zweifeln. Ich ſehe, man hat ihr die Arznei, aus der balſamiſchen Uſira bereitet, auf ihren Buſen gelegt. Ihr einziges Armband iſt von den zarten Faſern der Waſſerlilienſtengel gemacht, und auch dieſes nur locker um ihren Arm gebunden. Dennoch iſt ſie auch als Kranke noch ſchön, von unvergleichlicher Schönheit. — So ſtehts um die Herzen der Jugend! Die Liebe und die Sonne können uns beide mit gleicher Glut durchdringen! aber die ſengende Sommerhitze führt nicht zum ſchönen Genuſſe, wie die Glut des jugendlichen Verlangens.

Priyamwada (bei Seite zur Anuſuya).

Bemerkteſt du nicht, wie der erſte Anblick unſeres frommen Monarchen auf das Herz unſerer Sakontala wirkte? Ich vermuthe, ihre Krankheit rührt nur daher.

Anuſuya (bei Seite zur Priyamwada).

Ich hege denſelben Verdacht, und will ſie geradezu fragen.

(Laut) Meine ſüße Sakontala, erlaube mir eine Frage. Was iſt die wahre Veranlaſſung deines Uebelbefindens?

Duſchmanta (bei Seite).

Jetzt muß es heraus. Aber ach! auf ihren Armſpangen von Lotos, wie Mondſtrahlen ſo glänzend, hat ihre Fieberhitze ſchwarze Flecken gezeichnet.

Sakontala (richtet ſich halb in die Höhe).

O ſagt, was vermuthet ihr?

Anuſuya.

Wir können unmöglich wiſſen, Sakontala, was in deinem Buſen vorgeht; allein es kommt uns vor, daß es dir geht, wie wirs oft in Liebesmährchen erzählen hörten. Sag' uns unverholen, was deine Krankheit verurſacht. Der Arzt kann nicht anfangen Hülfsmittel zu verordnen, ehe er die Urſache der Krankheit erfahren hat.

Duſchmanta (bei Seite).

Ich ſchmeichle mir mit demſelben Verdacht.

Sakontala (bei Seite).

Mein Schmerz iſt unleidlich; und gleichwol kann ich nicht eilen, die Veranlaſſung dazu zu entdecken.

Priyamwada.

Süße Freundin, Anuſuya ſpricht vernünftig. Bedenke die Heftigkeit deines Leidens. Es wird dich täglich mehr und mehr erſchöpfen, obwol du noch nichts von deiner unvergleichlichen Schönheit verloren haſt.

Duſchmanta (bei Seite).

Sehr wahr. Ihre Stirne iſt trocken; ihr Hals neigt ſich; ihr Körper iſt ſchlanker als zuvor; ihre Schultern ſinken ermattet; ihre Farbe welkt dahin; ſie gleicht einer Madhawiwinde, die der heiße Sturm verzehrt; lieblich zwar, auch in dieſer Verwandlung entzückt ſie meine Seele.

Sakontala (ſeufzend).

Was kann ich noch ſagen? Wozu ſollt' ich eure Bekümmerniß vermehren?

Priyamwada.

Eben darum, Geliebteſte, verlangen wir dein Geheimniß zu wiſſen. Wenn jede ihr Theil von deiner Unruhe trägt, wird deine eigne Laſt daran dir leichter werden.

Duſchmanta (bei Seite).

Aufgefordert von zwei Freundinnen, die Freude und Leid mit ihr theilen, muß ſie unfehlbar die verborgene Urſache ihrer Krankheit offenbaren; und ich, den ſie bei unſrer erſten Zuſammenkunft ſo zärtlich anblickte, harre mit ängſtlichem Verlangen auf ihre Antwort.

Sakontala.

Von dem Augenblick an, da ich den trefflichen Fürſten erblickte, der eben jetzt unſerm geheiligten Walde die Ruhe wieder gab, — (ſie hält inne und ſieht beſchämt).

Beide.

Rede weiter, liebſte Sakontala.

Sakontala.

Von dem Augenblick an, liebte ich ihn mit unwandelbarer Zärtlichkeit, und — das iſts, was mich jetzt niederwirft.

Anuſuya.

Zum Glück haſt du deine Neigung einem Manne geſchenkt, der deiner würdig iſt.

Priyamwada.

Konnte auch ein ſchöner Strom den Ozean verlaſſen, um in einen See zu fließen?

Duſchmanta (freudig).

Was ich ſehnlich zu wiſſen begehrte, haben ihre eigenen Lippen bekannt. Liebe verurſachte mein Leiden, Liebe hat mich geheilt; wie der Sommertag, wenn die Wolken ihn ſchwärzen, die ganze Thierſchöpfung von der Hitze rettet, die er ſelbſt verurſacht hatte.

Sakontala.

Wenn es euch nicht läſtig iſt, ſucht, ich bitte euch, ein Mittel, wie ich Gnade finde in des Königs Augen.

Duſchmanta (bei Seite).

Dies Geſuch verſcheucht alle meine Sorgen, und erfüllt mich mit Entzücken in dieſer peinlichen Lage.

Priyamwada (bei Seite zur Anuſuya).

Es wird ſchwer halten, meine Liebe, ein Heilmittel für ſie zu finden. Strenge nur alle deine Gemüthskräfte an, denn ihre Krankheit leidet keinen Aufſchub.

Anuſuya (bei Seite zur Priyamwada).

Auf welche Art läßt ſich ihre Kur beſchleunigen und zugleich geheimhalten?

Priyamwada (wie zuvor).

O geheimhalten iſt leicht; aber ſie ſchnell zu bewirken, hält beinah unüberwindlich ſchwer.

Anuſuya (wie vorhin).

Wie ſo?

Priyamwada.

Der junge König ſchien zwar auf den erſten Augenblick in ſie verliebt; das verriethen ſeine zärtlichen Blicke. Man will auch bemerkt haben, daß er innerhalb dieſer wenigen Tage, blaß und hager geworden iſt, als hätte ihn ſeine Leidenſchaft am Schlaf gehindert.

Duſchmanta (bei Seite).

Allerdings hat ſie das. — Dieſes goldne Armband, das ſeinen Glanz verloren hat von der Glut, die mich verzehrt, und die kein Thau mir lindert, außer den Thränen, welche nächtlich von meinen Augen fließen — mehrmals iſts mir herabgeglitten bis an die Hand, und eben ſo oft habe ich es auf dem geſchwundenen Arm wieder befeſtigt.

Priyamwada (laut).

Mir fällt etwas ein, Anuſuya. Laß uns einen Liebesbrief ſchreiben, ich will ihn in einer Blume verſtecken, die ich unter dem Vorwand eines ehrerbietigen Geſchenks, ſelbſt in des Königs Hände überliefern will.

Anuſuya.

Eine vortreffliche Erfindung! Sie gefällt mir außerordentlich. Aber was ſagt unſre theure Sakontala?

Sakontala.

Ich muß die möglichen Folgen eines ſolchen Schritts bedenken.

Priyamwada.

Beſinne dich auch auf ein paar Verſe, die deine Leidenſchaft ausdrücken, und ſich zum Charakter eines liebenswürdigen Mädchens von erhabener Herkunft ſchicken.

Sakontala.

Ich werde zu ſeiner Zeit dran denken. Mir ſchlägt das Herz mit banger Beſorgniß, daß er mich verwerfen könnte.

Duſchmanta (wird nicht geſehen).

Hier, höchſt beglückt in deiner Gegenwart, ſteht der Mann, von dem du, ſchüchternes Mädchen, verworfen zu werden beſorgſt? Hier ſteht der Mann, der dich bis zum Wahnſinn liebt, und du fürchteſt, ſchönes Kind, daß er dich nicht annimmt? Wer dich beſitzen ſoll, wird nach keinem glänzendern Juwel verlangen; du biſt das Kleinod, nach deſſen Beſitz ich mit Sehnſucht trachte.

Anuſuya.

Du läſterſt, Sakontala, deinen eignen unvergleichlichen Werth. Wäre wol der Mann bei Sinnen, der das herbſtliche Mondlicht mit einem Schirme auffinge, da es allein die Fieberhitze, die der Mittag erregte, wieder löſchen kann?

Sakontala (lächelnd).

Ich beſinne mich auf etwas. (Sie meditirt.)

Duſchmanta.

So ſchaue ich dann unverwandt die liebliche Dichterin, und ſchließe die Augen nicht, indeß ſie die Füße des Sylbenmaßes zählt. Wie reizend wiegt ſie ihre Stirne nach dem Takt! Ihr ganzer Anblick zeugt von reiner Zärtlichkeit.

Sakontala.

Ich habe einen Vers gemacht, allein es fehlt an einem Schreibzeug.

Priyamwada.

Laß uns nur die Worte hören, ich will ſie mit meinem Nagel auf dieſes Lotosblatt rizen, das ſo weich und grün iſt, wie die Bruſt eines jungen Papagaien, und ſich leicht in die Geſtalt eines Briefes ſchneiden läßt. Sag an den Vers.

Sakontala.

„Dein Herz kenne ich freilich nicht; aber Grauſamer! meines wärmt die Liebe Tag und Nacht, und alle meine Seelenkräfte neigen ſich zu dir.“

Duſchmanta
(kommt ſchnell zum Vorſchein, und ſpricht einen Vers in demſelben Sylbenmaße).

„Dich, ſchlankes Mädchen, wärmt Amor nur; mich brennt er aber wie der Stern des Tages nur den Duft der Tuberoſe unterdrückt, aber den leuchtenden Mond gänzlich auslöſcht.“

Anuſuya (blickt ihn freudig an).

Willkommen, großer König! Meiner Freundin reifen die Früchte ihrer Phantaſie ohne Säumen.
(Sakontala ſcheint aufſtehen zu wollen.)

Duſchmanta.

Bemühe dich nicht. Die zarten Glieder, die auf dem Blumenbett ruhen, die Arme, deren Lotosſpangen ein leichter Druck verrückt, die ganze liebliche Geſtalt, die der heiße Mittag zu beängſtigen ſcheint, dürfen nicht durch den Zwang der Sitten noch mehr ermatten.

Sakontala (bei Seite).

O mein Herz! nach allem deinem Leiden kannſt du noch nicht ruhen?

Anuſuya.

Laß unſern Herrſcher Platz nehmen auf dem Felſen, an dem ſie ruht. (Sakontala macht ihm Platz.)

Duſchmanta (ſetzt ſich).

Priyamwada, hat nicht das Fieber deiner reizenden Freundin ein wenig nachgelaſſen.

Priyamwada (lächelnd).

Eben hat ſie eine heilſame Arznei genommen, und bald wird ſie wieder geſund ſein. Allein, mächtiger Fürſt, da ich deine und ihre Gunſt habe, fordert mich meine Freundſchaft für Sakontala auf, einige Augenblicke mit dir zu ſprechen.

Duſchmanta.

Sprich ohne Rückhalt, treffliches Mädchen; verhalte mir nichts.

Priyamwada.

Unſer Herrſcher ſoll hören.

Duſchmanta.

Ich gebe Acht.

Priyamwada.

Indem du unſeren frommen Einſiedlern ihre Beſorgniß nahmſt; haſt du eines großen Monarchen Pflicht erfüllt.

Duſchmanta.

O ſprich lieber ein wenig von etwas anderm.

Priyamwada.

Wohlan! dann muß ich dir nur ſagen, daß unſere geliebte Geſpielin dich liebgewonnen hat, und daß Amor, der raſtloſe Gott, ihre Erſchöpfung jetzt verurſacht. Du allein kannſt ihr unſchätzbares Leben erhalten.

Duſchmanta.

Süße Priyamwada! gegenſeitig iſt unſere Leidenſchaft, aber ich bins, dem Ehre widerfährt.

Sakontala
(lächelt, mit einem gemiſchten Ausdruck von Zärtlichkeit und Unmuth).

Warum wollt ihr den tugendhaften Herrſcher aufhalten, den eine ſo lange Abweſenheit von den geheimen Zimmern ſeines Palaſts betrüben muß.

Duſchmanta.

Dieſes Herz — o du, die ihm vor allen Dingen auf Erden das theuerſte biſt — wird außer dir kein Ziel haben, außer dir nicht, deren Augen ſchwarzer Glanz mich entzückt, wenn du nur ſanfter deine Rede ſtimmteſt, der Pfeil der Liebe hätte mich bald getödtet; deine Worte vernichten mich.

Anuſuya (lacht).

Fürſten heißt es, haben viele begünſtigte Gemahlinnen. Verſprich uns alſo, daß unſere geliebte Freundin durch unſere Aufführung nicht in Betrübniß geräth.

Duſchmanta.

Bedarf es noch vieler Worte? Es mögen noch ſo viele Weiber in meinem Palaſt ſein, ich habe nur zwei Gegenſtände, denen ich mich ganz widmen kann; die ſeeumgürtete Erde, die ich beherrſche, und eure ſüße Freundin, die ich liebe.

Beide.

Unſere Beſorgniſſe ſind gehoben.
(Sakontala bemüht ſich vergebens ihre Freude zu verbergen.)

Priyamwada (bei Seite zur Anuſuya).

Sieh nur, wie allmälig unſere holde Freundin ihre Kräfte wieder bekommt; ſo die Pfauhenne, wenn die Sommerhitze ſie drückt: ein ſanftes Säuſeln, ein milder Regen erquicken ſie wieder.

Sakontala (zu ihren Geſpielinnen).

Verzeiht, ich bitte euch, meinen Verſtoß, daß ich Worte ohne Bedeutung ſprach; um euch die Zeit zu kürzen ſprach ich ſie, um euch die zärtliche Sorge für mich zu vergelten.

Priyamwada.

Sie veranlaßten doch unſern ernſtlichen Rath. Wer aber verzeihen muß, iſt der König; denn wer ſonſt iſt beleidigt?

Sakontala.

Der große Monarch, hoffe ich, wird das entſchuldigen, was in ſeiner Gegenwart oder Abweſenheit geſprochen ward.

(Bei Seite zu den Mädchen.) Ich bitte euch, legt ein Vorwort bei ihm ein.

Duſchmanta (lächelnd).

Gern verzeih ich dir jede Beleidigung, reizende Sakontala, du, die mein Herz beherrſchſt, wenn du mir vollends Platz machen wollteſt, bei dir zu ſitzen, und auf dem Blüthenteppich, den du mit zarten Gliedern drückſt, mich von meiner Ermüdung erholen zu laſſen.

Priyamwada.

Mach ihm Platz: es wird ihn beſänftigen und beglücken.

Sakontala

(ſtellt ſich böſe; bei Seite zur Priyamwada).

Stille boshaftes Mädchen; kannſt du der Schwachen ſpotten?

Anuſuya (ſieht in die Scene).

Ach, meine Priyamwada, ſieh! dort läuft deine junge Lieblingsgazelle, und blickt nach allen Seiten wild umher: das arme Thier ſucht gewiß ſeine Mutter, die ſich im weiten Walde verirrt hat. Ich muß nur gehen und ihm ſuchen helfen.

Priyamwada.

Ich kenne ſeine Schnelligkeit. Du allein kannſt es nicht einfangen; ich muß dich begleiten. (Gehn beide hinaus.)

Sakontala.

Ich kann nicht zugeben, daß ihr euch entfernt; ihr laßt mich ja allein.

Beide (lächelnd).

Allein? und der Herr der Welt an deiner Seite! (Gehn ab.)

Sakontala.

Wie konnten mich meine Gefährtinnen beide verlaſſen?

Duſchmanta.

Holdes Mädchen, das kümmere dich nicht. Bin ich nicht hier, an ihrer Stelle, um deine Gnade zu bitten? — (Bei Seite.) Ich muß meine Leidenſchaft ihr offenbaren. — (Laut.) Kann ich

nicht, wie ſie, dieſen Fächer von Lotosblättern wiegen, um die kühle Luft dir zuzuwehen, und deine Unruhe zu verſcheuchen? Kann ich nicht, wie ſie, ſanft in meinen Schooß legen die zarten Füße, wie Waſſerlilien roth, und Zauberin! ſie drücken, um deine Schmerzen zu mindern?

Sakontala.

Ich würde mich ſelbſt beleidigen, wenn ich dort Dienſtleiſtungen annähme, wo ich ſelbſt Ehrerbietung ſchuldig bin.

(Sie ſteht auf, geht aber langſam und ſchwach.)

Duſchmanta.

Noch, Geliebte, iſt der Mittag nicht vorbei, und deine zarten Glieder ſind matt. Wie wenig vermagſt du, mit einem ſo ſchwachen Körper dieſe übermäßige Hitze zu ertragen, wenn du dich vom Lager erhebſt, wo friſche Blumen deine Bruſt beſchatten? (Zieht ſie ſanft zurück.)

Sakontala.

Verlaß mich, o verlaß mich. Ich hänge in der That von Andern ab, ich kann nicht thun, was ich will, ſonſt — Jene beiden Mädchen haben allein den Auftrag mich zu bedienen. — Was ſoll ich nun anfangen?

Duſchmanta (bei Seite).

Die Beſorgniß zu beleidigen macht mich ſchüchtern.

Sakontala (die es gehört hat).

Der König kann nicht beleidigen. Ich klage nur mein hartes Schickſal an.

Duſchmanta.

Warum thuſt du das? Deine Beſtimmung iſt ja ſo ſchön!

Sakontala.

Sage vielmehr, wie kann ich mich enthalten, dieſes Schickſal zu ſchelten, das mein Herz von liebenswürdigen Eigenſchaften rühren läßt, und mich nicht unabhängig machte?

Duſchmanta (bei Seite.)

Sollte man nicht glauben, das reizende Geſchlecht, anſtatt,

wie wir, von Liebe gequält zu werden, hielte Amorn ſelbſt in ihrem Herzen gefangen, um ihn durch Zögerung zu quälen?

(Sakontala im Begriff zu gehen.)

Duſchmanta (für ſich).

Wie? ſoll ich mein Glück verſcherzen? (Folgt ihr und ergreift den Saum ihres Mantels.)

Sakontala (kehrt zurück).

Puru's Sohn! bewahre deine Vernunft; o bewahre ſie! — Die Einſiedler ſind auf allen Seiten des Hains in der Arbeit.

Duſchmanta.

Geliebteſte! Deine Furcht iſt eitel. Kanna ſelbſt, der tiefgelehrte Kenner des Geſetzes, wird ſich unſerer Vereinigung nicht widerſetzen. Viele Töchter der heiligſten Männer heiratheten nach dem Ceremoniel, das Gandharwa genannt wird, wie es unter Indras Verehrern üblich iſt, und ihre Väter ſelbſt beſtätigten ſie. (Er ſchaut umher.) Du ſagſt nichts? Biſt noch unerbittlich? Ach, ſo muß ich gehen.

(Geht einige Schritte und ſieht zurück.)

Sakontala

(geht auch einige Schritte, und wendet dann ihr Geſicht nach ihm).

Ob ich gleich dir verſagte, dich nur einen Augenblick mit mir ſprechen ließ, — dennoch, o Puru's Sohn, gänzlich vergiß Sakontala nicht. —

Duſchmanta.

Bezauberndes Mädchen! Würdeſt du hinweggerückt an der Welt Ende, ſo wurzelſt du dennoch in dieſem Herzen — wie der Schatten noch bei dem Baume bleibt, nachdem der Tag verſchwunden iſt.

Sakontala (im Hinausgehen für ſich).

Seitdem ich ſeine Betheurungen höre, bewegen ſich meine Füße zwar, allein ich komme nicht mehr weiter. Ich will mich hinter dieſem blühenden Geſträuch (Kuruwaka) verbergen, und merken wie ſeine Leidenſchaft wirkt.

(Verbirgt ſich hinter das Geſträuch.)

Duſchmanta (bei Seite).

Kannſt du mich verlaſſen, geliebte Sakontala? Mich verlaſſen, den Allzärtlichen? Nicht einen Augenblick konnteſt du weilen? Zart iſt deine liebliche Geſtalt, das Kennzeichen einer milden Seele; und iſt dein Herz ſo hart? wie am rauhen Stengel die zarte Siriſcha?

Sakontala (für ſich).

Ich bin wie gefeſſelt an dieſe Stätte.

Duſchmanta (für ſich).

Was ſoll ich beginnen an dieſem verlaſſenen Ruheplatz? — (ſchaut nachſinnend um ſich her) — Ha! welch ein Glück, daß ich noch nicht weggegangen bin! Hier liegt ihre Armſpange von Blumen; ſie duftet den köſtlichen Geruch der Uſirawurzel, die ihren Buſen durchbalſamte; und indem ſie dem niedlichen Arm entſchlüpfte, ward ſie meinem Herzen eine neue Feſſel.

(Hebt die Armkette ehrerbietig auf.)

Sakontala

(bei Seite, blickt auf ihre Hand).

Weh mir! war ich ſo matt, daß die Faſern des Lotosſtengels, die meinen Arm umſchlangen, von mir unbemerkt zur Erde fallen konnten?

Duſchmanta

(für ſich, ſteckt die Spange in ſeinen Buſen).

O himmliſches Gefühl dieſer Berührung! — Von dieſem Zierrath deines ſchönen Arms, Geliebteſte, leblos und ſinnlos wie er iſt, gewinnt dein unglücklicher Liebhaber neues Vertrauen — Seligkeit, die du ihm weigerteſt!

Sakontala (bei Seite).

Hier bleib' ich nicht länger. Unter dieſem Vorwand darf ich zurückgehn. (Sie geht langſam auf ihn zu.)

Duſchmanta (entzückt).

Ha! die Fürſtin meiner Seele beglückt dieſe Augen wieder! Gütiger Himmel, du beſtimmteſt mir Freude nach ſo vielem Leiden. Der Vogel Tſchatak, deſſen Kehle vor Durſt trocken war, bat um einen Tropfen Waſſers, und plötzlich floß ein

kühler Strom in ſeinen Schnabel aus der Milde einer friſchen Wolke.

Sakontala.

Mächtiger König! Als ich auf halbem Wege nach der Hütte war, bemerkte ich, daß meine Armſpange von feinen Stengeln mir von der Hand gefallen war, und ich kehre zurück, weil ich in meinem Herzen beinah überzeugt bin, daß du ſie geſehen und aufgehoben haſt. Gieb ſie mir zurück, ich bitte dich, damit du nicht beide dich und mich den Vorwürfen der Einſiedler Preis gebeſt.

Duſchmanta.

Wohlan! auf eine Bedingung geb' ich ſie dir wieder.

Sakontala.

Welche Bedingung? ſprich. —

Duſchmanta.

Daß ich ſie wieder um deinen Arm befeſtigen darf.

Sakontala (bei Seite).

Mir bleibt kein anderer Ausweg übrig.

Duſchmanta.

Laß uns beide auf dieſem glatten Felſen ſitzen, daß ich ſie wieder befeſtige. (Setzen ſich.)

(Er nimmt ihre Hand.) O unausſprechliche Zartheit. Dieſe Hand hat ihre angeborne Stärke und Schönheit wieder erhalten, wie ein junger Kamalataſproſſe; oder vielmehr — dem Liebesgott ſelbſt iſt ſie ähnlich, da ihn das Feuer von Hara's Zorn verzehrt hatte, und ein Nektarregen, herabgeträufelt von den Unſterblichen ihn wieder belebte.

Sakontala (drückt ihm die Hand).

Der Sohn meines Herrn eile die Armſpange anzubinden.

Duſchmanta (für ſich mit Entzücken).

Nun bin ich wahrlich beglückt. „Der Sohn meines Herrn?“ So ſpricht man nur von einem Gemahl. (Laut.) Das Schloß dieſes Geſchmeides läßt ſich nicht gut löſen, meine

Theuerſte, du ſollteſt es zurecht machen laſſen, daß es dir beſſer paßte.

Sakontala (lächelnd).

Wie es dir gefällt.

Duſchmanta
(indem er ihre Hand fahren läßt).

Sieh, meine Theure! Dies iſt der Neumond, der das Firmament verläßt, um der höhern Schönheit zu huldigen; er iſt herabgeſtiegen auf deinen bezaubernden Arm, und umſchlingt ihn mit ſeinen Hörnern in Geſtalt eines Armbandes.

Sakontala.

Ich ſehe freilich nichts, das dem Monde ähnelt. Vielleicht wehte vom Säuſeln des Windes der Blüthenſtaub aus dem Lotos hinter meinem Ohr, und verdunkelte mein Geſicht.

Duſchmanta (lächelnd).

Erlaubſt du mir, ſo hauche ich den ſüßduftenden Staub von deinem Auge.

Sakontala.

Das wäre gütig! doch ich traue nicht.

Duſchmanta.

O fürchte nichts, fürchte nichts. Ein neuer Knecht übertritt nie die Befehle ſeiner Gebieterin.

Sakontala.

Ein allzudienſtfertiger flößt kein Vertrauen ein.

Duſchmanta (für ſich).

Dieſe herrliche Gelegenheit ſoll mir nicht entgehen. (Verſucht es ihr Haupt aufwärts zu heben. Sakontala ſtößt ihn ſanft zurück, bleibt aber ſitzen.) — O Mädchen, mit dem Gazellenauge, beſorge keinen Ungehorſam. (Sakontala blickt auf, einen Augenblick, und hängt ihr Haupt gleich wieder. Duſchmanta bei Seite, indem er es wieder ſtützt.) Dieſe Lippen, deren Zartheit nur noch geahnet, nicht erprobt worden iſt, ſcheinen mit entzückendem Zittern ihre Einwilligung zu geben, daß ich meinen Durſt löſche.

Sakontala.

Der Sohn meines Herrn ſcheint geneigt, ſein Verſprechen zu vergeſſen.

Duſchmanta.

Geliebte! mich täuſchte die Nähe des Lotos zu dieſem Auge, das ihm an hellem Glanze gleicht.

(Er haucht ſanft auf ihr Auge.)

Sakontala.

Ich ſehe einen Fürſten Wort halten, wie es Fürſten ziemt. In der That bin ich beſchämt, daß ich ſo verdienſtlos, des liebevollen Dienſtes von meines Herrn Sohn gewürdigt werde.

Duſchmanta.

Kann ich einen andern Lohn wünſchen, außer dem größten von allen, den nahen Hauch dieſer reizenden Lippen?

Sakontala.

Genügt dir der?

Duſchmanta.

Der Biene gnügt der bloße Duft der Waſſerlilie.

Sakontala.

Sonſt wüßt' ich auch keinen Rath.

Duſchmanta.

Nicht? — Doch dies — und dies — und dies —

(küßt ſie feurig).

Hinter der Scene.

Horch! die Tſchakrawaka ruft ihren Gatten am Ufer des Malini. Schon breitet die Nacht ihre Schatten.

Sakontala (horcht ängſtlich).

O Sohn meines Herrn! Die Matrone Gautami nahet herzu, um nach meinem Befinden zu fragen. Ich bitte dich, verbirg dich hinter jenen Bäumen.

Duſchmanta.

Ich weiche der Nothwendigkeit. (Verbirgt ſich.)

Gautami tritt herein mit einem Gefäß in der Hand.

Gautami
(ſieht Sakontala mit ängſtlicher Beſorgniß an).

Mein Kind, hier haſt du heiliges Waſſer. Wie? du biſt nicht wohl und haſt keine anderen Geſellſchafter als die unſichtbaren Götter?

Sakontala.

Priyamwada und Anuſuya ſind ſo eben beide an den Fluß hinabgegangen.

Gautami (beſprengt ſie).

Kind, hat dein Fieber etwas nachgelaſſen?
(Ergreift ihre Hand.)

Sakontala.

Ehrwürdige Matrone, ich fühle mich beſſer.

Gautami.

So biſt du außer Gefahr. Mögeſt du viele Jahre leben! Der Tag will uns verlaſſen: wir wollen zuſammen in die Hütte gehn.

Sakontala
(für ſich, indem ſie langſam aufſteht).

O mein Herz! kaum hatteſt du angefangen Seligkeit zu koſten, ſo entfloh der ſchöne Augenblick! (Sie geht einige Schritte vorwärts und kehrt wieder nach der Laube zurück.) O Laube ſchlängelnder Pflanzen, die meinen Kummer verſcheuchte, dich ruf' ich an! Es glüht in mir die Hoffnung, unter deinen Schatten wieder glücklich zu ſein. (Geht hinaus mit Gautami.)

Duſchmanta
(kehrt zur Laube zurück mit einem Seufzer).

Ach! mußten meine Wünſche ſo vereitelt werden? Konnt' ich anders, als die Lippen der Holdſeligen küſſen, wandte ſie gleich halb die keuſche Wange! Entzückendes Süß dieſer Lippen, ſelbſt wenn ſie Weigerungen ſprachen! Wohin ſoll ich gehen? Ich bleibe noch in dieſem Ruheplatz von ſchlängelnden Pflanzen, den die Gegenwart meiner Erwählten durchſtrahlte. (Er ſchaut umher.) Ja! dies iſt ihr Felſenſitz mit Blumen beſtreut, auf

denen ihre zarten Glieder ruhten. Hier liegt ihr rührender Brief der Liebe auf einem Waſſerlilienblatt; hier lag ihr Armband von zarten Fäſerchen, als es ihrer lieben Hand entſchlüpfte. Zwar die Laube von Wetaſasſträuchen iſt verlaſſen, öde iſt ſie, ſeitdem die Holde daraus verſchwand; allein ſo lang mein Auge auf dieſen Denkmälern ihres Hierſeins haftet, kann ich nicht hinweg. (Nachdenkend.) O des unvollendeten Glückes! Bin ich ein Liebhaber? ich! der ſeiner Geliebten zur Seite die ſchöne Gelegenheit entſchlüpfen ließ? Sollte Sakontala wieder dieſe ſtillen verborgenen Schatten beſuchen, dann ſei der Augenblick mein! Vergänglich ſind ja die Freuden der Jugend! — Thöriges Herz! Mit neuen Vorſätzen ſchweigſt du die Verzweiflung über ein zerſtörtes Glück? O warum ließeſt du mich unbefriedigt die Gegenwart der Geliebten fliehen?

Hinter der Scene.

O König! indem wir das Abendopfer beginnen, gleiten über den heiligen Heerd die Geſtalten blutgieriger Dämonen; bräunlich im Schatten der Wolken, die ſich an der Neige des Tages ſammlen, breiten ſie Schrecken umher!

Duſchmanta.

Fürchtet nichts, heilige Männer! — Euer König wird euch beſchützen. (Geht ab.)

Vierter Aufzug.

Scene: ein Grasplatz vor einer Hütte.

Die beiden Geſpielinnen ſammeln Blumen.

Anuſuya.

O meine Priyamwada, unſere ſüße Freundin iſt nun zwar glücklich nach der Ordnung Gandharwa mit einem Bräutigam vermählt, der ihr an Rang und Vollkommenheit gleicht; dennoch iſt mein zärtliches Herz nicht ohne Beſorgniß, und ein Zweifel insbeſondere ängſtigt mich.

Priyamwada.

Welcher Zweifel, meine Anuſuya?

Anuſuya.

Dieſen Morgen entließen unſere Einſiedler den frommen Fürſten mit Dankbarkeit, nachdem ſie ihre Weihe vollendet hatten. Er geht jetzt nach ſeiner Hauptſtadt, Haſtinapura und dort in den verborgenen Tiefen ſeines Palaſts, umringt von hundert Frauen, — wird er ſich da noch ſeiner lieblichen Braut erinnern?

Priyamwada.

Darüber kannſt du dich beruhigen. Ein ſo gebildeter, ſo einſichtsvoller Mann kann nicht ehrlos handeln. Noch eins aber iſt bedenklich. Wenn unſer Vater Kanna zurückkommt von ſei-

ner Wallfahrt, und hört was geſchehen iſt, wie wird er die Nachricht empfangen?

Anuſuya.

Fragſt du mich, ſo will ich dir nur ſagen, ich vermuthe, er wird die Heirath gut heißen.

Priyamwada.

Wie ſo?

Anuſuya.

Weil er nichts beſſeres verlangen kann, als einen ſo erhabenen, ſo verdienſtvollen Gemahl für ſeine Sakontala. Du weißt, ſeines Herzens erſter Wunſch war immer eine glückliche Heirath für ſie. Jetzt hat der Himmel für ihn geſorgt und ſeinen Wunſch erfüllt. Wie könnt' er noch unzufrieden ſein?

Priyamwada.

Du urtheilſt ſehr richtig, aber — (indem ſie ihren Korb anſieht) Liebe, wir haben ſchon einen hinreichenden Blumenvorrath gepflückt, um die Opferſtätte damit zu beſtreuen.

Anuſuya.

Laß uns noch mehr zuſammenleſen, um die Tempel der Göttinnen zu ſchmücken, denen Sakontala ihr Glück verdankt. (Beide ſammeln noch Blumen.)

Hinter der Scene.

Ich bins — He da!

Anuſuya (horcht).

Mich dünkt ich höre die Stimme eines Gaſts, der die Einſiedelei beſucht.

Priyamwada.

Laß uns hineilen. Sakontala ruht, und ob ſie gleich wachend uns mit ihrer Gegenwart erfreut, ſo iſt doch ihr Sinn den ganzen Tag abweſend, und umſchwebt den heimgezogenen Gemahl.

Anuſuya.

Meinetwegen! aber du weißt, wir werden noch alle dieſe Blumen brauchen. (Sie gehen vorwärts.)

Wieder hinter der Scene.

Wie? Du erweiſeſt einem Gaſt keine Aufmerkſamkeit? So höre meine Flüche:

„Er, den du denkſt,
an dem dein Herz ſo einzig hängt, indeß
das reine Kleinod echter Gottesfurcht
umſonſt von dir des Gaſtfreunds Rechte heiſcht;
vergeſſen wird er dich, wenn du ihn wieder
erblickſt, wie Nüchternwordene vergeſſen
die Worte, die der Rauſch aus ihnen ſprach.“

(Die beiden Mädchen ſehen einander traurig an.)

Priyamwada.

Weh mir! welch ſchreckliches Mißgeſchick! Unſere geliebte Freundin wird in ihrer Zerſtreuung einen heiligen Mann, der Ehrfurcht von ihr erwartete, vernachläſſigt und beleidigt haben.

Anuſuya.

Es kann nicht anders ſein. (Sieht hinein.) Dort geht der jähzornige Durwaſas mit ſchnellen Schritten zurück.

Priyamwada.

Wer ſonſt hätte Macht, Alles, was ihn beleidigt, wie zerſtörendes Feuer zu verzehren? Geh, meine Anuſuya; fall' ihm zu Füßen und wo möglich, bered' ihn, daß er zurückkehrt. Ich geh indeß ihm Waſſer und Erfriſchung zu bereiten.

Anuſuya.

Ich eile. (Geht ab.)

Priyamwada.

(Im ſchnellen Gange gleitet ihr Fuß.)

Ach ich war zu eilig; darum fiel mein Korb. Die Pflicht des Opfers durft' ich ja nicht verſäumen!

(Sie ſammelt friſche Blumen.)

Anuſuya (kommt zurück).

Sein Zorn, meine Liebe, hat keine Grenzen, und wenn man im Staube flehend vor ihm gelegen hätte, jetzt beſänftigte man ihn nicht. Endlich ließ er ſich doch ein wenig erweichen.

Priyamwada.

Das wenige iſt von ihm noch immer ſehr viel. Sprich, wie gelang es dir, ihn auch nur wenig umzuſtimmen?

Anuſuya.

Wie er ſich ſchlechterdings zurückzukommen weigerte, fiel ich ihm zu Füßen und ſprach: Heiliger Weiſer! verzeih, ich bitte dich, das Vergehen eines holden Mädchens, die gewiß für dich die höchſte Ehrfurcht hegt, aber in ihrer Zerſtreuung nur nicht wußte, wer der Erhabene war, der ihr rief.

Priyamwada.

Nun dann? was ſagt' er dir?

Anuſuya.

„Unwiderruflich,“ ſprach er, „iſt mein Wort! doch dann verſchwinden ſeine Zauber, wenn ihr Gatte ſeinen Ring erblickt.“

Mit dieſen Worten verſchwand er.

Priyamwada.

So dürfen wir uns wieder tröſten; denn als der König abreiſte, ſteckte er mit eigner Hand den Ring an Sakontala's Finger, mit dem Namen Duſchmanta darauf gegraben, den er unverzüglich wieder erkennen muß. Das Mittel unſerm Unglück ein Ende zu machen liegt alſo in dieſem Ringe beſchloſſen.

Anuſuya.

Komm! gehn wir an die Altäre der Göttinnen, um uns ihren Beiſtand zu erflehen. (Sie gehen.)

Priyamwada (ſieht in die Scene).

Sieh meine Anuſuya, dort ſitzt unſere liebliche Freundin, ſtarr wie ein Bild und ſtützt ihr welkes Haupt auf ihren linken Arm. So auf Einen Gegenſtand gerichtet, denkt ſie nicht an ſich ſelbſt, viel weniger bemerkt ſie einen Fremdling.

Anuſuya.

Der ſchreckliche Fluch, Priyamwada, ſei ein Geheimniß unter uns beiden. Dem reizbaren Gefühl unſerer Holden müſſen wir jede heftige Erſchütterung erſparen.

Priyamwada.

Wer möchte ſiedendes Waſſer auf die Blüthen des zarten Mallika gießen? (Beide gehen ab.)

Ein Schüler Kanna's tritt auf.

Schüler.

Hierher ſendet mich Kanna, der Ehrwürdige, der von ſeiner Pilgerſchaft zurückgekommen iſt; die Zeit der Nacht ſoll ich erforſchen: ich komme zu ſehen, wie viel davon noch übrig iſt. (Er geht umher und beobachtet die Geſtirne.) Auf einer Seite verſinkt nun bald in ſeinem abendlichen Bette der Mond, der die Blüthen des Oſchaddi anzündet; auf der andern beginnt ihren Lauf die Sonne, ſitzend hinter Arun, ihrem Wagenführer. Beider Glanz iſt ſichtbar, wenn ſie aufgehn und untergehn, und nach ihrem Beiſpiel ſollte der Menſch in Glück und Unglück gleich ſtandhaft ſein. — (Pauſe.) — Jetzt verſchwand der Mond und die Blume der Nacht gefällt nicht länger; ſie läßt nur das Andenken ihres Wohlgeruchs zurück und hängt ihr Haupt wie eine zarte Braut, die in der Abweſenheit ihres Gatten unleidlichen Schmerz erduldet. — Der Morgen röthet ſich: er färbt mit ſeinem Purpur die Thautropfen auf den Zweigen jenes Geſträuchs (Wadari). Der Pfau ſchüttelt den Schlaf von ſich ab und eilt hinunter von den mit heiligem Graſe durchflochtenen Einſiedlerhütten. Und ſiehe! dort ſpringt plötzlich die Antelope von der Opferſtätte auf, die ſie mit ihrem Huf bezeichnete, bäumt ſich hoch empor und ſtreckt ihre niedlichen Glieder. — Wie iſt der Mond vom Himmel gefallen mit erblaſſenden Strahlen, der Mond der ſeinen Fuß auf Su-Meru ſetzte, dem König der Gebirge auf das Haupt trat, und das Gefolge der Finſterniß zerſtreuend, hinanſtieg bis in Wiſchnu's mittlern Palaſt! So ſteigen die Großen dieſer Erde mit äußerſter Anſtrengung hinan zum Gipfel des Ehrgeizes, und ſchnell und leicht ſinken ſie wieder hinunter.

Anuſuya

(tritt auf, nachdenkend; für ſich).

Sakontala, zu ſtrengen Andachtsübungen erzogen, und vom Sinnengenuß entfernt, konnte ſo zärtlich lieben? — Wol unfreundlich war der König, daß er ſie verließ!

Schüler (für ſich).

Die Zeit des Opfers (Homa) naht heran! ich gehe, unſern Lehrer davon zu benachrichtigen. (Geht ab.)

Anuſuya.

Die Schatten der Nacht ſind entflohn; kaum bin ich erwacht; doch hätt' ich alle meine wachen Sinne, was vermöcht' ich jetzt? Meine Hände bewegen ſich nicht willig zum gewöhnlichen Morgengeſchäfte. Liebe trage die Schuld, Liebe allein; denn Liebe hat unſere Freundin durch einen wortbrüchigen König gekränkt. Wirkt etwa ſchon Durwaſa's Fluch? Wie könnte ſonſt ein tugendhafter Fürſt, nach einem ſo feierlichen Bündniß dieſen langen Zeitraum verſtreichen laſſen, ohne ihr nur eine Botſchaft zu ſenden? Sollen wir ihm den Ring, an dem ihr Schickſal hängt, überſchicken? — Ach, daß ich ein Mittel wüßte, Linderung der Unvergleichlichen zu geben, die ohn' Unterlaß trauert! Wer nennt einen Fehltritt, den ſie begangen hätte? Und gleichwol gibt mein Eifer um ihr Glück mir nicht den Muth, unſerm Vater Kanna ihre Schwangerſchaft zu verkünden. Wohin, ach wohin wend' ich mich, um ihren bangen Kummer zu ſcheuchen?

Priyamwada (tritt auf).

Komm, Anuſuya, komm geſchwind! Es wird ſchon Anſtalt gemacht, Sakontala in den Palaſt ihres Gemahls zu geleiten.

Anuſuya (mit Verwunderung).

Was ſagſt du, meine Gute?

Priyamwada.

Höre mich an. Jetzt eben ging ich zu Sakontala; ich wollte nur fragen, ob ſie gut geſchlafen hätte —

Anuſuya.

Weiter! o was gabs?

Priyamwada.

Sie ſaß, ihr Haupt aufs Knie geſtützt, als Kanna, unſer Vater hereintrat, ſie umarmte und ihr Glück wünſchte. „Mein

ſüßes Kind," ſprach er, „wir ſahen ein glückliches Zeichen. Der junge Brame, der unſer Morgenopfer verrichtete, obſchon die Rauchwolke ihn nicht zuſehen ließ, warf das reine Ghih genau in den Mittelpunkt ſelbſt der anbetungswürdigen Flamme. Die fromme Handlung meines Jüngers gelang nicht umſonſt; meine Pflegetochter darf nicht länger in Gram verſchmachten, und heute noch bin ich feſt entſchloſſen, dich von der Hütte des alten Einſiedlers, deines Erziehers, in den Palaſt des Monarchen der deine Hand genommen hat, zu entlaſſen."

Anuſuya.

Meine Freundin, wer hat Kanna geſagt, was in ſeiner Abweſenheit geſchehen iſt?

Priyamwada.

Indem er den Ort betrat, wo das heilige Feuer lodert, hörte er eine Stimme vom Himmel, die in göttlichen Rhythmen ſprach —

Anuſuya (verwundert).

Ha! ich erſtaune!

Priyamwada.

Höre den himmliſchen Vers: „Wiſſe, frommer Brame, deine angenommene Tochter hat von Duſchmanta einen Lichtſtrahl des Ruhms empfangen, zur Herrſchaft der Erde beſtimmt; wie das Holz Sami geſchwängert wird mit geheimnißreichem Feuer."

Anuſuya (umarmt ihre Freundin).

Ich bin entzückt, meine Theure, ich bin vor Freuden außer mir! — Aber ach! Heute ſchon wollen ſie uns unſere Geliebte entreißen? Nun fühle ich, daß mein Schmerz wenigſtens eben ſo groß als meine Freude iſt.

Priyamwada.

Wir müſſen uns dem Schmerz der Trennung mit Geduld unterwerfen. Unſere Geliebteſte wird glücklich ſein; — das muß uns tröſten.

Anuſuya.

Eilen wir dann, ſie bräutlich zu ſchmücken. Schon habe

ich in dieſer Abſicht die Kokosſchale, die an jenem Amrabaum hängt, mit wohlriechendem Nagakeſarasſtaube gefüllt. Nimm ſie herunter, und bewahre den Staub in einem friſchen Lotosblatt; ich ſammle indeß von der Stirne einer heiligen Kuh etwas Goratſchana, etwas Erde von geweihter Stätte, und ein wenig friſches Kuſſagras, wovon ich einen glückbringenden Teig bereiten will.

Priyamwada.

Recht gut! (Sie nimmt den Wohlgeruch herab. Anuſuya geht.)

Hinter der Scene.

Gautami! ſage den beiden Miſras, Sarngarawa und Saraduata, ſich fertig zu halten, mein Kind Sakontala zu begleiten.

Priyamwada (horcht).

Verliere keine Zeit, verliere ja keine Zeit. Unſer Vater ordnet ſchon die Reiſe nach Haſtinapura.

Anuſuya
(kommt mit den Ingredienzien des Zaubers zurück).

Hier bin ich; laß uns gehn, meine Priyamwada.

Priyamwada (ſieht ſich um).

Dort ſteht unſere Sakontala, nach ihrem Morgenbade, und die glückwünſchende Schar heiliger Frauen mit Körben voll geweihten Korns. Laß uns eilen ſie zu begrüßen.

Sakontala, Gautami und Einſiedlerinnen.

Sakontala.

Ich werfe mich nieder vor der Göttin.

Gautami.

Tochter, nie kannſt du zu oft das Wort Göttin ausſprechen: ſo wirſt du deinem Herrn großes Heil erwerben.

Einſiedlerin.

Mögeſt du, königliche Braut, eines Helden geneſen!
(Die Einſiedlerinnen gehen ab.)

Anuſuya und Priyamwada
(zugleich, ſich Sakontala nähernd).

Geliebte Freundin, war dein Bad heut angenehm?

Sakontala.

O meine Freundinnen! ſeid mir willkommen! ſetzen wir uns ein wenig zuſammen. (Sie ſetzen ſich.)

Anuſuya.

Halte mir ſtill, daß ich dir einen Zauber anbinde, der dir gutes Glück ſichert.

Sakontala.

Du biſt gütig. — Viel ward am heutigen Tage entſchieden, und das Vergnügen meine ſüßen Freundinnen ſo um mich her zu ſehen, kehrt nicht ſo bald wieder zurück!
(Sie trocknet ſich die Thränen.)

Priyamwada.

Geliebte! es ziemt ſich nicht zu weinen, wenn du deinem Glück entgegen gehſt. (Die beiden Mädchen brechen in Thränen aus, indem ſie Sakontala ankleiden.) Dein ſchlanker Wuchs wäre eines reicheren Schmuckes werth. Wir zieren ihn mit den wilden Blumen, die der Wald uns darbot.

Kanna's Schüler
(tritt herein mit koſtbaren Kleidern).

Schüler.

Hier iſt ein vollſtändiger Anzug. Die Königin trage ihn und ſei beglückt! Langes Leben der Königin! (Die Frauen ſehen einander mit Verwunderung an.)

Gautami.

Mein Sohn Harita, woher kam dieſer Anzug?

Schüler.

Von der Gottesfurcht unſeres Vaters Kanna.

Gautami.

Wie verſtehſt du das?

Schüler.

Merkt auf! Der ehrwürdige Weiſe gab dieſen Befehl: „Bringt friſche Blumen für Sakontala, von den ſchönſten der Bäume!“ und plötzlich erſchienen die Nymphen des Waldes und erhoben ihre Hände, die mit jungen Blättern wetteifern an Weichheit und Schöne. Einige webten ein Unterkleid, glänzend wie der Mond, zur Vorbedeutung ihrer Glückſeligkeit: eine andere drückte aus den Lakſchaſaft, um ihre Füße köſtlich roth zu färben; die übrigen waren beſchäftigt mit Verfertigung des glänzendſten Schmucks, und alle mit eifrigem Bemühen ſchütteten ihre Gaben über uns aus.

Priyamwada (ſieht Sakontala an).

Sogar die Biene, die im hohlen Stamm des Baumes niſtet, huldigt dem Honig der Lotosblume.

Gautami.

Die Glücksgöttin des Königs muß es den Nymphen aufgetragen haben, ihr den Beſitz eines reicheren Schmucks im königlichen Palaſt voraus zu verkünden.

(Sakontala ſieht beſcheiden.)

Schüler.

Ich eile zu Kanna, der im Malini badet, und melde ihm die auszeichnende Huld der Waldnymphen. (Geht ab.)

Anuſuya.

Süße Freundin, wie unvermuthet kam mir dieſes Kleid! Wie werd' ich's dir ſchicklich anlegen? (nachſinnend) — — Gut, daß ich zeichnen kann; das wird mir Winke geben, dein Gewand nach der Kunſt zu ordnen.

Sakontala.

Ich kenne deine Liebe.

Kanna (tritt nachdenkend auf; bei Seite).

Heute ſoll Sakontala fort: ich will's! Aber welch' ein Schmerz verwundet meine Seele! Der Thränenſtrom, den die Vernunft unterdrückt und in ſich kehren will, hemmt meine Stimme und trübt meinen Blick. — Seltſam, daß ein Waldbewohner fern

von den Wohnſitzen der Menſchen dieſes Uebermaß von Betrübniß empfinden kann! O wie ſchrecklich müſſen nicht die Leiden des Hausvaters ſein, wenn er ſeine Tochter von ſich läßt.

(Er geht ſinnend umher.)

Priyamwada.

Jetzt, meine Sakontala, biſt du gehörig geſchmückt; jetzt lege noch dieſes Unterkleid an, das Geſchenk der Waldgöttinnen.

(Sakontala ſteht auf und ſchlägt ſich das Kleid um.)

Gautami.

Meine Tochter, dein geiſtlicher Vater, deſſen Augen überfließen von Freudenthränen, ſteht da und verlangt dich zu umfaſſen; eile ihm deine Ehrfurcht zu bezeigen.

(Sakontala neigt ſich beſcheiden gegen ihn.)

Kanna.

Dein Gemahl liebe dich, wie Sarmiſchta geliebt ward von Yayati! Gebäre du einen Beherrſcher der Welt, wie ſie Puru gebar!

Gautami.

Kind! dies iſt nicht bloße Segensformel; es iſt eine wirklich ertheilte Gabe.

Kanna.

Komm, meine Geliebteſte, komm und wandle mit mir um das Opferfeuer. (Alle treten vor.) Mögen dich dieſe Feuerflammen behüten! Feuerflammen, die an ihren beſtimmten Platz auf dem geweihten Heerde hüpfen und das geſegnete Holz verzehren, indeß die friſchen Halme des geheimnißreichen Kuſſa umhergeſtreut liegen! Feuer der Weihe, welche die Sünden tilgen mittels der aufſteigenden Dämpfe des reinen Opfers. (Sakontala umgeht den Heerd mit feierlichem Schritt.) — Jetzt, meine Theure, tritt an deinen Zug mit guten Vorbedeutungen. (Er ſieht ſich um.) — Wo ſind die Begleiter, die beiden Miſras?

Sarngarawa und Saraduata (beide hereintretend).

Heiliger Weiſer, wir ſind hier.

Kanna.

Mein Sohn Sarngarawa, gehe voran, zeige deiner Schweſter den Weg.

Sarngarawa.

Komm! — (lle gehen weiter.)

Kanna.

Hört, ihr Bäume dieſes heiligen Hains! ihr Bäume, in denen die Waldgöttinnen wohnen, hört und verkündets, daß Sakontala zum Palaſt ihres Ehgemahls geht; ſie, die auch dürſtend nicht trank, bis ihr gewäſſert waret; ſie, die aus Liebe zu euch, nicht eines eurer friſchen Blättchen brach, ſo gern ſie ihr Haar damit geſchmückt hätte; ſie, deren größte Freude die Jahreszeit war, wann ihr mit Blüthen prangt.

Chor der unſichtbaren Waldnymphen.

Heil begleite ſie auf ihrem Wege! Mögen beglückende Lüfte, ihr zum Genuß, den wohlriechenden Staub köſtlicher Blüthen umherſtreun! Teiche klaren Waſſers, grün von Lotosblättern, ſie erquicken, wo ſie wandelt, und belaubte Zweige ſie vor dem ſengenden Sonnenſtrahl decken! (Alles horcht erſtaunt.)

Sarngarawa.

War das die Stimme des Kokila, der unſerer Sakontala eine beglückte Reiſe wünſcht? Oder ſangen die Nymphen, die Befreundeten der frommen Bewohner dieſes Hains dem harmoniſchen Vogel nach und machten ſeinen Gruß zum ihrigen?

Gautami.

Tochter! die Waldgöttinnen, die ihre verwandten Einſiedler lieben, haben dir Glück gewünſcht; ihnen gebührt dein ehrfurchtsvoller Dank. (Sakontala geht umher und neigt ſich gegen die Nymphen.)

Sakontala (bei Seite zur Priyamwada).

Entzückt mich gleich der Gedanke, meinen Gatten bald wieder zu ſehen, ſo wollen mich doch alle Kräfte verlaſſen, meine Priyamwada, da ich jetzt von dieſem Hain, dem Zufluchtsorte meiner Jugend, ſcheiden ſoll.

Priyamwada.

Du klagſt nicht allein. — Sieh, der Hain ſelbſt trauert, nun die Stunde des Abſchieds herannaht. Die Gazelle frißt nicht länger vom geſammelten Kuſſagraſe; die Pfauhenne tanzt nicht mehr auf der Wieſe; die Pflanzen im Walde laſſen ihre bleichen Blätter zur Erde ſinken; ihre Kraft und ihre Schöne ſind dahin.

Sakontala.

Ehrwürdiger Vater, erlaube mir dieſe Madhawiſtaude anzuſprechen, deren rothe Blumen den Hain in Glut ſetzen.

Kanna.

Mein Kind, ich kenne deine Liebe für dieſes Gewächs.

Sakontala (umfaßt die Pflanze).

O ſtrahlendſte der ſchlängelnden Pflanzen! empfange meine Umarmung! Erwidre ſie mit deinen biegſamen Zweigen! Von dieſem Tage an, groß wie die Entfernung iſt, die mich von dir trennt, bin ich dein immerdar! — O geliebter Vater, ſieh dieſe Pflanze an, wie mein anderes Ich.

Kanna.

Meine Theuerſte! Deine Liebenswürdigkeit hat dir einen Gatten erworben, der dir gleich iſt. Lange hat mein Herz um deinetwillen dieſen Wunſch vor allen andern genährt. Jetzt, da meine Sorge um deine Heirath ein Ende hat, will ich deine Lieblingspflanze mit dem Bräutigam Amra vermählen, der in ihrer Nähe Wohlgerüche verbreitet. — Ziehe weiter, mein Kind; ſetze deine Reiſe fort.

Sakontala (nähert ſich den beiden Mädchen).

Holde Freundinnen! dieſer Madhawiſtrauch ſei ein koſtbares Unterpfand in euren Händen.

Anuſuya und Priyamwada.

Ach! und in weſſen Obhut bleiben wir? (Beide weinen.)

Kanna.

Thränen ſind eitel, Anuſuya. Euer Muth ſollte un-

ſere Sakontala ſtärken, und ihr erweicht ſie durch eure Thränen. (Sie gehen Alle vorwärts.)

Sakontala.

Mein Vater! Du ſiehſt die Antelopenkuh, die dort wegen der Bürde, womit ſie trächtig iſt, ſo langſam ſich fortbewegt; wenn ſie dieſer Bürde los ſein wird, ſende mir, ich bitte dich, eine gütige Botſchaft, mit der Nachricht ihres Wohlſeins. — Vergiß es nicht!

Kanna.

Liebe! ich vergeß' es nicht.

Sakontala (geht voran, und hält dann inne).

Ah! Was iſts, das den Saum meines Kleides ergreift und mich zurückhält? (Sie ſieht ſich um.)

Kanna.

Es iſt das Rehkalb, dein angenommener Pflegling, auf deſſen Lippen, wenn die ſcharfen Spitzen des Kuſſagraſes ihn verwundet hatten, du ſo oft mit eigener Hand das heilende Seſamöl legteſt; den du ſo oft mit einer handvoll Syamakakörner fütterteſt; er will die Fußſtapfen ſeiner Beſchützerin nicht verlaſſen.

Sakontala.

Was weineſt du, zärtliches Geſchöpf, für mich, die unſern gemeinſchaftlichen Wohnort verlaſſen muß? Wie ich dein pflegte, da du deine Mutter bald nach deiner Geburt verloreſt, ſo wird mein Pflegevater, wenn wir ſcheiden, dich hüten mit ſorgſamer Wartung. Kehre zurück, armes Geſchöpf, zurück — wir müſſen ſcheiden! (Sie bricht in Thränen aus.)

Kanna.

Kind, deine Thränen ziemen deinem Vorhaben nicht. Wir werden uns wiederſehn. Faſſe dich. Siehe den geraden Weg vor dir, und folge ihm. Wenn unter der ſchönen Wimper die ſchwellende Thräne lauert, widerſetze dich mit feſtem Muth ihrem erſten Bemühen hervorzubrechen. Auf deiner Wanderſchaft über die Erde, wo die Pfade bald hoch, bald niedrig gehen, und

der rechte ſelten kenntlich iſt, wird allerdings die Spur deiner Tritte nicht immer gleichförmig ſein; aber die Tugend wird dich in gerader Richtung vorwärts treiben.

Sarngarawa.

Eine ehrwürdige Vorſchrift, heiliger Weiſer! befiehlt dem Wohlwollenden, daß er den Reiſenden begleite, bis er Ueberfluß an Waſſer findet. Du haſt dieſe Regel ſorgfältig befolgt; wir ſind jetzt am Rande eines großen Teichs. So gib uns nun deine Befehle, und kehre zurück.

Kanna.

Laß uns hier ein wenig ausruhen im Schatten dieſes Watabaums. (Sie gehn in den Schatten.) Was für eine ſchickliche Botſchaft ſoll ich dem erhabenen Duſchmanta ſagen laſſen?
(Nachdenkend.)

Anuſuya (bei Seite zur Sakontala).

Meine geliebteſte Freundin! Aller Herzen in unſerer Einſamkeit hangen einzig an dir, und alle ſind über deine Abreiſe betrübt. Sieh, der Vogel Tſchakrawaka, den ſeine Gattin halb verborgen in den Waſſerlilien, ruft, antwortet ihr nicht; die Faſern des Lotosſtengels, die er gepflückt hatte, fallen ihm aus dem Schnabel und er ſtarrt dich an mit unnennbarer Empfindung.

Kanna.

Sarngarawa, mein Sohn, erinnere dich, wenn du Sakontala dem König überlieferſt, ihn in meinem Namen, mit dieſen Worten anzureden: „Erwäge, daß wir Einſiedler, tugendhaft zwar, aber auch blos in unſerer Andacht reich ſind; erwäge deine eigene hohe Geburt, und erhalte dieſem Mädchen deine Liebe, die ohne Zuthun ihrer Verwandten in deiner Bruſt entſtand. Blicke herab auf ſie unter deinen Weibern mit der Huld, die ihnen widerfährt; mehr fordern wir nicht, denn beſondere Neigung hängt vom Willen des Himmels ab."

Sarngarawa.

Deine Botſchaft, Ehrwürdigſter, iſt tief in meinem Gedächtniß gewurzelt.

Kanna (blickt Sakontala zärtlich an).

Jetzt, mein Liebling, auch dir meine ſanfte Ermahnung. Wir demüthigen Waldbewohner kennen doch die Welt, die wir verlaſſen!

Sarngarawa.

Nichts iſt den Weiſen verborgen.

Kanna.

Höre, meine Tochter. — Wenn du in deines Gemahls Behauſung eingerichtet biſt, erweiſe ihm und denen die er achtet, die ſchuldige Ehrerbietung. Ob er gleich andere Weiber hat, ſei du ihnen vielmehr eine zärtliche Handmagd, als eine Nebenbuhlerin. — Sollte er dir mißfallen, ſo laſſe nicht deine Empfindlichkeit dich zum Ungehorſam reizen. — Gegen deine Hausgenoſſen ſei unparteiiſch und übe ſtrenge Gerechtigkeit; ſuche nicht deine eigene Befriedigung mit heftiger Begierde. Dieſes Betragen erwirbt jungen Weibern Achtung; aber verkehrte Weiber ſind die Peſt des Haushalts. Was ſagt Gautami zu dieſer Lehre?

Gautami.

Sie iſt vortrefflich. Kind, du mußt ſie ja behalten!

Kanna.

Komm, liebes Mädchen, umarme mich und deine zärtlichen Geſpielinnen zum Abſchied.

Sakontala.

Anuſuya und Priyamwada müſſen zurückkehren zur Einſiedelei?

Kanna.

Auch ſie, meine Tochter, ſollen verheirathet werden nach ihrem Stande; noch ſchickt ſichs nicht, daß ſie die Stadt beſuchen, aber Gautami begleitet dich.

Sakontala (umarmt ihn).

Von meines Vaters Bruſt geriſſen, wie der junge Sandelbaum von den Malayagebirgen, wie werd' ich wachſen auf fremdem Boden?

Kanna.

Sorge nicht ſo ängſtlich. Wenn du Hausfrau und Gemahlin eines Königs biſt, dann freilich kannſt du zuweilen in Verlegenheit kommen über die verwickelten Angelegenheiten, die aus dem Uebermaß des Reichthums entſpringen; das gegenwärtige vorübergehende Leid wird dir dann geringfügig ſcheinen, zumal wenn du einen Sohn haben wirſt, (und haben ſollſt du einen Sohn!) glänzend wie der Stern des Tages. — Wiſſe auch mit Zuverläſſigkeit, daß der Leib nothwendig, zur beſtimmten Stunde von der Seele getrennt werden muß; wer wollte denn ſich ſo unmäßig betrüben, wenn die ſchwächeren Bande äußerer Verwandtſchaft gelöſet, oder ſeis auch, zerriſſen werden?

Sakontala (fällt ihm zu Füßen).

Mein Vater! in Demuth bezeuge ich dir meine Verehrung.

Kanna.

Vortreffliches Mädchen, möge mein Beſtreben, dein Glück zu befeſtigen, mir gelingen!

Sakontala (nähert ſich ihren Geſpielinnen).

So kommt, meine Theuerſten! umarmt mich zuſammen.

(Sie umarmen ſich.)

Anuſuya.

Liebe Freundin, ſollte der tugendhafte Monarch ſich deiner nicht ſogleich erinnern, ſo zeige ihm nur den Ring, auf welchem ſein Name eingegraben iſt.

Sakontala (erſchrickt).

Mein Herz bebt bei der bloßen Beſorgniß, die du in mir erweckſt.

Priyamwada.

Fürchte nichts, holde Sakontala! die Liebe bringt immer Vorſtellungen von Elend hervor, die aber ſelten oder niemals zur Wirklichkeit gelangen. —

Sarngarawa.

Heiliger Weiſer! die Sonne iſt bereits ziemlich hoch geſtiegen: laß die Königin eilen, ihre Reiſe anzutreten.

Sakontala (umarmt Kanna nochmals).

Wann, mein Vater, ach, wann werd' ich dieſen Zufluchtsort der Tugend wiederſehen?

Kanna.

Tochter, wenn du dem frommen Monarchen lange, wie dieſe fruchtbare Erde, vermählt geweſen biſt, und ihm einen Sohn gegeben haſt, deſſen Wagen keines Gleichen finde in der Schlacht; dann wird dein König ihm die Bürde des Reichs übertragen, dann wirſt du mit deinem Duſchmanta, vor eurer letzten Reiſe, die Ruhe wieder ſuchen in dieſem geliebten und geheiligten Hain.

Gautami.

Kind, die beſte Zeit zu unſerer Reiſe geht ſchnell vorüber. Laß deinen Vater zurückkehren. — Geh, Ehrwürdigſter, geh zurück in deine Wohnung, von welcher ſie ihr Schickſal zu ſo langer Abweſenheit verurtheilt.

Kanna.

Holdes Kind, dieſe Zögerung unterbricht meine gottesdienſtlichen Pflichten.

Sakontala.

Du, mein Vater, wirſt ſie lange ohne Kummer üben; ich Arme bin zum Leiden beſtimmt.

Kanna.

O zwinge mich nicht, meine tägliche Andacht zu verſäumen. — (Seufzend.) Nein, meinen Kummer wird nichts mindern. Wie könnte er aufhören, meine Liebſte, da ich die Pflanzen ſtets vor Augen behalte, üppig hervorſproſſend aus den heiligen Körnern, die deine Hand vor meiner Hütte ſtreute? — Gehe hin und beglückt ſei deine Reiſe!

(Sakontala geht ab mit Gautami und den beiden Miſras.)

Anuſuya und Priyamwada
(beide, ihr ſchmerzlich nachſehend).

Weh, weh, die dichten Bäume verbergen ſchon die Geliebte!

Kanna.

Kinder, nun eure Freundin uns verlaſſen hat, mäßigt euren grenzenloſen Kummer und folgt mir. (Sie kehren zurück.)

Beide Mädchen.

Heiliger Vater, der Hain ohne Sakontala wird eine leere Einöde ſein.

Kanna.

Eure Liebe wird ihn dazu umſchaffen. (Nachdenkend.) — Ach! — Wohl! Endlich erlangt das ſchwache Herz ſeine Feſtigkeit wieder, nun meine Sakontala hinweggezogen iſt. — Im Grunde, früher oder ſpäter, wird eine Tochter immer eines Andern Eigenthum. Ich habe ſie ihrem Herrn zugeſandt, und fühle meine Seele rein und ruhig, wie Jemand, der ein unſchätzbares Unterpfand, das er lange mit ängſtlicher Sorgfalt bewahrte, ſeinem Eigenthümer wiedergegeben hat.

(Sie gehen ab.)

Fünfter Aufzug.

Scene: ein Pallaſt.

Ein alter Kämmerer (ſeufzt.)

Ach, wie bin ich doch ſo alt und hinfällig geworden? Dieſer Stab, den ich einſt zum Zeichen meiner Amtsverrichtung in des Königs Zimmer in Händen hielt, muß mich jetzt ſtützen, wenn ich kraftlos daherſchleiche, entkräftet von der Menge verlebter Jahre. — Ich ſoll dem König, wenn er durch den Palaſt geht, etwas ſagen, das ihn ſelbſt betrifft; es leidet keinen Aufſchub. (Er geht langſam weiter.) Ja, was war es denn? — Ah, ich beſinne mich: die frommen Schüler Kannas begehren eine Audienz. — Es iſt doch ein ſeltſames Ding um des Menſchen Leben! Der Verſtand eines alten Mannes ſcheint einmal ſo hell, und dann plötzlich hüllt ſich Alles wieder in Dunkel; wie das Lampenflämmchen, wenn es am Erlöſchen iſt. (Er geht umher und ſchaut.) Dort iſt Duſchmanta. Eben hat er für ſein Volk geſorgt, als wären es ſeine Hausgenoſſen. Mit leichtem Herzen ſucht er jetzt ſein einſames Zimmer; ſo der Elephant, das Haupt der Heerde, wenn er den ganzen Morgen geweidet hat und von der Sonne erhitzt iſt, ſucht er Kühlung im Schatten. — Der König ſteht nun eben vom Richterſtuhl auf, er bedarf Ruhe. Faſt ſcheu ich mich, ihm gerade jetzt zu hinterbringen, daß Kanna's Schüler angekommen ſind. Doch wie? Sollten die Stützen der Völker ruhen? Die Sonne führt ihr ſchimmerndes Geſpann zur Arbeit vieler Stunden; der

Wind weht Tag und Nacht; der Schlangenfürſt trägt immerdar die Laſt dieſer Erde! So raſtlos iſt auch die Mühe des Mannes, deſſen Einkünfte den ſechſten Theil des Erwerbs ſeines Volks betragen. (Er geht herum.)

Duſchmanta

(tritt herein mit Mádhawya und Gefolge; er ſcheint gedrückt von Geſchäften).

Jedem Bittenden iſt ſein Recht widerfahren, Jeder ging beglückt von dannen; aber Könige, die ihre Pflicht gewiſſenhaft erfüllen, müſſen dulden ohne Ende. Durchdringend iſt der Schmerz des ängſtlichen Strebens nach Herrſchaft; und iſt ſie nun feſt gegründet, dann quält den Monarchen die immerwährende Sorge für die Erhaltung des Volks; wie ein großer Sonnenſchirm, den man ſelbſt in der Hand trägt, zugleich ermüdet, indem er Schatten gibt.

Hinter der Scene.

Der König ſei ſiegreich!

Zwei Sänger recitiren Verſe.

Erſter Sänger.

„Du ſucheſt nicht dein Vergnügen; für das Volk allein ermatteſt du Tag und Nacht. Als du geſchaffen wardſt, erfüllte dieſer Hang deine Seele. So trägt ein aſtreicher Baum den ſengenden Sonnenſtrahl auf ſeinem Haupte, indeß ſein ausgebreiteter Schatten die Fieberhitze derer kühlt, die unter ihm Zuflucht nehmen.“

Zweiter Sänger.

„Wenn du den Stab der Gerechtigkeit führſt, lenkeſt du zurecht, Alle die vom Pfad der Tugend wichen; du gebieteſt dem Zwiſt, daß er ende; du wardſt gebildet zum Schutz deines Volks. Groß iſt der Reichthum deiner Verwandten; denn ſo grenzenlos iſt deine Liebe, daß du alle deine Unterthanen zu deinen Verwandten zählſt.“

Duſchmanta (horchend).

Wie erquickend iſt der holden Dichtkunſt Stimme, wenn man die Laſt des Richteramts getragen hat!

Madhawya.

O ja! es erquickt wol auch den müden Stier, wenn die Leute ſagen: dort geht der Herr der Heerde.

Duſchmanta (lächelnd).

Biſt du da, Freund? Setzen wir uns zuſammen.

(Der König und Madhawya ſetzen ſich. Hinter den Scenen wird Muſik gehört.)

Madhawya.

Horche, mein königlicher Freund. Ich höre eine wohlgeſtimmte Wina, aus jenem Zimmer, gleichſam im Zuſammenklang mit den Lauten der Götter. Ich glaube, die Königin Hanſamati macht Anſtalt, dich mit einem neuen Liede zu begrüßen.

Duſchmanta.

So ſchweige, damit ich hören kann.

Kämmerer (bei Seite).

Der König ſcheint beſchäftigt. Ich will warten, bis er Muße hat. (Geht zur Seite.)

Lied hinter der Scene.

„Holde Biene, auf friſchen Honig erpicht, pflegteſt du den weichen Rand der neugeöffneten Amrablume zu küſſen; wie gnügt dir jetzt die Waſſerlilie? wie vergiſſeſt du der erſten Liebe?“

Duſchmanta.

Das Lied athmet zärtliche Leidenſchaft.

Madhawya.

Kann es der König faſſen? Mir iſt es zu hoch.

Duſchmanta (lächelnd).

Ich war einmal verliebt in Hanſamati; jetzt erhalte ich einen Verweis wegen meiner langen Abweſenheit von ihr. Freund Madhawya, melde der Königin in meinem Namen, daß ich den Vorwurf fühle.

Madhawya.

Wie der König befiehlt; aber — (aufſtehend) Freund, du willſt mit fremder Hand eine ſcharfe Lanze faſſen. Dein Auftrag an ein beleidigtes Weib will mir nicht recht behagen. Der Einſiedler iſt eben nicht glücklich, als bis er jeder Leidenſchaft entſagt.

Duſchmanta.

Geh, mein gütiger Freund; die Milde deiner Rede wird ſie beſänftigen.

Madhawya.

Welch eine Botſchaft! (geht ab.)

Duſchmanta (für ſich).

Was iſts, daß ich ſo traurig werde, bei dem bloßen Liede über die Abweſenheit? Bin ich doch von keinem Gegenſtande meiner Neigung wirklich getrennt! Dieſe ſchwermüthige Stimmung bei ſonſt glücklichen Menſchen, wenn ſie ſchöne Geſtalten erblicken und harmoniſche Töne hören, entſteht vielleicht gar aus einer dunklen Erinnerung verfloſſener Freuden, iſt eine Spur unſerer Verbindungen in einem vorigen Zuſtande unſeres Daſeins! (Sizt nachſinnend und traurig.)

Kämmerer (naht ſich demüthig).

Sieg dem Herrſcher! Zwei geiſtliche Männer und einige Weiber kommen von ihrem Aufenthalt im Walde ohnweit der Schneegebirge und bringen eine Botſchaft von Kanna. Der König wird befehlen.

Duſchmanta (mit Verwunderung).

Wie? fromme Einſiedler in Geſellſchaft von Weibern?

Kämmerer.

So iſts.

Duſchmanta.

Befiehl dem Prieſter Somarata in meinem Namen ihnen ſchuldige Ehrfurcht zu bezeigen, wie es im Weda verordnet iſt; ſodann laß ihn zu mir kommen. Ich werde meine frommen

Gäſte an einer Stätte erwarten, wo ich ſie ſchicklich empfangen kann.

Kämmerer.

Ich gehorche. (geht ab.)

Duſchmanta.

Wächter! zeige den Weg zum Heerd des geheiligten Feuers.

Wächter.

Dies, o König! iſt der Weg. (Er geht voran.) Hier iſt der Eingang der geweihten Einfaſſung; dort ſteht die verehrungswürdige Kuh, die zum Opfer gemolken wird; glänzend ſteht ſie da, von der eben vollbrachten Beſprengung mit myſtiſchem Waſſer. Der König ſteige hinan.

Duſchmanta

(wird auf den Schultern ſeiner Schloßwächter auf die Opferſtätte gehoben).

Welche Botſchaft kann der fromme Kanna mir ſenden? Haben feindliche Geiſter, oder andere Urſachen die Andachtsübungen ſeiner Schüler geſtört? Oder iſt den armen Heerden, die im heiligen Walde weiden, ein Unglück zugeſtoßen? Oder haben die Sünden des Königs die Blüthen und Früchte der Stauden vergiftet, welche die Einſiedlerinnen pflanzten? — Ich verirre mich in einem Labyrinth von dunklen Vermuthungen.

Wächter.

Was unſer Monarch beſorgt, kann nicht geſchehen ſein; denn der bloße Klang ſeiner Bogenſehne hat die Einſiedelei gegen alles Böſe geſichert. Ich vermuthe, die frommen Männer, die des Königs Güte beglückte, kommen ihm Ehrfurcht zu erweiſen.

Sarngarawa, Sarabuata und Gaudami

treten herein und führen Sakontala an der Hand; vor ihnen der alte Kämmerer und der Prieſter.

Kämmerer.

Hieher, ehrwürdige Fremdlinge, hieher.

Sarngarawa.

Freund Saraduata, dort ſitzt der König der Menſchen: ihr Glück hängt an ſeinem Geheiß, und dennoch erweiſet er Allen gleiche Achtung. Hier wird kein Unterthan, und ſei er von der letzten Klaſſe, mit Verachtung aufgenommen. Doch meine Seele war ſtets frei von aller Anhänglichkeit an irdiſche Dinge; daher iſt mir dieſer Heerd, umringt von der Menge, nur der beſtimmte Ort des heiligen Feuers.

Saraduata.

Wie du, erſtaunte ich beim Eintritt in dieſe volkreiche Stadt; jetzt aber iſt ſie mir wie einem, der eben in reinem Waſſer gebadet hat, der Anblick eines mit Oel und Staub beſudelten Menſchen; wie das Unreine dem Reinen, wie der Schlafende dem Wachenden, der Gefangene dem Freien, der Sclave dem Unabhängigen!

Prieſter.

Daher kommt es, daß Männer, wie ihr beide, ſo hoch erhaben ſind über andere Sterbliche.

Sakontala
(wird eine ſchlimme Vorbedeutung gewahr).

Ehrwürdige Mutter, mir zittert das rechte Auge. Was bedeutet dieſe unwillkürliche Bewegung?

Gautami.

Der Himmel wende die Vorbedeutung ab, mein ſüßes Kind! Möge dich jede Freude begleiten! (Sie treten Alle vor.)

Prieſter (zeigt ihnen den König).

Dort, iht frommen Männer, iſt der Schutzherr des Volks; er hat ſeinen Sitz eingenommen und harret eurer.

Sarngarawa.

Das war unſer Wunſch; kein Eigennutz beſeelt uns dabei. So iſt es jederzeit; die Bäume beugen ſich unter dem Ueberfluß der Früchte; die Wolken ſenken ſich, wenn heilſamer Regen ſie füllt, und die Wohlthäter des Menſchengeſchlechts blähen ſich nicht in ihrem Reichthum.

Wächter.

O König, die heiligen Gäſte erſcheinen vor dir mit dem milden Blick, dem Zeichen ihrer Zuneigung.

Duſchmanta (ſieht Sakontala an).

Ha! welch ein Mädchen! die ſchöne Geſtalt im Mantel halbverhüllt! — Unter den Einſiedlern erſcheint ſie, wie eine friſche grüne Knospe unter gewelkten, gelben Blättern.

Wächter.

Soviel iſt offenbar; dieſe Geſtalt verdient nähere Betrachtung.

Duſchmanta.

Sie bleibe verhüllt! ſie ſcheint ſchwanger zu ſein, und eines Andern Weib darf auch von mir nicht geſehen werden.

Sakontala (bei Seite, die Hand auf die Bruſt).

O mein Herz, warum klopfſt du? — Erinnere dich, wie deines Herrn Liebe entſtand, und ſei ruhig.

Prieſter.

Glück dem Könige! Den heiligen Gäſten iſt Ehre widerfahren, wie das Geſetz befiehlt. Jetzt geruhe der König die Botſchaft anzuhören, die ſie von ihrem geiſtlichen Führer bringen

Duſchmanta (ehrerbietig).

Ich höre.

Die beiden Miſras (ihre Hände ausſtreckend).

Sieg folge deinen Fahnen!

Duſchmanta.

Ich grüße euch beide mit Ehrerbietung.

Beide.

Segen über unſern Herrſcher!

Duſchmanta.

Iſt eure Andacht ungeſtört geblieben?

Sarngawara.

Was könnte unſere Uebungen ſtören, da du der Erhalter aller Geſchöpfe biſt? Wie, wenn die helle Sonne ſtrahlt, ſollte Finſterniß die Welt bedecken?

Duſchmanta (bei Seite).

Der Königsname bringt alſo wol allen weltlichen Vortheil! (laut) Lebt dann der heilige Kanna glücklich?

Sarngarawa.

O König! wer die Früchte der Gottesfurcht ſammelt, darf dem Glück gebieten. Zuvor erkundigt er ſich liebevoll, ob deine Waffen ſiegreich ſind; dann redet er dich an in dieſen Worten:

Duſchmanta.

Wie lauten ſeine Befehle?

Sarngarawa.

„Die Eheverbindung zwiſchen dir und dieſem Mädchen, meiner Tochter, beſtätige ich mit zärtlicher Achtung; denn du biſt berühmt als der ehrenvolleſte der Menſchen und meine Sakontala iſt die Tugend ſelbſt in menſchlicher Geſtalt. In Zukunft wird die Läſterzunge nicht mehr Brahma vorwerfen, daß er ungleiche Ehen duldet; er hat eine Braut und einen Bräutigam vereint, von gleich vortrefflicher Art. Weil ſie nun ſchwanger von dir iſt, ſo nimm ſie auf in deinen Palaſt, daß ſie mit dir vereint, die Pflichten erfülle, welche die Religion auferlegt."

Gautami.

Großer König, dein Anblick iſt ſanft und gütig, ich wünſche dir wenige Worte zu ſagen.

Duſchmanta (freundlich).

Rede, ehrwürdige Matrone.

Gautami.

Sie hat die Rückkehr ihres geiſtlichen Vaters nicht erwartet, keinen von ihren Angehörigen um Rath gefragt. Ihr

beide waret allein zugegen bei eurer Hochzeitfeier: ſo ſprecht nun ohne Scheu miteinander, wenn ihr euch ſelbſt gelaſſen ſeid.

Sakontala (bei Seite).

Was wird mein König ſagen?

Duſchmanta (für ſich, verwirrt).

Welch ein ſeltſames Abenteuer!

Sakontala (bei Seite).

Weh mir! wie verächtlich empfängt er die Botſchaft!

Sarngarawa (bei Seite).

Was ſoll der Ausdruck, den ich hörte? „Ein ſeltſames Abenteuer!“ — (Laut.) Monarch, du kennſt die Herzen der Menſchen. Eine Ehefrau ſei noch ſo ehrbar, ſo denkt die Welt Arges, wenn ſie nur bei ihren väterlichen Verwandten wohnt. Hier bittet jetzt die rechtmäßige Gattin, und demüthig bitten ihre Angehörigen, ſie werde geliebt oder nicht, daß ſie ihre Tage zubringen möge in der Wohnung ihres Gemahls.

Duſchmanta.

Was ſagſt du? Bin ich der Gatte dieſes Frauenzimmers?

Sakontala (ſchmerzlich).

O mein Herz! deine Beſorgniß trifft ein.

Sarngarawa.

Ziemt es einem erhabenen Fürſten von den Vorſchriften der Religion und der Ehre zu weichen, blos weil ihn ſeine Bündniſſe gereuen?

Duſchmanta.

Wie iſts möglich, daß man dieſes luftige Mährchen erſann, und ſich ſchmeicheln durfte Glauben zu finden?

Sarngarawa (zornig).

Wankelmüthig ſind die Mächtigen, die ſich berauſchen laſſen von ihrer Macht!

Duſchmanta.

Ich höre einen viel zu ſtrengen Vorwurf.

Gautami (zur Sakontala).

Erröthe nicht, mein holdes Kind; laß mich deinen Mantel abnehmen, damit ſich der König deiner erinnere.

Duſchmanta (bei Seite, indem er Sakontala anſieht).

Im Zweifel, ob nicht ein Anderer dieſe tadelloſe, meinem Blicke jetzt enthüllte Schönheit beſeſſen hat, bin ich der Biene ähnlich, die am Eintritt der Nacht über einer thaugefüllten Blume ſchwebt; gleich unfähig ihrer froh zu werden und ſie zu verlaſſen.

Wächter (bei Seite zum König).

Der König kennt am beſten ſeine Rechte und Pflichten: doch wer möchte noch anſtehen, wenn ein Weib, ſchön wie ein Edelſtein, den Zimmern ſeines Palaſts neuen Glanz verleiht?

Sarngarawa.

Was bedeutet, o König, dein ſeltſames Sillſchweigen?

Duſchmanta.

Heiliger Mann, ich ſinn' und ſinne wieder, aber meiner Heirath mit dieſem Frauenzimmer entſinn' ich mich nicht. Darf ich die Würde meines Kſchetraſtamms verleugnen und in meinen Palaſt ein junges Weeb aufnehmen, die von einem andern Gatten ſchwanger iſt?

Sakontala (bei Seite).

Ach, weh mir! Konnte noch über unſer Bündniß ein Zweifel entſtehen? So zerbricht der Baum meiner Hoffnung, der ſo üppig trieb!

Sarngarawa.

Hüte dich, daß der göttliche Weiſe, der dir das unſchätzbare Kleinod, welches du ihm wie ein unwürdiger Räuber nahmſt, als freie Gabe ſchenken will, hüte dich, daß er nicht

aufhöre deiner, des rechtmäßigen Gemahls ſeiner Tochter, zu gedenken, und alle ſeine Sorge auf ſie allein beſchränke, die deine Treuloſigkeit entehrt.

Saraduata.

Halt ein, theurer Sarngarawa, und du Sakontala, ſprich jetzt, an dir iſt die Reihe, da dein Herr dich vergeſſen zu haben bekennt.

Sakontala (bei Seite).

Iſt ſeine Liebe dahin, was hilfts, daß ich die Erinnerung an mich in ihm zurückrufe? Doch, wenn meine Seele zur Qual beſtimmt iſt, ſo ſei's; ich will ſprechen. — (Laut zu Duſchmanta.) O mein Gemahl! — (Pauſe.) Oder, bezweifelſt du noch die richtige Anwendung dieſes heiligen Namens — o Puru's Sohn! ziemt es dir, der mich liebte im heiligen Hain mit ausſchweifender Leidenſchaft, daß du mich heute mit bitterm Spott verleugneſt?

Duſchmanta (hält die Hände vor die Ohren).

Fern ſei das Verbrechen von meiner Seele! — Man hat dich abgerichtet in hämiſcher Abſicht mich zu ſchänden, und von der Würde zu ſtürzen, die ich bis jetzt behaupte; wie ein Strom, der ſeine Ufer überwältigt und ſeinen ruhigen Lauf verändert, die hohen Bäume hinabſtürzt.

Sakontala.

Iſt es bloßer Fehler des Gedächtniſſes, ſo will ichs dir wieder geben, indem ich dir deinen eigenen Ring zeige, worauf dein Name gegraben iſt.

Duſchmanta.

Trefflich erſonnen!

Sakontala (beſieht ihren Finger).

Weh mir! ich habe keinen Ring. (Sie ſieht Gautami wehmüthig an.)

Gautami.

Der unglückliche Ring wird dir von der Hand gefallen ſein, als du Waſſer ſchöpfteſt um dirs auf das Haupt zu gie=

ßen, im Teiche Satſchitirtha, ohnweit des Orts Sakrawatara.

Duſchmanta (lächelnd).

Daß es den Weibern je an Ausflüchten fehlte!

Sakontala.

Brahma's Macht muß Alles weichen! Doch will ich eines Umſtands noch erwähnen.

Duſchmanta.

Ich muß mir das Geſchichtchen nur gefallen laſſen.

Sakontala.

Einſt, in einer Wetaſaslaube, ſchöpfteſt du Waſſer in deine Hand, aus ſeinem natürlichen Gefäß, dem Lotosblatt —

Duſchmanta.

Was folgte?

Sakontala.

In dem Augenblick nahte ſich dir ein kleines Rehkalb, das ich wie mein Kind gezogen hatte; da ſagteſt du gütig: „Trinke du erſt, ſanftes Thier!“ Es wollte aber nicht trinken aus fremder Hand; aus der meinigen ſchlürft' es begierig das Waſſer. Mit ſteigender Rührung ſagteſt du: „So liebt jedes Geſchöpf ſeine Geſpielen; ihr beide ſeid Waldbewohner, und beide liebenswürdig ſeid ihr.“

Duſchmanta.

Mit ſolchen eigennützigen und überzuckerten Erdichtungen fängt man die Seele des Wollüſtlings.

Gautami.

Enthalte dich, erhabenſter Fürſt, des ſtrengen Urtheils. Sie ward im geweihten Hain erzogen, wo ſie keinen Trug erlernte.

Duſchmanta.

Fromme Matrone, die Verſchmitztheit des weiblichen Geſchlechts erſcheint auch ohne Unterricht, ſogar bei einer andern

Gattung als der unſrigen. Was wäre ſie nicht erſt, wenn Unterweiſung hinzukäme? — Die Kokilahennen, ehe ſie in die Lüfte fliegen, hinterlaſſen andern, ihnen fremden Vögeln, ihre Eier zum Brüten, ihre Jungen zum Füttern.

Sakontala (aufgebracht).

O Ehrloſer! du miſſeſt alle Welt nach deinem verderbten Herzen. War je ein Fürſt dir ähnlich, wird je dir einer ähnlich ſein, im Gewand der Religion und Tugend, ein niedriger Betrüger? dem tiefen Brunnen gleich, deſſen Oeffnung einladende Pflanzen verdecken!

Duſchmanta (für ſich).

Die bäuriſche Erziehung läßt ſie ſo zornig und mit Verleugnung der weiblichen Sittſamkeit ſprechen. Aus ihren Blikken ſchießt der Unwille; ihr Auge glüht, und ihre Zunge verſagt ihr, indem ſie die rauhen Worte ſpricht. Ihre Lippe, roth wie die Bimbafrucht, zittert, als ſchüttelte ſie der Froſt, und ihre regelmäßig gewölbten Augenbrauen ziehn ſich zuſammen. — Die Lockung der Einfalt hat ihre Wirkung auf mich verfehlt; jetzt verſucht ſie, was der Zorn vermag, — und zerbricht den Bogen des (Liebesgottes) Kama, der, wäre ſie nicht eines Andern Eigenthum, mich leicht verwundet hätte. — (Laut.) Duſchmanta's Herz, junge Frau, iſt Allen bekannt; das deinige verräth ſich in deinem Betragen.

Sakontala (ſpöttiſch).

Euch Königen iſt man auf alle Fälle unbedingten Glauben ſchuldig; ihr wißt genau, wie viel Achtung man der Tugend und den Menſchen erweiſen muß; — Weiber, wie ſittſam, wie tugendhaft ſie auch ſein mögen, wiſſen nichts, und reden nichts mit Wahrheit. — In glücklicher Stunde bin ich hergekommen, den Gegenſtand meiner Liebe zu ſuchen; in einem glücklichen Augenblick empfing ich die Hand eines Fürſten, von Puru entſproſſen, eines Fürſten, der mein Zutrauen durch den Honig ſeiner Worte gewann, indeß ſein Herz den Dolch verbarg, der meines durchbohren ſollte. (Sie verbirgt ihr Geſicht und weint.)

Sarngarawa.

Dieſer unerträgliche Wankelmuth des Königs reizt meinen Zorn. Hüte ſich fernerhin ein Jeder, wie er geheime Verbindungen eingeht; die ſchnell entſtandene Freundſchaft, eh beider Herzen ſich kannten, verwandelt ſich bald in Haß.

Duſchmanta.

Willſt du mich zwingen ein großes Verbrechen zu begehen, indem ich mich auf ihre glatte Rede verlaſſe?

Sarngarawa (verächtlich).

Du haſt die Antwort gehört. — Die Worte der Unvergleichlichen, die nie gelernt hat, was Ungerechtigkeit ſei, ſollen hier keinen Glauben finden; aber wer nur Andere anzuklagen, wer nur Verbrechen nachzuſpähen weiß, der allein ſoll Wahrheit ſprechen!

Duſchmanta.

O Mann von unbeſcholtener Glaubwürdigkeit, ohne Zweifel bin ichs, den du beſchreibſt; doch was gewinne ich durch die Anklage deiner Begleiterin?

Sarngarawa.

Ewiges Elend.

Duſchmanta.

Nein! Elend wird nie das Loos von Puru's Nachkommen ſein.

Sarngarawa.

Was nützt unſer Streit? — O König, wir haben den Befehlen unſeres Lehrers Folge geleiſtet und kehren jetzt zurück. Sakontala iſt nach dem Geſetz dein Weib, gleichviel ob du ſie verlaſſeſt oder anerkennſt; und des Ehegatten Herrſchaft iſt unumſchränkt. — Gautami, gehe voran!

(Die beiden Miſras und Gautami abgehend.)

Sakontala.

Dieſer Treuloſe hat mich hintergangen; aber ihr meine Freunde, könnt' ihr mich auch verlaſſen? (Folgt ihnen.)

Gautami (ſieht ſich um).

Mein Sohn, Sakontala folgt uns mit zärtlichen Bitten. Was kann ſie hier bei einem ungetreuen Gatten weilen, ſie, die lautere Zärtlichkeit iſt?

Sarngarawa (ſtreng gegen Sakontala).

Weib! du ſiehſt die Fehler deines Mannes; verlangſt du frei zu ſein? (Sakontala bleibt zitternd ſtehen.)

Saraduata.

Die Königin höre mich. Biſt du, wofür dich der König ausgibt, was für Recht haſt du zu klagen? Kennſt du aber die Reinigkeit deiner Seele, ſo ziemt es dir als eine Handmagd zu warten in der Behauſung deines Herrn. Bleibe, wo du biſt; wir müſſen zu Kanna zurückkehren.

Duſchmanta.

Täuſcht ſie nicht, heilige Männer, mit eitler Erwartung. Der Mond öffnet die Nachtblume; die Sonne macht die Waſſerlilie blühen; Jeder bleibt bei dem beſondern Gegenſtand ſeiner Neigung, und der Tugendhafte enthält ſich von dem Weibe eines Andern.

Sarngarawa.

Gleichwol, o König! der du Religion und Tugend zu beleidigen fürchteſt, du ſcheuſt dich nicht, deine geehlichte Gattin zu verlaſſen, unter dem Vorwande, daß du über der Menge deiner öffentlichen Geſchäfte dein perſönliches Bündniß vergeſſen habeſt.

Duſchmanta (zu ſeinem Prieſter).

Ich kann mich wirklich keines Verſprechens dieſer Art erinnern, und frage dich, meinen geiſtlichen Rathgeber, welche Sünde größer ſei, mein eigenes Weib zu verlaſſen oder mit eines Andern Weibe mich zu verbinden?

Prieſter (nach einigem Nachdenken).

Wir können zwiſchen beidem einen Ausweg wählen.

Duſchmanta.

Mein ehrwürdiger Führer befehle.

Prieſter.

Das junge Weib mag bis zu ihrer Niederkunft in meinem Hauſe wohnen.

Duſchmanta.

In welcher Abſicht?

Prieſter.

Weiſe Sterndeuter haben dem König verſichert, daß er eines ruhmvollen Fürſten Vater werden ſoll, deſſen Herrſchaft grenzen wird an das Meer gegen Aufgang und Niedergang. Wird nun die Tochter des heiligen Mannes einen Sohn gebären, an deſſen Händen und Füßen die Zeichen weit ausgebreiteter Herrſchaft ſich offenbaren; ſo will ich ihr, als meiner Königin huldigen, und ſie in die königlichen Zimmer führen; wo nicht, ſo kehre ſie zu geſetzter Zeit zu ihrem Vater zurück.

Duſchmanta.

Es ſei, wie du entſchieden haſt.

Prieſter (zu Sakontala).

Hierher, meine Tochter; folge mir.

Sakontala.

O Erde, milde Göttin, gib mir einen Platz in deinem Schooße! (Sie geht weinend ab mit dem Prieſter. Die beiden Miſras und Gautami gehen von einer andern Seite ab. Duſchmanta ſteht und ſinnt nach über die ſchöne Sakontala; allein der Fluch trübt noch ſein Gedächtniß.)

Hinter der Scene.

O wundervolles Ereigniß!

Duſchmanta.

Was kann geſchehen ſein?

Prieſter (wieder hereintretend).

Höre, o König, das erſtaunende Ereigniß. Als Kanna's Schüler abgereiſet waren, ſtand Sakontala, beklagte ihr hartes Schickſal, breitete ihre Arme aus, und weinte; da —

Duſchmanta.

Nun?

Prieſter.

Da ſtieg ein Lichtkörper, in weiblicher Geſtalt, hernieder bei Apſaraſtirtha, wo man die Nymphen des Himmels verehrt; umfing ſie ſchnell und verſchwand. (Alle erſtaunen.)

Duſchmanta.

Ich habe gleich etwas von Zauberei geahnet. Doch das iſt nun vorbei, und alles Vernünfteln darüber iſt unnütz. Beruhige dich, Somarata.

Prieſter.

Der König ſei ſiegreich! (Geht ab.)

Duſchmanta.

Kämmerer, ich bin ſehr ermüdet, und du, Wächter, führe mich nach dem Ruheplatz.

Wächter.

Der König komme hierher.

Duſchmanta (im Gehen, für ſich).

Umſonſt ſuche ich mich auf die Hochzeit mit des Einſiedlers Tochter zu beſinnen; und doch iſt mein Herz ſo unruhig, daß ich ihrer Geſchichte beinah Glauben beimeſſen möchte.

(Alle gehen ab.)

Sechster Aufzug.

Scene: die Straße.

Ein Polizeiaufſeher nebſt zwei Beamten treten auf und führen einen Mann mit gebundenen Händen.

Erſter Beamter (ſchlägt den Gefangenen).

Da haſt du eins, Kumbhilaka, wenn du ſo heißeſt; und bekenne, woher haſt du den Ring mit dem großen Edelſtein, worauf des Königs Name gegraben ſteht?

Kumbhilaka (zitternd).

Erbarmt euch meiner, ich bitt' euch; ich bin des Verbrechens nicht ſchuldig, weswegen ihr mich in Verdacht habt.

Erſter Beamter.

Ei du vortrefflichſter Bramine, hat ihn dir der König für irgend einen wichtigen Dienſt geſchenkt?

Kumhilaka.

Hört mich nur: ich bin ein armer Fiſcher, und wohne zu Sakrawatara.

Zweiter Beamter.

Wer fragt dich, du Dieb, um deinen Stamm und Aufenthalt?

Polizeiaufſeher.

O Sutſchaka, laß den Kerl ſeine Geſchichte auserzählen. Jetzt, Schurke, verhehle uns nichts.

Erſter Beamter.

Hörſt du? Thu, was unſer Meiſter befiehlt.

Kumbhilaka.

Ich ernähre meine Familie vom Fiſchfang: ich fiſche mit Netzen, mit der Angel und ſonſt auf allerlei Art.

Aufſeher (lachend).

Eine tugendhafte Art ſein Brot zu verdienen!

Kumbhilaka.

Wirf mir das nicht vor, Meiſter. Wir dürfen die Beſchäftigung unſerer Väter nicht verlaſſen, wie niedrig ſie auch ſei, und wer Thiere umbringt und verkauft, kann doch ein weiches Herz haben, wenn er gleich eine grauſame Handlung begeht.

Aufſeher.

Nur weiter, weiter.

Kumbhilaka.

Eines Tages fing ich einen großen Rohitafiſch, ſchnitt ihn auf und fand dieſen ſchönen Ring in ſeinem Magen. Wie ich ihn verkaufen wollte, habt ihr mich feſtgenommen. So weit und nicht weiter kann man mir Schuld geben, daß ich den Ring genommen habe. Wollt ihr nun noch fortfahren mich zu ſchlagen? Wollt ihr mich nun ums Leben bringen?

Aufſeher (beriecht den Ring).

Dſchaluka, der Stein hat wirklich in einem Fiſch geſteckt; es iſt doch ein merkwürdiger Fall und ich will ihn Jemand von des Königs Hofſtaat melden.

Die Beamten (zum Fiſcher).

K[illegible]n mit, Beutelſchneider! (Sie gehen weiter.)

Der Aufſeher.

Sutſchaka, bleib hier am groſsen Stadtthor ſtehen, und warte, bis ich mit einem von den Officianten im Palaſt geſprochen habe.

Die Beamten.

Geh, Radſchayukta; der König ſei dir gnädig!

(Der Aufſeher geht ab.)

Zweiter Beamter.

Ich fürchte, unſer Meiſter wird lang ausbleiben.

Erſter Beamter.

Ja, Könige ſpricht man nur nach ihrer Muſse.

Zweiter Beamter.

Freund Dſchaluka, mir jucken die Fingerſpitzen, daſs ich dieſem Beutelſchneider den Reſt gebe.

Kumbhilaka.

Du würdeſt einen Unſchuldigen umbringen.

Erſter Beamter.

Hier kommt unſer Meiſter. Der König hat ſchnell entſchieden. Jetzt, Kumbhilaka, wirds drauf ankommen, ob du deine Geſellen wieder ſiehſt, oder Futter für Geier und Schakalle wirſt.

Aufſeher (wiederkommend).

Laſst den Fiſcher ſogleich —

Kumbhilaka (in Todesängſten).

Ach, ich bin verloren!

Aufſeher.

— auf freien Fuſs geſtellt werden. Der König ſagt, er wiſſe um ſeine Unſchuld, ſeine Erzählung ſei wahr.

Zweiter Beamter.

Wie unſer Meiſter befiehlt! — Der Kerl war auf dem Wege nach den Wohnungen Yama's, und wird zurückgeführt.

(Indem er den Fiſcher losbindet.)

Kumbhilaka (bückt ſich).

Herr, ich verdanke deiner Güte mein Leben.

Aufſeher.

Freund, ſteh auf und höre mit Entzücken, daß dir der König eine Summe Geldes ſchenkt, welche ſo viel als der volle Werth des Rings beträgt; für einen Menſchen in deiner Lage iſt es ein großes Vermögen. (Gibt ihm das Geld.)

Kumbhilaka (freudig).

Ich bin vor Freuden außer mir.

Erſter Beamter.

Der Landſtreicher kommt mir vor, als hätte man ihn vom Pfahl genommen und auf einen Staatselephanten geſetzt.

Zweiter Beamter.

Ich vermuthe, der König ſetzt einen beſondern Werth auf ſeinen Ring.

Aufſeher.

Er ſchätzt ihn nicht um den innern Werth; aber ich kann mir die Urſache ſeines Entzückens beim Anblick deſſelben wol denken.

Beide Beamte.

Was veranlaßte dieſes Entzücken?

Aufſeher.

Wahrſcheinlich rief der Ring Jemanden in ſein Andenken zurück, der eine Stelle in ſeinem Herzen hat; denn ſo feſt er ſonſt iſt, ſo außerordentlich erſchütterte ihn doch der Anblick des Rings auf mehrere Minuten.

Zweiter Beamter.

Unſer Meiſter hat dem König große Freude verurſacht.

Erſter Beamter.

Ja, und das vermittels dieſes Fiſchfängers.

(Blickt ihn grimmig an.)

Kumbhilaka.

Werdet nicht böſe; die Hälfte des Geldes theile ich unter euch, um euch Wein zu kaufen.

Erſter Beamter.

Ei, nun biſt du unſer liebes Brüderchen. — Guter Wein iſt der erſte Gegenſtand unſerer Neigung. — Kommt, laßt uns zuſammen zum Weinhändler gehen. (Alle gehen ab.)

Scene: Der Garten des Palaſts.

Die Nymphe Miſrakeſi erſcheint in der Luft.

Miſrakeſi.

Mein erſtes Geſchäft habe ich ausgerichtet; ich habe im Teich der Nymphen gebadet; jetzt muß ich mit eigenen Augen ſehen, wie der tugendhafte König ſich betrübt. — Sakontala iſt ſeinem Herzen theuer; weil ſie die Tochter meiner geliebten Menaka iſt, die mir beide Aufträge gab. — (Sie ſchaut umher.) Ach, an dieſem Tage des Entzückens ſcheint der ganze Haushalt des Königs von neuem Kummer niedergedrückt. Wollte ich meine übernatürlichen Kräfte anwenden, ſo könnte ich wiſſen, was hier vorgegangen iſt; doch Menaka's Wünſche heiſchen Gehorſam. In jenem Geſträuch will ich eine unſichtbare Beobachterin ſein.

(Sie ſteigt herab und geht auf ihren Standort.)

Zwei Jungfrauen, Dienerinnen des Liebesgottes, treten auf.

Erſte Jungfrau (ſieht eine Amrablume an).

Jene Blüthen des Amra, am grünen Stengel ſchwebend, ſind friſch und leicht wie der Athem des Frühlingsmonds. Ich muß der Göttin Reti einen Korb voll davon darbringen.

Zweite Jungfrau.

Warum, meine Parabritika, willſt du ſie allein darbringen?

Erſte Jungfrau.

O meine liebe Madukarika, wenn eine Kokilahenne (die Deutung meines Namens) einen blühenden Amra ſieht, wird ſie verzückt und verliert alle Beſonnenheit.

Zweite Jungfrau (mit Entzücken).

Wie? iſt die Jahrszeit ſüßer Freuden wirklich wieder da?

Erſte Jungfrau.

Ja, die Jahrszeit, wenn wir nur von Wein und Liebe ſingen.

Zweite Jungfrau.

Halte mich, ich will auf den Baum ſteigen, und ihm ſeine duftenden Knoſpen rauben, damit wir ſie dem Kama zum Opfer bringen können.

Erſte Jungfrau.

Wenn ich dir helfen ſoll, ſo muß ich die Hälfte der Belohnung haben, die der Gott dafür geben wird.

Zweite Jungfrau.

Das verſteht ſich, auch ohne Abrede. Wir ſind nur Eine Seele, wie du weißt, ob ihr gleich Brahma zwei Körper gegeben hat. — (Steigt hinauf und pflückt die Blumen.) Ach, die Knoſpen ſind kaum erſt offen. — Hier hab' ich eine, die ein wenig aufgeſchloſſen iſt und lieblichen Geruch duftet — (Nimmt eine Hand voll Knoſpen.) Dieſe Blüthe iſt heilig dem Gotte mit dem Fiſch in ſeinem Panier! O ſüße Blüthe, die ich jetzt weihe, wol würdig biſt du Kamadewa's ſechsten Pfeil zu ſpitzen, Kamadewa's, der jetzt ſeinen Bogen nimmt, um die jungen Herzen bei Tauſenden zu verwunden.

(Sie wirft eine Blume herab.)

Der alte Kämmerer (hereintretend, zornig).

Hört auf die halb offenen Knoſpen zu brechen; es gibt kein Jubeljahr, der König hat es abbeſtellt.

Beide Jungfrauen.

Verzeih; wir wußten nichts von dem Verbot.

Kämmerer.

Ihr hättet es nicht gewußt? — Die Bäume ſelbſt, die der Frühling ſchmückte, und die Vögel, die ſich auf ihren Aeſten wiegen, empfinden mit unſerm Monarchen. Daher wollen jene Knoſpen, die ſchon längſt hervorgekommen ſind, ihren befruchtenden Staub nicht hergeben; darum bleibt die Kuruwakablume, vollſtändig gebildet, wie ſie iſt, im geſchloſſenen Kelche verſchleiert; die Stimme des Kokila bleibt in ſeiner Kehle ſtecken, wenngleich kein kalter Thau mehr fällt und Smara ſelbſt, der Gott der Begierde, ſteckt den halb hervorgezogenen Pfeil wieder in ſeinen Köcher.

Miſrakeſi (bei Seite).

Der König iſt ohne Zweifel noch treu und zärtlich.

Erſte Jungfrau.

Vor einigen Tagen ſandte uns Mitrawaſſu, der Befehlshaber unſerer Provinz, des Königs Füße zu küſſen, und wir ſind hergekommen, um ſeine Haine und Gärten mit allerlei Deviſen zu ſchmücken; daher erfuhren wir nichts von dem Verbot.

Kämmerer.

So hütet euch, daß ihr euch nicht zum zweitenmale vergeht.

Zweite Jungfrau.

Wir gehorchen unſerm Herrn mit Freuden; allein, wenn es erlaubt iſt, die Geſchichte zu wiſſen, ſo erzähle uns, wir bitten dich, was unſerm Herrſcher Veranlaſſung gegeben hat, die gewöhnlichen Feierlichkeiten einzuſtellen. —

Miſrakeſi (bei Seite).

Könige pflegen den feſtlichen Pomp zu lieben; das Verbot muß alſo einen wichtigen Grund haben.

Kämmerer (für ſich).

Die Sache iſt ja öffentlich bekannt, warum ſollt' ich ſie ihnen nicht ſagen? (Laut) Habt ihr von der unglücklich verlaſſenen Sakontala nichts gehört.

Erſte Jungfrau.

Bis zum Anblick des unglücklichen Rings hat uns der Befehlshaber ihre Geſchichte erzählt.

Kämmerer.

So bleibt mir wenig hinzuzufügen übrig. Sobald der König beim Anblick ſeines Edelſteins ſein Gedächtniß wieder bekam, rief er unverzüglich: „Ja, die unvergleichliche Sakontala iſt meine rechtmäßige Gattin, und als ich ſie verwarf, hatte ich den Verſtand verloren.“ — Zugleich gab er alle Zeichen der äußerſten Betrübniß und Reue, und verabſcheute von dem Augenblick an jede Freude des Lebens. Er übt nicht mehr ſeine verehrungswürdigen Gaben von Tag zu Tage zum Beſten ſeines Volks; er durchwacht die langen Nächte ohne ein Auge zu ſchließen, und wälzt ſich auf ſeinem Ruhebett. — Steht er auf, ſo ſpricht er kein verſtändiges Wort; er verwechſelt die Namen der Weiber in ſeinen Zimmern und nennt ſie in Gedanken Sakontala; dann ſitzt er wieder niedergeſchlagen, das Haupt auf ſeine Knie geſtützt.

Miſrakeſi (bei Seite).

Wie freut mich das!

Kämmerer.

Der tiefe Kummer, der an ſeinem Herzen nagt, iſt Urſache, daß der Frühlingsjubel unterſagt worden iſt.

Beide Jungfrauen.

Ein ſchickliches Verbot!

Hinter der Scene.

Platz gemacht, der König kommt!

Kämmerer (horcht).

Hier kommt der Monarch; kehrt zurück, Jungfrauen in eure Provinz.

(Die beiden Jungfrauen gehen ab.)

Duſchmanta

in Trauer, vor ihm her ein Schloßwächter, und neben ihm Madhawya.

Kämmerer (ſieht den König an).

O wie majeſtätiſch iſt doch eine edle Geſtalt in jeder Kleidung! Unſer Fürſt ſelbſt in der Hülle der Betrübniß flößt Ehrfurcht ein. Vergnügen, Schmuck, Geſchäfte hat er verlaſſen; er iſt hager geworden, und ſeine Armſpange gleitet hinab bis an das Handgelenk; ſeine Lippen ſind zerſprungen von heißen Seufzern; offen ſtarren ſeine Augen von langwierigem Kummer und von Schlafloſigkeit: dennoch blendet mich der Tugendglanz, den ſein Antlitz, wie ein ſchön geſchliffener Diamant, von ſich ſtrahlt.

Miſrakeſi (bei Seite, indem ſie den König anſieht).

Mit Recht trauert meine geliebte Sakontala, ob ſie gleich verſtoßen und verachtet ward, über die Abweſenheit dieſes Jünglings.

Duſchmanta (tritt langſam vor, in Gedanken vertieft).

Da mich meine Geliebte mit dem Gazellenauge an unſere Liebe mahnte, da ſchlummerte ich ohne Zweifel; aber das Uebermaß des Kummers hat mich geweckt.

Miſrakeſi (bei Seite).

Das entzückende Mädchen wird noch glücklich ſein.

Madhawya (bei Seite).

Unſer König hat wieder Liebesluft eingehaucht, und ich weiß kaum, wie ſeine Krankheit zu heilen iſt.

Kämmerer (nähert ſich dem Könige).

Sieg dem Könige! — Möge der König jenes ſchöne waldumſchattete Land, dieſe kühlen Gänge, und dieſen blühenden Garten beſuchen, wo ſichs herrlich ruhen läßt auf reizenden Lagern.

Duſchmanta (der nicht Acht gegeben hat).

Wächter, berichte dem erſten Miniſter, in meinem Namen, ich ſei geſonnen, mich auf lange Zeit von der Stadt zu

entfernen, und werde folglich nicht im Tribunal ſitzen; er ſolle an mich ſchreiben; und alle vorkommende Klagen meiner Unterthanen einſenden.

Wächter.

Wie der König befiehlt! (Geht ab.)

Duſchmanta (zum Kämmerer).

Und du, Parwatayana, verſäume nicht dein beſtimmtes Geſchäft.

Kämmerer.

Auf keine Weiſe. (Geht ab.)

Madhawya.

Du haſt keine Fliege im Garten gelaſſen. Jetzt ergötze dich in dieſem Aufenthalt, der ſich des Schluſſes der thaubringenden Jahrszeit zu freuen ſcheint.

Duſchmanta.

O Madhawya, wenn Leute, die man großer Vergehen anklagt, unſchuldig erfunden werden, ſieh, wie dann der Kläger Strafe leidet. Im Wahnſinn vergaß ich meine Liebe für die Tochter des Weiſen, und der herzgeborne Gott, der ſeine Freude daran hat, Schmerz zu verurſachen, legt nun einen neuen Pfeil mit einer Amrablüte geſpitzt an ſeine Bogenſehne. — Der Ring gab mir mein Gedächtniß wieder, und jetzt beklage ich mit Thränen der Reue den Verluſt meiner Allgeliebten, die ich ohne Urſach verſtieß. Sieh, ich erliege dem Kummer, da des Frühlings Wiederkehr Aller Herzen mit Freude erfüllt.

Madhawya.

Beruhige dich, mein Freund; ich will die Geſchoſſe des Liebesgottes mit meinem Stabe zerbrechen. (Er ſchlägt einige Blüthen vom Amrabaum ab.)

Duſchmanta (nachdenkend).

Ja, ich bekenne Brahma's höchſte Macht. — (Zu Madhawya.) Wo, Freund, wo ſoll ich mich ſetzen, und mein Geſicht

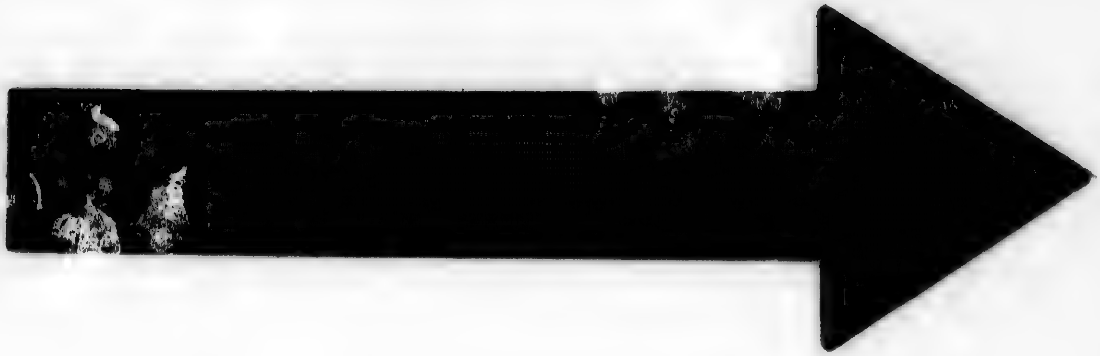


IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)

6"

Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

2.8
2.5
3.2
2.2
3.6
4.0
2.0
1.8
1.1
1.0

erquicken an den zarten Stauden, die eine entfernte Aehnlichkeit haben mit Sakontala's Wuchs?

Madhawya.

Bald wirſt du die Malerin ſehen, der du geſagt haſt, daß du den Morgen in jener Laube von Madhawiſträuchen zubringen würdeſt; ſie wird dir das Bild der Königin bringen, wozu du ihr den Auftrag gegeben haſt.

Duſchmanta.

Ihr Bild ſogar wird meine Seele entzücken. — Führe mich zur Laube.

Madhawya.

Hierher, mein Freund. — (Beide gehen und Miſrakeſi folgt ihnen.) Die Laube von ſchlängelnden Madhawis, geſchmückt mit Stückchen von Steinen, gleich glänzenden Juwelen, ſcheint dich ſtillſchweigend in ihrer Anmuth zu begrüßen. — Laß uns hineingehn und uns ſetzen.

(Sie ſetzen ſich beide in der Laube.)

Miſrakeſi (bei Seite).

Hinter jenem dichten Geſträuch will ich das Bildniß meiner Sakontala ſchauen; ſodann eile ich, um die aufrichtige Liebe ihres Gemahls zu berichten. (Sie verbirgt ſich.)

Duſchmanta (ſeufzend).

O mein geprüfter Freund! jetzt iſt das ganze Abenteuer in der Einſiedelei friſch in meinem Gedächtniß. Wie tief mich der Anblick des Mädchens rührte, habe ich dir damals geſagt; aber als ich ſie verſtieß, warſt du nicht zugegen. In unſerer Unterredung ward ihres Namens oft gedacht; wie konnt' es auch anders ſein! — — Hatteſt du denn auch, wie ich, den ganzen Vorgang vergeſſen?

Miſrakreſi (bei Seite).

Die Weltbeherrſcher dürfen, wie ich ſehe, keinen Augenblick vom Gegenſtande ihrer Liebe allein gelaſſen werden.

Madhawya.

Nicht doch; ich habe ihn nicht vergeſſen; aber beim Schluß

der Unterredung verſicherteſt du, das Geſchichtchen hätteſt du blos zum Zeitvertreib erſonnen. Das habe ich in der Einfalt meines Herzens geglaubt. Es ſcheint, daß im Himmel ein großes Ereigniß beſchloſſen iſt, welches ſich durch dieſe Sache entwickeln wird.

Miſrakeſi (bei Seite).

Nichts kann wahrer ſein.

Duſchmanta (nach langem Sinnen).

O mein Freund, lehre mich ein Mittel gegen dieſe Qualen.

Madhawya.

Welcher neue Schmerz peinigt dich? So ſollte der Tugendhafte nie ſich härmen; der heftigſte Sturm erſchüttert kein Gebirge.

Duſchmanta.

Wenn ich an die Lage deiner Freundin Sakontala denke, die ich tief betrüben mußte, indem ich ſie verließ, dann bleibt mir kein Troſt mehr übrig. Sie wollte den Bramen und der Matrone folgen: Bleib! rief der Schüler des Weiſen, den man verehrte wie den Weiſen ſelbſt; bleib! rief er mit lauter Stimme. Da blickte ſie mich noch einmal an, mich, ihren Verräther, und ein Strom von Zähren floß über das himmliſche Antlitz. — O die bloße Vorſtellung ihres Schmerzes brennt mich wie ein vergifteter Wurfpfeil.

Miſrakeſi (bei Seite).

Wie er ſich härmt! er dauert mich.

Madhawya.

Ohne Zweifel wird irgend ein Bewohner des Himmels ſie zu ſich aufgenommen haben.

Duſchmanta.

Nein! Welcher Gott hätte es je verſucht, ein Weib, das ſo an ihrem Gatten hing, zu entführen? Menaka, die Nymphe von Swerga, iſt ihre Mutter; ich vermuthe alſo, einige ihrer dienenden Nymphen haben ſie auf Verlangen der Mutter verborgen.

Miſrakeſi (bei Seite).

Sakontala zu verſtoßen, war freilich die That eines Wahnſinnigen, nicht eines Wachenden.

Madhawya.

Wenn das iſt, wirſt du ſie bald wieder finden.

Duſchmanta.

Ach, warum glaubſt du das?

Madhawya.

Weil die Väter und Mütter es doch immer nicht lange anſehen können, daß ihre Tochter den Gatten entbehren muß.

Duſchmanta.

War es der Schlaf der mein Gedächtniß ſchwächte? War es Täuſchung? War's ein Fehler der Beurtheilung? Oder der beſtimmte Lohn meiner böſen Handlungen? — Was es auch geweſen ſein mag, bis Sakontala in dieſe Arme wiederkehrt, fühle ich mich in einen Abgrund des Jammers verſenkt.

Madhawya.

Verzweifle nicht: der entſcheidende Ring iſt ja ſchon ein Beiſpiel, daß man Verlornes wieder finden könne. — Vom Himmel vorherbeſtimmte Ereigniſſe ſoll man nicht bejammern.

Duſchmanta (ſieht ſeinen Ring an).

So darf ich wenigſtens das Schickſal dieſes Ringes beklagen, der von einer Stelle gefallen iſt, wohin er ſich ſo bald nicht wieder hinaufſchwingen wird. — O edler Stein, du biſt hinweggethan vom zarten, ſchönen Finger mit röthlicher Spitze, wo dir ein Platz gewidmet war; und ſo klein du biſt, kommen doch deine böſen Eigenſchaften ans Licht, durch die Aehnlichkeit deiner Strafe mit der meinigen.

Miſrakeſi (bei Seite).

Wäre der Ring an irgend eine andere Hand gekommen, dann wäre erſt ſein Loos beklagenswerth. — O Menaka! wie würde dieſe Unterredung, die ich hier anhöre, dich entzücken!

Madhawya.

Sage mir, ich bitte dich, wie kam der Ring an Sakontala's Finger?

Duſchmanta.

Du ſollſt es wiſſen, Freund. — Als ich von dem heiligen Hain nach der Hauptſtadt ging, redete mich meine Geliebte mit Thränen in den Augen in dieſen Worten an: „Wie lange wird der Sohn meines Herrn ſich meiner erinnern?“

Madhawya.

Gut; und weiter?

Duſchmanta.

Da ſteckte ich ihr dieſen Ring an den Finger und antwortete: „Sprich jeden Tag eine von den drei Sylben, die in dieſen Stein gegraben ſind, und eh du das Wort Duſchmanta auf dieſe Art ausgeſprochen haſt, ſoll einer meiner edelſten Hofbeamten dir aufwarten und meine Geliebteſte in ihren Palaſt führen.“ — Dennoch vergaß und verließ ich ſie in meinem Wahnſinn.

Miſrakeſi (bei Seite).

Ein reizender Zwiſchenraum war zwiſchen ihrem Scheiden und Wiederſehen beſtimmt, aber Brahma's Wille hat ihn unglücklich gemacht.

Madhawya.

Wie kam denn der Ring, ſtatt eines Angelhakens, dem Karpfen ins Maul?

Duſchmanta.

Wie das liebe Geſchöpf am Teiche Satſchitirtha Waſſer auf ihr Haupt heben wollte, muß der Ring unvermerkt ihr entſchlüpft ſein.

Madhawya.

Sehr wahrſcheinlich.

Miſrakeſi (bei Seite).

Das war alſo die Urſache, daß der König, der nichts fürchtet, außer der Ungerechtigkeit, an der Wirklichkeit ſeiner Heirath zweifelte? Ich begreife nur nicht, welchen Zuſammenhang ſein Gedächtniß mit einem Ringe hat.

Duſchmanta.

Ich bin im Ernſt recht böſe auf den Ring.

Madhawya (lachend).

Und ich auch auf meinen Stab.

Duſchmanta.

Wie ſo, Madhawya?

Madhawya.

Weil er ſich unterſteht ſo gerade zu ſein, da ich ſo krumm bin. — Ein impertinenter Stock!

Duſchmanta (ohne darauf zu achten).

Wie konnteſt du, Ring, jene Hand, mit dem zierlichen Finger geſchmückt, verlaſſen und in den Teich gleiten, der nur mit Waſſerlilien prangt? — Die Antwort iſt klar; du biſt nicht vernünftig. — Aber wie konnte ich mit einer vernünftigen Seele geboren, meine Einziggeliebte verlaſſen?

Miſrakeſi (bei Seite).

Er nimmt mir die Bemerkung aus dem Munde.

Madhawya (bei Seite).

So! da muß ich hier ſeine Betrachtungen abwarten und vor Hunger vergehen.

Duſchmanta.

O Geliebte, die ich mißhandelte und ohne Urſach verließ, wann wird dem Verräther, deſſen Herz die reuigſte Betrübniß tief verwundet, die Seligkeit deines Anblicks wieder geſchenkt?

Eine Jungfrau (tritt auf mit einem Gemälde).

Großer König, das Gemälde iſt fertig.

(Sie hält es ihm vor.)

Duſchmanta.

Ja! das iſt ihr Geſicht; das ſind ihre ſchönen Augen, das ihre Lippen, denen das Lächeln neuen Reiz verleiht, und deren Röthe an Glanz die Karkandhufrucht übertrifft. Ihr Mund ſcheint auch im Gemälde zu ſprechen, und in ihrem Antlitz leuchten die Strahlen der Zärtlichkeit, die ſich ins zarte Farbenſpiel miſchen.

Madhawya.

Wahrlich, Freund, das Gemälde iſt lieblich, wie die Liebe ſelbſt; mein Auge durchläuft es in jeder Richtung und ſchwelgt im Anblick aller ſeiner Theile. Es macht mir ſo viel Vergnügen, als unterhielte ich mich mit der lebendigen Sakontala.

Miſrakeſi (bei Seite).

Welch ein treffliches Gemälde! Meine geliebte Freundin ſcheint vor meinen Augen dazuſtehen.

Duſchmanta.

Das Bild iſt noch unendlich unter dem Original; nur ergänzt meine lebhafte Phantaſie ſeine Mängel und gibt mir auf dieſe Art eine Vorſtellung der Liebenswürdigkeit meiner Erwählten.

Miſrakeſi (bei Seite).

Seine Gedanken ſtimmen mit dem Uebermaß ſeiner Liebe und Reue überein.

Duſchmanta (ſeufzt).

Ach! jüngſt ſtieß ich ſie von mir, da ſie zu mir kam; jetzt huldigt mein Herz ihrem Bildniß; dem Reiſenden gleich, der ſorglos bei einem klaren, vollſtrömenden Bach vorübergeht und bald in der Sandwüſte mit brennendem Durſt nach einem trüglichen Schein von Waſſer verlangt.

Madhawya.

Ich ſehe hier ſo viele weibliche Figuren in dem Bilde, daß ich die Dame Sakontala nicht wohl unterſcheiden kann.

Miſrakeſi (bei Seite).

Der alte Mann kennt ihre überirdiſche Schönheit nicht; ihre Augen, die ſeines Fürſten Seele bezauberten, glänzten ihm vermuthlich noch nie.

Duſchmanta.

Welche von dieſen Figuren hältſt du für die Königin?

Madhawya (beſieht das Gemälde).

Sie, glaub' ich, die ein wenig ermattet ſcheint; die Schnur ihres Kleides etwas gelöſt; die zarten Stengel ihrer Arme matt dahinſinkend; einige helle Tropfen auf ihrem Antlitz und einige Blumen herabfallend aus ihrem losgebundenen Haar. Das muß die Königin ſein, die übrigen ſind vermuthlich ihre Jungfrauen.

Duſchmanta.

Du haſt recht gerathen; doch meine Liebe fordert noch etwas mehr in dieſem Gemälde. Es ſcheint durch irgend einen Fehler des Pinſels, als rollte eine Thräne auf ihre Wange herab, die ſich nicht zu dem Augenblick ſchickt, in welchem ich ſie gemalt ſehen wollte. (Zur Jungfrau.) Tſchaturika, das Gemälde iſt noch nicht fertig: geh in dein Arbeitszimmer und hole dein Kunſtgeräth.

Die Jungfrau.

Guter Madhawya, halte das Bild, indeß ich dem König gehorche.

Duſchmanta.

Nein, ich wills halten. (Er nimmt das Bild; die Jungfrau geht ab.)

Madhawya.

Was ſoll ſie noch hinzufügen?

Miſrakeſi (bei Seite).

Ich ſtelle mir vor, er wird die Abbildung aller Nebenumſtände fordern, welche die Lage ſeiner Geliebten in der Einſiedelei bezeichneten.

Duſchmanta.

In dieſer Landſchaft, mein Freund, wünſche ich den Maliniſtrom abgebildet zu ſehen, mit den verliebten Flamingos an ſeinem grünen Geſtade. Weiter zurück müſſen einige Hügel ohnweit des Gebirgs Himalaya erſcheinen, mit Heerden von Tſchamaras umgeben. Im Vordergrund ein dunkler Baum, mit weit umhergebreiteten Aeſten, an denen einige Mäntel von gewebter Rinde im Sonnenſchein hängen und trocknen. Ein paar ſchwarze Antelopen liegen unter ſeinem Schatten, und das Weibchen reibt ſich ſanft die Stirne am Horn des Männchens.

Madhawya.

Laß hinzuſetzen, was dir gefällt; aber meines Erachtens ſollten die leeren Plätze mit alten Einſiedlern beſetzt werden, gebückt wie ich gegen die Erde.

Duſchmanta (der nicht hört).

Ah! ich vergeſſe, daß meiner Geliebten ſelbſt noch einige Zierrathe fehlen.

Madhawya.

Welche denn?

Miſrakeſi (bei Seite).

Ohne Zweifel ſolche, die ſich für die walderzogne Jungfrau ſchicken.

Duſchmanta.

Die Künſtlerin hat die Siriſchablume vergeſſen, deren Stengel hinter dem weichen Ohre ſteckt, und deren Staubfäden zum Theil auf ihrer Wange ſchweben. Im Buſen muß ein Strauß von zarten Faſern, aus den Waſſerlilienſtengeln, wie Strahlen des herbſtlichen Mondes, ruhen.

Madhawya.

Warum bedeckt die Königin, als fürchtete ſie ſich vor etwas, einen Theil des Geſichts mit den Fingerſpitzen, die wie Kuwalayablumen glühen? — Jetzt ſeh ich die unverſchämte

Biene, den Dieb der Wohlgerüche, auf den Honig vom Lotos ihres Mundes erpicht.

Duſchmanta.

Eine Biene? Scheuch' es fort, das überläſtige Inſekt.

Madhawya.

Der König hat die höchſte Macht über alle Verbrecher.

Duſchmanta.

O Biene! was näherſt du dich den lieblichen Bewohnern des Blüthenwalds, und bereiteſt dir den Schmerz verworfen zu werden? — Sieh, dort ſitzt dein Weibchen dürſtend auf einer Blume, und wartet auf deine Wiederkehr; ohne dich will ſie den Honigſaft nicht koſten.

Miſrakeſi (bei Seite).

Die Schwärmerei iſt wenigſtens paſſend.

Madhawya.

Die Untreue männlicher Bienen iſt zum Sprichwort geworden.

Duſchmanta (gleichſam zornig).

Berührſt du, Biene, die Lippe der Geliebten, roth wie ein zartes Blatt, das noch kein Wind beſtrich, die Lippe, von welcher ich Süßigkeit im Feſt der Liebe trank, ſo wirſt du, auf meinen Befehl, im Mittelpunkt einer Lotosblume eingeſchloſſen. — Du gehorchſt noch nicht?

Madhawya.

Wie ſollte ſie nicht gehorchen, wenn du ein ſo ſtrenges Urtheil ſprichſt? — (Bei Seite, lachend.) Er iſt vor lauter Liebe und Betrübniß raſend, und wenn ich ihm Geſellſchaft leiſte, werd' ich, ohne beides, ſo toll wie er. —

Duſchmanta.

Wie? du rührſt dich nicht, nach meinem ausdrücklichen Befehl?

Miſrakeſi (bei Seite).

Wie verſtellt das Uebermaß der Leidenſchaft ſogar den Weiſen!

Madhawya.

Ei, mein Freund, es iſt ja nur eine gemalte Biene.

Miſrakeſi (bei Seite).

Jetzt merk' ichs erſt! ſein Irrthum iſt ein Beweis für die Vollkommenheit der Kunſt. Warum ſinnt er noch immer?

Duſchmanta.

Welch eine hämiſche Bemerkung war das? — Ich genieße das Entzücken ihres Anblicks, an welchem meine Seele hängt, und du grauſamer Erinnerer mußt mir ſagen, daß es nur ein Bild iſt? (weint.)

Miſrakeſi (bei Seite).

Seht da die Leiden des getrennten Liebenden! An allen Seiten verwickelt er ſich in ſeinen Kummer.

Duſchmanta.

Warum pflege ich des unabläſſigen Grams? Die Dauer dieſer Unruhe raubt mir den Umgang mit meiner Holden im Traum und meine Thränen laſſen mich ihr Bild ſogar nicht deutlich ſehen.

Miſrakeſi (bei Seite).

Dieſes Leiden beweiſet ſeine Unſchuld; er verließ ſie gewiß nicht bei geſunden Sinnen.

Die Jungfrau (wiederkommend).

Indem ich mit meinem Farbenkäſtchen wiederkam, —

Duſchmanta (ſchnell).

Was iſt geſchehen?

Jungfrau.

Entriß es mir die Königin Waſumati mit Gewalt, indem ſie von ihrer Magd Pingalika meinen Auftrag erfahren hatte.

„Ich werde ſelbſt, rief ſie, das Käſtchen dem Sohn meines Herrn überbringen.“

Madhawya.

Wie kamſt du los?

Jungfrau.

Wie das Mädchen den Saum ihres Mantels von einem Dornſtrauch losmachte, nahm ich den Zeitpunkt wahr, mich fortzuſchleichen.

Duſchmanta.

Freund Madhawya, die große Aufmerkſamkeit, die ich Waſumati bezeigt habe, macht ſie übermüthig; ſie wird bald hier ſein; dein ſei die Sorge, das Gemälde in Sicherheit zu bringen.

Madhawya (für ſich).

Ich wollte doch, du verbärgſt es ſelbſt. (Nimmt das Gemälde, ſteht auf und ſpricht laut.) Ja, wenn du mich aus dem Netz deiner geheimen Zimmer, in welchem ich gefangen bin, loslaſſen, und mir erlauben willſt, auf der Mauer Meghatſchhanda, die ſie umringt, zu wohnen, ſo verſteck' ich dir das Bild, wo es nur die Tauben zu ſehen bekommen ſollen.

(Geht ab.)

Miſrakeſi (bei Seite).

So heilig ehrt er ſeine früheren Verbindungen, obgleich ein anderer Gegenſtand jetzt ſein Herz gefeſſelt hat!

Wächter (tritt herein mit einem Blatt).

Heil dem Könige!

Duſchmanta.

Wächter, haſt du kürzlich die Königin Waſumati geſehen?

Wächter.

Ich begegnete ihr, mein König, aber da ſie das Blatt in meiner Hand erblickte, ging ſie zurück.

Duſchmanta.

Die Königin weiß die Zeit zu unterſcheiden; ſie will den Gang der öffentlichen Geſchäfte nicht unterbrechen.

Wächter.

Der oberſte Miniſter ſendet dieſe Botſchaft: „Ich habe einen Fall, der ſich in der Stadt ereignet hat, ſorgfältig auseinander geſetzt und genau aufgeſchrieben; der König geruhe darüber zu urtheilen.“

Duſchmanta.

Gib mir das Blatt. (Nimmt und lieſt.) — „Es werde zu den Füßen des Königs gelegt, daß ein Kaufmann, Namens Dhanawriddhi, der einen großen Seehandel treibt, durch Schiffbruch umgekommen iſt. Noch war ihm kein Kind geboren, und er hinterläßt ein Vermögen von vielen Millionen, die, wenn es der König befiehlt, zur königlichen Schatzkammer gehören.“ — (Traurig.) O wie groß iſt das Unglück, kinderlos zu ſterben! Bei ſo großem Reichthum muß er gleichwol viele Frauen gehabt haben. Laß fragen, ob eine von ihnen ſchwanger ſei.

Wächter.

Ich habe gehört, daß ſeine Frau die Tochter eines rechtſchaffenen Mannes, Namens Saketaka, bereits die bei der Schwangerſchaft üblichen Ceremonien beobachtet hat.

Duſchmanta.

Das Kind, wenn es gleich noch nicht geboren iſt, hat ein Recht auf ſeines Vaters Eigenthum. Geh hin und ſage dem Miniſter, mein Urtheil bekannt zu machen.

Wächter (gehend).

Ich gehorche.

Duſchmanta.

Warte noch —

Wächter (wiederkommend).

Hie bin ich.

Duſchmanta.

Ob er Leibeserben hinterließ oder nicht, ſo ſollte doch ſein Vermögen nicht dem Schatz anheimfallen. — Laß ausrufen, daß, welchen Verwandten auch einer von meinen Unterthanen verlöre, (ausgenommen, wenn Verbrechen die Einziehung der Güter nothwendig machen), Duſchmanta mit liebreichem Herzen die Stelle deſſelben vertreten wolle.

Wächter.

Es ſoll ausgerufen werden. (Er geht hinaus.)

Duſchmanta

(bleibt in Gedanken vertieft).

Wächter (zurückkommend).

Dein Urtheil, o König, welches zu erkennen gibt, daß nach langem Schlummer deine Tugenden wachen, ward mit lautem Beifall bejauchzt.

Duſchmanta (mit einem tiefen Seufzer).

Wenn ein berühmter Mann, leider! ohne Erben ſtirbt, ſo erhält ein Fremder ſeine Habe. Das wird das Schickſal aller Schätze ſein, die Puru's Söhne häuften.

Wächter.

Der Himmel wende dieſes Elend von uns ab!

(Geht ab.)

Duſchmanta.

Weh mir! alle meine einſt genoſſene Glückſeligkeit iſt dahin!

Miſrakeſi (bei Seite).

Immer beharrt ſein Herz auf der Vorſtellung ſeiner Geliebten.

Duſchmanta.

Meine rechtmäßige Gattin, die ich unwürdig verließ, thront in meiner Seele; ach, ſie wäre der Ruhm meines Hauſes geweſen; ſie hätte mir vielleicht einen Sohn gegeben, glänzend wie das köſtlichſte Erzeugniß der fruchtbaren Erde.

Miſrakeſi (bei Seite).

Noch iſt ſie nicht von allen verlaſſen; bald, hoffe ich, wird ſie wieder dein.

Jungfrau (bei Seite).

Mit dem argen Blatt, das der Miniſter ſchickte, hat der König ſich ganz verändert. Er zerfließt in Thränen.

Duſchmanta.

Ah! die abgeſchiedenen Seelen meiner Vorfahren, die ihren Antheil an dem Begräbnißkuchen fordern, welchen kein Sohn für mich darbringen wird, beſorgen ſchon, daß ihnen ihre Ehre geſchmälert werde, wenn Duſchmanta nicht mehr auf Erden iſt. — Wer wird in unſerer Familie die Leichenfeier verrichten, wie der Weda befiehlt? — Statt des reinen Opfertranks müſſen meine Voreltern dieſe Thränenfluth trinken, das einzige Opfer, das der Kinderloſe ihnen darbringen kann.

(Weint.)

Miſrakeſi (bei Seite).

Des Königs Augen trüben ſich ſo, daß es ihn finſter dünkt, ohngeachtet jener hellſcheinenden Lampe.

Jungfrau.

Betrübe dich nicht zu ſehr; unſer Herrſcher iſt jung, und wenn ſeine andern Königinnen ihm Söhne geben werden, glorreich wie er ſelbſt, dann werden ſeine Vorfahren erlöſet werden von den Vergehungen, die ſie hienieden begingen.

Duſchmanta (ſchmerzlich).

Mit mir endigt ſich Puru's Stamm, der bisher ſo fruchtbar und tadellos blieb; wie der Fluß Saraswati ſich in einer Gegend verliert, die ſeiner göttlichen Fluthen unwürdig iſt.

(Er ſinkt in Ohnmacht.)

Jungfrau (die ihn unterſtützt).

Der König faſſe Muth —

Miſrakeſi (bei Seite).

Soll ich ihn wieder zu ſich bringen? Nein, bald wird man ihn wecken. Ich hörte die Nymphe Dewa-Dſchanani meine Sakontala mit dieſen Worten tröſten: „Wie die Götter ſich ergötzen an ihrem Antheil des Opfers, ſo wird dich bald die Liebe deines Gemahls erfreuen.“ — Drum gehe ich, ihr Muth einzuſprechen und meine Freundin Menaka mit dem Bericht von ſeinen Tugenden und ſeiner Liebe froh zu machen.

(Sie ſteigt empor und verſchwindet.)

Hinter der Scene.

Ein Brame darf nicht umgebracht werden! O rettet einem Bramen das Leben!

Duſchmanta (ſich erholend).

Ha! war das nicht Madhawya's Klageſtimme?

Jungfrau.

Vielleicht hat ihn Pingalika ſammt den andern Mädchen ergriffen, wie er das Gemälde trug.

Duſchmanta.

Geh, Tſchaturika, und verweiſe es der Königin in meinem Namen, daß ſie ihre Bedienten nicht beſſer zurückhält.

Jungfrau.

Wie der König befiehlt. (Geht ab).

Hinter der Scene.

Ich bin ein Brame, ich darf nicht getödtet werden.

Duſchmanta.

Es iſt offenbar ein Brame in groſſer Gefahr. — Holla! wer iſt da?

Der alte Kämmerer (kommt).

Was iſt des Königs Wille?

Duſchmanta.

Erkundige dich, warum der feigherzige Madhawya ſo jämmerlich ſchreit.

Kämmerer.

Ich will's augenblicklich erfahren.

(Geht hinaus und kommt zitternd wieder.)

Duſchmanta.

Gibts was zu beſorgen?

Kämmerer.

Zu beſorgen genug!

Duſchmanta.

Warum zitterſt du? — So zittert man im Alter. Die Furcht ſchüttelt den Körper des alten Mannes, wie der Hauch des Windes die Pippalablätter.

Kämmerer.

O rette deinen Freund!

Duſchmanta.

Retten? Wovon?

Kämmerer.

Aus Noth und Gefahr.

Duſchmanta.

Sprich deutlicher.

Kämmerer.

Die Mauer, welche nach allen Himmelsgegenden ſieht, und von den Wolken, die ſie decken, Meghatſchhanda heißt —

Duſchmanta.

Was von ihr?

Kämmerer.

Von der Höhe dieſer Mauer, deren Gipfel kaum die blauhalſigen Tauben erreichen, hat ein böſer Geiſt, menſchlichen Augen unſichtbar, den Freund deiner Kindheit mit Gewalt entführt.

Duſchmanta (ſpringt haſtig auf).

Wie? in meine innerſten Zimmer ſogar dringen übernatürliche Weſen? — Mühe iſt das Loos der Königswürde, Ein König kennt die Uebel nicht einmal, die ſeine Nachläſſigkeit täglich und ſtündlich veranlaßt; wie ſollte er wiſſen, auf welchem Pfade ſein Volk wandelt? Wie ſollte er die Sitten des Volks beſſern, indeß die ſeinigen ungebeſſert bleiben?

Hinter der Scene.

Hülfe! Hülfe! macht mich los!

Duſchmanta (horcht und geht).

Fürchte nichts, mein Freund, fürchte nichts —

Hinter der Scene.

Was? nichts fürchten, wenn mich ein Ungeheuer am Genick gepackt hat, und mir den Rückgrat knicken will, wie er ein Zuckerrohr knickt!

Duſchmanta (umherſpähend).

Meinen Bogen her!

Ein Wächter (bringt des Königs Bogen und Köcher).

Hier ſind unſers großen Königs Waffen.

(Duſchmanta nimmt den Bogen und einen Pfeil.)

Hinter der Scene.

Hier ſteh ich; und dürſtend nach deinem friſchen Blute will ich dich Zappelnden ſchlachten, wie der Tiger ein Kalb ſchlachtet. Wo iſt er nun, dein Beſchützer, Duſchmanta, der ſeinen Bogen faßt zum Schutz der Bedrückten?

Duſchmanta (aufgebracht).

Der Dämon nennt mich, bietet mir Trotz. — Bleib, abſcheulichſtes der Ungeheuer. — Ich bin hier, und du wirſt nicht lange mehr ſein. — (Hebt ſeinen Bogen in die Höhe.) Voran, Parwatayana, nach den Stufen der Terraſſe.

Kämmerer.

Hierher, großer König — (Alle gehen ſchnell ab.)

Die Scene verändert ſich in eine breite Terraſſe.

Duſchmanta (kommt und ſieht ſich um).

Ha! die Stätte iſt leer.

Hinter der Scene.

Rette, o rette mich! — Ich ſehe dich, mein Freund, aber du kannſt mich nicht ſehen; wie eine Maus in den Klauen der Katze, habe ich keine Hoffnung des Lebens mehr.

Duſchmanta.

Doch wird dieſer Pfeil dich von deinem Feinde unterſcheiden, trotz des Zaubers, der dich unſichtbar macht. — Madhawya, ſei gutes Muths; und du blutdürſtiger Molch, wag' es nicht ihn, den ich liebe und beſchütze, zu tödten. — Sieh, hier befeſtige ich den Pfeil, der dich, des Todes Würdigen, durchbohren und einen Bramen retten wird, der langes Leben verdient. So ſchlürft der himmliſche Vogel die Milch und läßt das Waſſer übrig, womit ſie vermiſcht geweſen iſt.

(Zieht die Bogenſehne.)

Matali und **Madhawya** treten herein.

Matali.

Der Gott Indra hat beſchloſſen, daß böſe Dämonen durch deine Geſchoſſe fallen ſollen; gegen ſie ſpanne deinen Bogen, und auf deine Freunde wirf den liebeſtrahlenden Blick!

Duſchmanta (erſtaunt, und gibt ſeine Waffen weg).

Willkommen Matali! Ich grüße den Führer von Indra's Wagen.

Madhawya.

So! der Gurgelſchneider wollte mich ums Leben bringen und du grüßeſt ihn mit freundlichem Willkommen!

Matali (lächelnd).

O König, langes Leben dir und Sieg! Höre die Botſchaft, womit mich der Herrſcher des Luftkreiſes ſandte.

Duſchmanta.

Ich merke auf in Demuth.

Matali.

Es lebt ein Geſchlecht der Danawas, die Kinder des Kalanemi, welche ſchwer zu beſiegen ſind —

Duſchmanta.

Soviel vernahm ich bereits von Nared.

Matali.

Der Gott des hundertfältigen Opfers, der dieſes Rieſenvolk nicht zu bezwingen vermag, trägt es dir, ſeinem erprobten Freunde auf, ſie in dem vordern Gliede der Schlachtordnung anzugreifen: wie die Sonne mit den ſieben Roſſen verzweifelt, die finſteren Scharen der Nacht zu beſiegen und dem Monde Platz macht, der ſie ohne Mühe zerſtreuet. So beſteige nun mit mir Indra's Wagen, faſſe deinen Bogen, und eile zum gewiſſen Siege.

Duſchmanta.

Ich fühle mich durch dieſen Vorzug vom Fürſten der guten Geiſter höchlich geehrt; doch ſage mir zuvor, warum haſt du meinem armen Freunde Madhawya ſo übel mitgeſpielt?

Matali.

Ich merkte, daß du, ich weiß nicht warum, ſehr ſchmerzlich betrübt warſt, und wünſchte deine Kräfte hervorzurufen, indem ich dich in Harniſch brachte. Das Feuer lodert, wenn man Holz darauf wirft; die gereizte Schlange ſchießt mit ihrem Kopfe nach dem Widerſacher; und der Mann, der Ruhm erringen kann, ſtrengt ſeine Kräfte an, wenn man ſeinen Muth aufregt.

Duſchmanta (zu Madhawya).

Mein Freund! Diwespetir's Befehle heiſchen augenblicklichen Gehorſam. Geh alſo, bringe meinem erſten Miniſter die Nachricht und ſag' ihm in meinem Namen: „Deine Weisheit ſichere mein Volk vor Gefahr, während daß dieſer geſpannte Bogen eine andere Beſchäftigung hat."

Madhawya.

Ich gehorche; aber ich hätte doch gewünſcht, daß er ſich ohne den Beiſtand meines Schreckens hätte beſchäftigen laſſen.

(Geht ab.)

Matali.

Beſteige den Wagen, großer König!

(Duſchmanta ſteigt ein, und Matali fährt ihn im Wagen ab.)

Siebenter Aufzug.

Duſchmanta und **Matali** im Wagen des Gottes Indra.

(Es wird vorausgeſetzt, daß ſie über den Wolken ſind.)

Duſchmanta.

Ich fühle, Matali, daß ich ſo mit Ehrenbezeugungen nicht überhäuſt zu werden verdiente, wenn ſchon ich Indra's Auftrag erfüllt habe.

Matali.

Ihr ſeid beide nicht zufrieden. Du haſt dem Donnergotte einen ſo wichtigen Dienſt geleiſtet und hältſt ihn nur für einen geringen Beweis deiner Andacht! ihn dünkt alle ſeine Güte zu gering gegen die Verbindlichkeit, die er dir ſchuldig iſt.

Duſchmanta.

Zwiſchen dem Dienſt und der Belohnung war kein Vergleich. Alle meine Erwartungen wurden übertroffen, da er mich, vor meiner Entlaſſung, auf der Hälfte ſeines Thrones ſitzen hieß und mich über alle Bewohner des Feuerhimmels erhöhte; da er lächelnd ſah, daß Dſchayanta, ſein Sohn, der neben ihm ſtand, nach dieſer Ehre ſtrebte; da er die wohlriechende Eſſenz des himmliſchen Sandelholzes mir in den Buſen goß und einen Kranz von Blumen des Paradieſes mir um den Hals hing.

Matali.

König, du verdienſt jeden erdenklichen Lohn vom Beherrſcher der guten Genien; zweimal wurden ſeine himmliſchen Wohnſitze von den Dornen des Geſchlechtes Danu losgemacht; einmal durch die Klauen des Löwenmannes, und jetzt durch deine ſichertreffenden Geſchoſſe.

Duſchmanta.

Was gab mir den Sieg? War es nicht des Gottes Schutz und Schirm? Wie auf Erden die Größe und Herrlichkeit der Herren die Urſache iſt, daß ihren Dienern große Unternehmungen glücken. — Könnte wol Arun die Schatten der Nacht zerſtreuen, wenn ihn nicht der Gott mit tauſend Strahlen vor den Wagen des Tages geſetzt hätte.

Matali.

Das iſt freilich ein ähnlicher Fall. (Er fährt langſamer.) Sieh, o König, die ganze Verherrlichung deines Ruhms, der jetzt über den Rücken des Himmels dahinfährt! — Die frohen Genien haben von den Bäumen des Lebens Purpur und Azur geſammelt, womit die himmliſchen Jungfrauen ihre ſchönen Füße färben, und jetzt ſchreiben ſie deine Thaten auf in Verſen, würdig des göttlichen Geſangs.

Duſchmanta (beſcheiden).

In meiner Freude, Matali, nach der Niederlage der Rieſen entging meiner Aufmerkſamkeit dieſe wunderbare Stätte. Sage mir, auf welcher Bahn der Winde reiſen wir jetzt?

Matali.

Dies iſt der Weg, der zum dreifachen Fluſſe führt, der höchſten Zierde des Himmels, der Weg, der jene Geſtirne in Kreiſen wälzt, indeß ſie ihre Strahlen verbreiten. Es iſt die Richtung des ſanftwehenden Lüftchens, das die ſchwebenden Geſtalten der Götter emporträgt; dieſer Pfad war Wiſchnu's zweiter Schritt, als er den ſtolzen Wali zu Schanden machte.

Duſchmanta.

Meine innere Seele, die durch äuſere Organe wirkſam iſt, erfüllt dieſer Anblick mit heiterem Wohlgefallen. — (Er ſieht nach den Rädern.) Jetzt, vermuthe ich, durchſchneiden wir die Wolkengegend.

Matali.

Was bringt dich auf die Vermuthung?

Duſchmanta.

Der Wagen ſelbſt belehrt mich, daß wir über regenſchwangre Wolken rollen; der Umkreis ſeiner Räder ſtiebt die hellen Tropfen umher; Indra's Roſſe ſprühen Blitze, und ſchon ſeh ich die zwitſchernden Tſchattakas, die ihre Neſter auf den Gipfeln der Berge verlaſſen.

Matali.

Es iſt, wie du ſagſt, und der nächſte Augenblick bringt dich in das Land, das du beherrſcheſt.

Duſchmanta (ſieht hinunter).

Schnell, doch unmerklich, wie die himmliſchen Roſſe hinabziehen, erblick ich der Menſchen beſtimmten Aufenthalt. — Erſtaunende Ausſicht! Noch ſo fern, daß die tiefen Gründe ſich mit den Berggipfeln vermiſchen, die Bäume ihre aſtreichen Schultern emporſtrecken, doch unbelaubt zu ſein ſcheinen, die Flüſſe wie glänzende Fäden ſich ſchlängeln, unbemerkbar ihre Fluthen; — und jetzt, jetzt ſieht es aus, als ſchnellte eine ungeheure Kraft den ganzen Erdball empor!

Matali
(blickt mit Ehrfurcht auf die Erde).

Wie reizend iſt der Wohnort des Menſchengeſchlechts! — Du haſt recht geſehen, o König!

Duſchmanta.

Sage mir, Matali, wie heißt das Gebirge dort, das wie ein Abendgewölk erfriſchende Ströme hinabgießt und zwiſchen den Meeren des Aufgangs und Niedergangs den goldenen Gürtel bildet?

Matali.

Hemakuta heißt es, das Gebirge der Gandharwas; nirgends enthält das Weltall eine ſchönere Stätte, wo glücklicher Erfolg die Andacht der Frommen krönt. Kaſyapa, Vater der Unſterblichen, Herrſcher der Menſchen, Maritſchi's Sohn, der vom Selbſtſtändigen entſprang, — Kaſyapa wohnt dort mit Aditi ſeiner Gemahlin, ſelig in heiliger Abgeſchiedenheit.

Duſchmanta (andächtig).

Laß mich dieſe glückbringende Gelegenheit nicht verſäumen; darf ich mich nähern dem Götterpaar, und ihnen huldigen?

Matali.

Allerdings. — Ein vortrefflicher Einfall! Jetzt berühren wir die Erde. —

Duſchmanta (erſtaunt).

Dieſe Wagenräder tönen nicht; kein Staub ſteigt von ihnen auf, und unfühlbar geſchah die Berührung der Erde.

Matali.

Das iſt der Unterſchied zwiſchen deinem und Indra's Wagen.

Duſchmanta.

Wo iſt der heilige Aufenthalt des Maritſcha?

Matali (hinzeigend).

Ein wenig jenſeit des Hains, wo du einen frommen Jogi unbeweglich ſtehen und ſein dickes ſträubiges Haar halten ſiehſt, die Augen auf die Sonnenſcheibe gerichtet. Gib Acht: ſein Leib iſt halb bedeckt mit einem Termitengebäude von Thon; eine Schlangenhaut vertritt die Stelle der prieſterlichen Schnur und gürtet zum Theil ſeine Lenden; viele knotige Pflanzen umwinden und verwunden ſeinen Hals, und ringsum verbergen die Vogelneſter ſeine Schultern.

Duſchmanta.

Ich beuge mich vor einem Manne von ſeiner ſtrengen Andacht.

Matali

(hält den Zügel etwas an).

So weit, und genug. — Jetzt betreten wir das Heiligthum des Herrſchers der Welt und die Haine benetzt von himmelentquollenen Strömen.

Duſchmanta.

Dieſer ſtille Wohnort iſt reizender, als ſelbſt der Aufenthalt der Götter; mir iſt als badete ich in Nektar.

Matali (hält den Wagen an).

Der König ſteige ab.

Duſchmanta (ſpringt froh herab).

Wie kannſt du den Wagen verlaſſen?

Matali.

Er bleibt in ſolchen Fällen ſtehen; wir können ihn beide verlaſſen. — Hieher, ſiegreicher Held, hieher. — Dies iſt der Ruheplatz der echten Frommen.

Duſchmanta.

Mit gleichem Staunen betrachte ich die Frommen, und ihren ehrwürdigen Aufenthalt. Wohl ziemt es reinen Geiſtern von balſamiſcher Luft ſich zu nähren, in dem Walde wo die Bäume des Lebens blühen; ſich zu baden in gelben Bächen, die der goldene Lotosſtaub färbt, und im geheimnißreichen Bade ihre Tugend zu ſtärken; zu ſinnen in Höhlen, deren Kieſel tadelloſe Edelſteine ſind, und ihren Begierden zu gebieten, wenngleich Nymphen von unvergleichlicher Schönheit ſie umgaukeln: in dieſem Haine nur erlangt man den Gipfel der wahren Frömmigkeit, nach welchem andere Einſiedler vergeblich ſtreben.

Matali.

In erhabenen Gemüthern wird das Verlangen nach Vollkommenheit unaufhörlich ſtärker. — (Tritt zur Seite.) Sage mir, Wriddhaſakalya, womit beſchäftigt ſich eben jetzt Maritſchi's göttlicher Sohn? — Wie ſagſt du? — Er ſei im

Geſpräch mit der Tochter Dakſcha, die alle Tugenden einer guten Hausfrau übt, und ihn über Fragen der Sittenlehre um Rath fragt? — So müſſen wir ſeine Muße abwarten. — (Gegen Duſchmanta.) Ruhe, o König, unter dem Schatten dieſes Aſokabaums, indeß ich Indra's Vater deine Ankunft melde.

Duſchmanta.

Wie es dich recht dünkt. — (Matall geht ab. Duſchmanta fühlt ein Zucken im rechten Arm.) — Ach warum ſchmeichelſt du mir, mein Arm, mit einer eitlen Vorbedeutung? — Mein Glück iſt zerſtört; mir bleibt nur das Elend.

Hinter der Scene.

Nicht ſo unbändig! Mußt du immer nur deine Unart zeigen?

Duſchmanta (horcht).

Wie? Gewiß, dieſe Stätte verträgt ſich nicht mit böſen Neigungen. — Wem galt dieſer Verweis? — (Er ſieht und erſtaunt.) — Einen Knaben ſeh ich, doch nicht mit kindiſcher Miene und Kraft; zwei Einſiedlerinnen ſtreben ihn zurückzuhalten, aber er ſchleppt mit Gewalt und rauhem Spiel das Junge einer Löwin zu ſich, mit zerzauſter Mähne, und wie es ſcheint, ſo eben dem noch halbgefüllten Euter ſeiner Mutter entriſſen!

Die Bühne entdeckt einen kleinen Knaben und zwei weibliche Bediente, wie der König ſie eben beſchrieben hat.

Knabe.

Mach auf den Rachen, du kleiner Löwe, daß ich deine Zähne zählen kann.

Erſte Wärterin.

Unbändiges Kind! Was plagſt du die wilden Thiere dieſes Waldes, die wir pflegen, wie unſere eigenen Kinder? — Du wütheſt ſogar in deinem Spiel. — Mit Recht haben dich die Einſiedler Serwademana genannt, denn du zähmſt alle Geſchöpfe.

Duſchmanta.

Ah! was ſoll das ſein, daß mein Herz ſich zu dieſem Knaben neigt, als wäre er mein eigener Sohn? (Nachdenkend.) Weh mir! ich habe keinen Sohn, und dieſer Gedanke beugt von neuem mein Herz.

Zweite Wärterin.

Die Löwin wird dich zerreißen, wenn du ihr Junges nicht loslaſſeſt.

Knabe (lächelnd).

Ei ja doch, ich fürchte mich auch vor ihr!

(Er beißt ſich auf die Lippe, um ſie zu necken.)

Duſchmanta (bei Seite, erſtaunt).

Das Kind hat den Keim des Heldenmuths, und ſieht aus wie ein Feuer, das ſtärker lodert, wenn man trockenes Holz drauf legt.

Erſte Wärterin.

Liebſtes Kind, laß dem jungen Fürſten der wilden Thiere ſeine Freiheit, ich gebe dir auch ein ſchöneres Spielzeug.

Knabe.

Erſt gib mir's. Wo iſt es? (Streckt die Hand aus).

Duſchmanta

(indem er des Kindes Hand betrachtet, bei Seite).

Iſts möglich! ſogar die hohle Hand des Knaben trägt die Zeichen der Herrſchaft, und indem er ſie ſo begierig ausſtreckt, offenbaren ſich ihre Linien zum köſtlichſten Netze verwebt; ſie glüht wie ein Lotos, der ſich in der frühen Dämmerung öffnet, wenn der röthliche Schimmer ſeiner Blumenblätter alle andere Farbenſchattirungen in Dunkel hüllt.

Zweite Wärterin.

Worte, liebe Suwrita, beſänftigen ihn nicht. Ich bitte dich, geh in meine Hütte, dort findeſt du ein Spielzeug, das für des Einſiedlers Kind, Sankara, gemacht iſt, es iſt ein Pfau von irdener Waare mit hellen Farben bemalt.

Erſte Wärterin.

Ich bring' es gleich. (Geht hinaus.)

Knabe.

Ich ſpiele ſo lange mit dem kleinen Löwen.

Zweite Wärterin (lächelt ihm zu).

Ich bitte dich, laß ihn gehn.

Duſchmanta (bei Seite).

Ich empfinde die zärtlichſte Neigung für den unbändigen Knaben — (Seufzt.) Wie ſüß iſt das Entzücken eines redlichen Vaters, wenn ihm der Staub in den Buſen fällt, indem er ſeine ſpielenden Kinder zu ſich aufhebt! wenn ſie mit undeutlichem Lallen ihn erfreuen, und ſchuldlos lachend bei jedem geringen Anlaß, die weißen Blüthen ihrer Zähnchen zeigen!

Zweite Wärterin (den Finger aufhebend).

Wie? du willſt mich gar nicht hören? — (Sieht ſich um.) Iſt denn von den Einſiedlern keiner in der Nähe? — (Erblickt den König.) O laß mich bitten, edler Fremdling, den kleinen Löwen zu befreien, der ſich von der Fauſt dieſes ſtarken Kindes nicht losreißen kann.

Duſchmanta.

Ich wills verſuchen. (Nähert ſich freundlich dem Knaben.) — Du, eines frommen Einſiedlers Sohn, wie kannſt du deinen Vater entehren, den deine gute Aufführung beglücken würde; wie die Gerechtſame des heiligen Waldes verletzen? Die ſchwarze Schlange nur vermag die Zweige des wohlriechenden Sandelbaums zu entweihen. (Der Knabe läßt den Löwen los.)

Zweite Wärterin.

Ich danke dir, gütiger Fremdling. — Aber eines Einſiedlers Sohn iſt er nicht.

Duſchmanta.

Seine Handlungen, die mit ſeiner Stärke im Verhältniß ſtehen, verrathen allerdings einen andern Urſprung; allein die Heiligkeit des Orts veranlaßte meine Meinung. — (Er nimmt den Knaben bei der Hand.) — (Bei Seite.) Ach, macht es mir ſchon ſo

viel Freude, blos die Hand dieſes Kindes zu berühren, das der hoffnungsvolle Sproſſe eines mir fremden Hauſes iſt, welches Entzücken muß der Glückliche empfinden, von dem er entſprang?

Zweite Wärterin
(blickt wechſelsweiſe beide an).

O wunderbar!

Duſchmanta.

Was wunderſt du dich?

Zweite Wärterin.

Ueber die erſtaunende Aehnlichkeit zwiſchen dem Knaben und dir, edler Fremdling, mit dem er doch nicht verwandt iſt. Auch nahm michs Wunder, daß er mit allen ſeinen kindiſchen Launen, ohne dich je zuvor geſehen zu haben, auf dein Zureden ſogleich wieder gutartig geworden iſt.

Duſchmanta
(hebt den Knaben an ſeine Bruſt).

Heilige Matrone, wenn er nicht eines Einſiedlers Sohn iſt, wie heißt denn ſeine Familie?

Zweite Wärterin.

Er ſtammt von Puru.

Duſchmanta (bei Seite).

Alſo daher kommt ohne Zweifel ſeine Anlage und meine Neigung für ihn. (Setzt ihn nieder, und ſpricht laut.) Ich weiß, in Puru's Geſchlecht iſt es üblich, daß die Fürſten anfangs in reichen Paläſten mit geglätteten Mauern wohnen, wo ſie die Welt beſchützen und lieben; erſt im abnehmendem Alter ſuchen ſie dann ein geringeres Obdach an den Wurzeln eines ehrwürdigen Baums, wo Einſiedler mit überwundenen Begierden ſtrenge Andacht üben. — Es wundert mich gleichwol, daß dieſer Knabe, der wie ein Gott einhertritt, von einem bloßen Sterblichen erzeugt worden iſt.

Zweite Wärterin.

Dein Wunder wird aufhören, freundlicher Fremdling, wenn du vernommen haſt, daß ſeine Mutter mit einer Nymphe des

Himmels verwandt iſt, und ihn in Kaſyapa's heiligem Hain geboren hat.

Duſchmanta (bei Seite).

Ich bin außer mir — eine neue Hoffnung geht mir auf. (Laut.) Wer iſt der tugendhafte Monarch, der ſeiner Mutter Hand genommen hat?

Zweite Wärterin.

Ei, ich darf den Namen eines Königs nicht berühmt machen, der ſeine rechtmäßige Gattin verlaſſen hat.

Duſchmanta (bei Seite).

Ah! ſie meint mich. — So will ich jetzt den Namen der holden Mutter erfragen. (Nachdenkend.) — Doch iſt es nicht gegen die guten Sitten, nach der Frau eines Andern zu fragen?

Erſte Wärterin (mit dem Spielzeug.)

Sieh, Serwademana, ſieh dieſen ſchönen Vogel, Sakonta-Lavanyam.

Knabe (ſieht ſich begierig um).

Sakontala? Wo iſt meine liebe Mutter?
(Beide Wärterinnen lachen.)

Erſte Wärterin.

Er liebt ſeine Mutter ſo ſehr, daß ihn der ähnliche Laut der Worte getäuſcht hat.

Zweite Wärterin.

Mein Kind, ſie meinte nur die ſchöne Geſtalt und Farbe dieſes Pfaus.

Duſchmanta (bei Seite).

Iſt in der That meine Sakontala ſeine Mutter? Oder trägt noch ein anderes Weib den theuren Namen? — O dieſe Unterredung iſt wie der trügliche Anſchein von Waſſer in der Wüſte, der dem lechzenden Hirſch zur bittern Täuſchung gereicht.

Knabe.

Den Pfau werde ich wol mögen, wenn er laufen und fliegen kann; ſonſt nicht. (Er nimmt ihn.)

Erſte Wärterin (ſich ängſtlich umſehend).

Ach das Kind hat ſein Amulet vom Arm verloren.

Duſchmanta.

Sei ruhig; er ließ es fallen, als er vorhin mit dem Löwen ſpielte. Ich ſeh es und werde es in deine Hände liefern.

Beide Wärterinnen.

Daß du es ja nicht berührſt!

Erſte Wärterin.

Ach! er hat es aufgehoben! (Sie ſehen einander verwundert an.)

Duſchmanta.

Hier iſt es; aber warum wolltet ihr mich abhalten den glänzenden Stein zu berühren?

Zweite Wärterin.

Erhabener Monarch! dieſes göttliche Amulet iſt gerüſtet mit Wunderkraft; Maritſchi's Sohn gab es dem Kinde, ſobald die heiligen Ceremonien nach ſeiner Geburt verrichtet waren: wenn es auf die Erde fiel, konnte es kein Menſch, außer dem Vater oder der Mutter dieſes Kindes, ohne Schaden berühren.

Duſchmanta.

Und hätte es ein Fremdrr genommen?

Erſte Wärterin.

So hätte es ſich in eine Schlange verwandelt und ihn verwundet.

Duſchmanta.

Habt ihr dies ſchon bei einem ähnlichen Falle wahrgenommen?

Beide.

Oft.

Duſchmanta (entzückt).

Nun endlich darf ich frohlocken, daß mein heißer Wunſch mir gewährt iſt. (Er umarmt das Kind.)

Zweite Wärterin.

Komm, Suwrita; dieſe freudige Nachricht muß Sakontala hören, die ſo lang unter der ſtrengen Pflicht des geſchiedenen Weibes gelitten hat. (Die Wärterinnen gehen ab.)

Knabe.

Leb wohl; ich muß zu meiner Mutter gehn.

Duſchmanta.

Mein Sohn, mein Liebling, du wirſt ſie glücklich machen, wenn du mit mir zu ihr gehſt.

Knabe.

Duſchmanta iſt mein Vater, und du biſt nicht Duſchmanta.

Duſchmanta.

Es entzückt mich ſogar, daß du mich verleugneſt.

Sakontala

(tritt herein in Trauerkleidern; ihr langes Haar hängt in einer einfachen Flechte längs dem Rücken hinab).

(Bei Seite.) Meines Sohnes Amulet hat ſeine göttliche Kraft bewährt; nun müßte ich an allem Glück verzweifeln, oder was Miſrakeſi mir vorausſagte, iſt wirklich geſchehen. (Tritt vor.)

Duſchmanta (zwiſchen Freude und Wehmuth).

Ach! erblick' ich die unvergleichliche Sakontala im unſcheinbaren Trauergewand? — Ihr abgehärmtes Geſicht trägt die Spur von ſtrenger Büßung; vereinzelt fällt die geflochtene Haarlocke über ihre Schulter, und mit vollkommen reinem Gemüthe erträgt ſie die lange Abweſenheit ihres Gatten, deſſen Unfreundlichkeit alle Grenzen überſtieg.

Sakontala (die ihn ſieht und noch zweifelt).

Iſt das der Sohn meines Herrn, dem Reue und Leid die Wange bleichen? — Wo nicht, wer iſts, der mit ſeiner Berührung die Hand meines Kindes beſudelt, wofür ſein Amulet es bewahrt haben ſollte?

Knabe (läuft auf ſie zu).

Mutter, hier iſt ein Fremder, der nennt mich ſeinen Sohn.

Duſchmanta.

O Geliebteſte, ich habe dich grauſam mißhandelt; allein die zärtlichſte Liebe hat meine Grauſamkeit verdrängt; ich flehe dich an um Erinnerung und Verzeihung.

Sakontala (bei Seite).

Getroſt, mein Herz! — (Laut.) Ich werde mich höchſt glücklich ſchätzen, wenn des Königs Zorn vorüber iſt. — (bei Seite.) Es muß der Sohn meines Herrn ſein.

Duſchmanta.

Des Himmels Güte, du liebenswürdigſte deines Geſchlechts, läßt dich wieder vor mir ſtehen, dem des Zaubers Finſterniſſe das Gedächtniß verdunkelten; wie der Stern Rohini, am Ende der Mondfinſterniß ſich wieder zu ſeinem geliebten Monde geſellt.

Sakontala.

Der König ſei — (Sie bricht in Thränen aus.)

Duſchmanta.

O Theure, wenn gleich Thränen das Wort „ſiegreich" erſticken, ſo iſt dennoch mein der Sieg, weil ich dich wiederſehe, wenngleich mit blaſſen Lippen und ungeſchmückt.

Knabe.

Mutter, wer iſt der Mann?

Sakontala.

Holdes Kind, frage die Gottheit, die über unſer beider Schickſal wacht. (Sie weint.)

Duſchmanta.

Verbanne, Einziggeliebte, aus deinem Gemüthe das Andenken meiner hartherzigen That. Ein ſchrecklicher Wahnſinn hatte ſich meiner Seele bemächtigt; mit der beſten Abſicht handelt man ſo, wenn finſtre Täuſchung die Oberhand behält: wie der Blinde, wenn ein Freund ſein Haupt mit einem Blumenkranz ſchmückt, ihn für eine Schlange hält und thörig von ſich wirft. (Er fällt ihr zu Füßen.)

Sakontala.

Steh auf, mein Gemahl. — Mein Glück ward auf lange

Zeit unterbrochen; doch jetzt folgt auf Betrübniß Freude, denn meines Herrn Sohn liebt mich noch. — (Er ſteht auf.) Wie ward das Andenken der Unglücklichen dem Sohne meines Herrn wiedergegeben?

Duſchmanta.

Wenn der Pfeil des Jammers ganz aus meiner Bruſt gezogen iſt, will ich dir alles erzählen; jetzt iſt der Seelenſchmerz zum Theil beſänftigt, drum laß mich erſt die Thräne wegwiſchen, die von deiner zarten Wimper fällt, und mit ihr das Andenken an alle Thränen, die du über meinen Wahnſinn vergoſſen haſt. (Er ſtreckt ſeine Hand aus.)

Sakontala
(trocknet ihre Thränen und erblickt den Ring an ſeinem Finger).

Ach! iſt das der entſcheidende Ring?

Duſchmanta.

Er iſts, und als ich ihn wunderbarlich wieder erhielt, kehrte mein Gedächtniß zurück.

Sakontala.

Mächtig iſt in der That ſein Einfluß, daß er mir das verlorne Zutrauen meines Gatten wiederbringt.

Duſchmanta.

So nimm ihn, wie eine ſchöne Pflanze von der wiederkehrenden Jahreszeit der Freude eine Blume empfängt.

Sakontala.

Ich kann ihm nicht wieder trauen, laß den Sohn meines Herrn ihn tragen.

Matali (kommt herein).

Durch den Willen des Himmels hat der König ſein geliebtes Weib glücklich wiedergefunden und das Antlitz ſeines kleinen Sohns geſehen.

Duſchmanta.

Die Geſellſchaft meines Freundes hat meinen Wunſch zur Reife gebracht. — Doch ſprich, wußte nicht Indra im voraus um dieſes Glück?

Matali (lächelnd).

Was iſt den Göttern unbekannt? — Jetzt komm; der göttliche Maritſcha wünſcht dich zu ſehen.

Duſchmanta.

Liebe, führe unſern Sohn an der Hand, daß ich euch beide dem Vater der Unſterblichen darſtelle.

Sakontala.

Ich fühle mich ſchüchtern, ſelbſt in deiner Gegenwart, mich den Göttern zu nähern.

Duſchmanta.

Bei dieſer glücklichen Veranlaſſung ziemt es ſich; ich bitte dich, komm! (Sie gehen alle.)

Die Scene wird weggezogen, und man erblickt auf einem Throne Kaſyapa in Unterredung mit Aditi.

Kaſyapa (zeigt ihr den König).

Tochter Dakſcha's, dort ſteht der Held, der die Scharen deines Sohns zur Schlacht anführte, ein Herrſcher der Erde, Duſchmanta, durch deſſen Bogen jetzt Indra's Donnerkeil, nach gänzlich vollendeter Arbeit, ein bloßer Schmuck ſeines himmliſchen Palaſts geworden iſt.

Aditi.

Seine Geſtalt hat alle Kennzeichen der höchſten Majeſtät.

Matali (zu Duſchmanta).

Die Eltern der zwölf Adityas ſchauen herab auf dich, o König, wie auf ihre eigenen Kinder, mit Augen der Liebe. — Tritt heran zu ihnen, glorreicher Fürſt!

Duſchmanta.

Sind ſie das, o Matali, das Götterpaar, von Maritſchi und Dakſcha entſproſſen? — Sind ſie's, die Großkinder Brahma's, denen der Selbſtändige im Anbeginn das Daſein gab? Sie, die begeiſterte Sterbliche den Quell des Ruhms nennen, ſichtbar in Geſtalt der zwölf Sonnen? Sie, die meinen Wohl-

thäter erzeugten, den Herrn des hundertfältigen Opfers, und dreier Welten Herrſcher?

Matali.

Sie ſinds. — (Er wirft ſich mit Duſchmanta nieder.) Erhabene Weſen, der König Duſchmanta, der die Befehle eures Sohnes Waſawa ausgerichtet hat, beugt ſich in Demuth vor eurem Thron.

Kaſyapa.

Beherrſche hinfort noch lange die Welt!

Aditi.

Sei lang ein Krieger, deß Wagen unzerſchmettert bleibe im Treffen! (Sakontala mit ihrem Sohn fällt vor ihnen nieder.)

Kaſyapa.

Tochter! Dein Gemahl ſei wie Indra! Dein Sohn gleiche Dſchayanta! Und du ſelbſt, (kein Segen iſt dir angemeſſener) ſei beglückt wie die Tochter Puloman's!

Aditi.

Lebe, mein Kind, in ſteter Einigkeit mit deinem Herrn! und dieſer Knabe ſei in einer langen Reihe von Jahren euer beider Zierde und Freude! — Jetzt ſetzt euch bei uns.

(Alle ſetzen ſich.)

Kaſyapa
(ſieht bald den einen bald den andern an).

Sakontala iſt das Muſter vortrefflicher Weiber; ihr Sohn iſt gehorſam; du, o König! beſitzeſt drei ſeltene Vorzüge: echte Frömmigkeit, überſchwänglichen Reichthum und thätige Tugend.

Duſchmanta.

O göttliches Weſen, nun ich das vorige Ziel meiner heißeſten Wünſche erlangt habe, ſtehe ich durch deine Gnade auf dem Gipfel irdiſcher Glückſeligkeit, und dein Segen ſichert ihre Dauer. — Zuerſt erſcheint die Blume, darnach die Frucht; zuerſt ſammeln ſich die Wolken, dann fällt der Regen; dies iſt die ſtete Ordnung der Urſachen und Wirkungen. So auch, wenn deine Güte vorangeht, folgt ihr Glückſeligkeit nach.

Matali.

Fürwahr, o König, groß war die Güte der urſprünglichen Bramen.

Duſchmanta.

Maritſchi's hehrer Sohn, dieſe, deine Handmagd heirathete ich nach der Ordnung Gandharwa's, und nach einiger Zeit führten ſie einige ihrer Angehörigen nach meinem Palaſt; allein ein Wahnſinn raubte mir mein Gedächtniß; ich verſtieß ſie und beleidigte dadurch den ehrwürdigen Kanna, der zu deiner göttlichen Nachkommenſchaft gehört. Späterhin, da ich dieſen entſcheidenden Ring erblickte, entſann ich mich meiner Liebe und meiner Heirath; allein noch erfüllt mich der ganze Vorgang mit Verwunderung. Eine ſeltſame Unwiſſenheit verfinſterte meine Sinne und verwirrte meine Seele; als wenn Jemand einen Elephanten vor ſich gehen ſähe und doch fragen müßte, was es wol für ein Thier ſei, bis er an der Spur ſeiner großen Füße den Elephanten erkannt hätte.

Kaſyapa.

Klage dich nicht länger eines Verbrechens an, mein Sohn, welches du unwiſſend, mithin ſchuldlos begingſt. — Jetzt höre mich —

Duſchmanta.

Ich merke auf in Andacht.

Kaſyapa.

Die Nymphe Menaka führte Sakontala von der Stätte weg, wo du ſie verlaſſen und betrübt hatteſt, und brachte ſie in Aditi's Palaſt. Da erkannte ich durch die Kraft des Nachſinnens über das höchſte Weſen, daß deine Vergeſſenheit von dem Fluche des Durwaſas herrührte, und daß der Zauber ſich mit dem Anblick deines Ringes endigen würde.

Duſchmanta (für ſich).

So iſt mein Name rein von Schande.

Sakontala.

Ich Glückliche! daß meines Herrn Sohn, der mich jetzt

anerkennt, mich unwiſſend und nicht aus Abneigung verleugnete. — Den furchtbaren Fluch haben vermuthlich meine beiden lieben Freundinnen gehört, indeß mein Gemüth mit einem andern Gegenſtande beſchäftigt war. Sie verbargen ihn mir im Uebermaß ihrer Liebe, um meiner zu ſchonen; doch ertheilten ſie mir den Rath den Ring vorzuzeigen, wenn mein Gemahl mich vergeſſen haben ſollte.

Kaſyapa (zur Sakontala).

Du weißt die ganze Wahrheit, meine Tochter. Zürne nicht länger deinem Herrn. Er verwarf dich, als die Macht des Zaubers ſein Gedächtniß geſchwächt hatte, und ſobald die Finſterniß zerſtreut war, erwachte ſeine eheliche Liebe. So der Spiegel, deſſen Oberfläche verunreinigt wird; er wirft kein Bild zurück: gibt man ihm aber ſeinen Glanz wieder, ſo zeigt er vollkommen ähnliche Züge.

Duſchmanta.

Dieſe Bewandniß hatte es wirklich mit mir.

Kaſyapa.

Mein Sohn Duſchmanta, haſt du dein Kind umarmt, das dir Sakontala gegeben hat, und bei deſſen Geburt ich ſelbſt die Ceremonien verrichtet habe, die im Weda vorgeſchrieben ſind?

Duſchmanta.

Heiliger Maritſchi, er iſt der Ruhm meines Hauſes.

Kaſyapa.

Wiſſe auch, daß ihn ſeine Heldentugend zur Herrſchaft erhöhen wird, von einem Meere zum andern. Ehe er über den Ocean des ſterblichen Lebens hinwegſchifft, wird er herrſchen, ohne Gleichen in der Schlacht, über dieſe Erde mit ihren ſieben Halbinſeln; und wie er jetzt Serwademana heißt, weil er ſchon in ſeiner Kindheit die reißendſten Thiere zähmt, ſo wird er in reiferen Jahren den Namen Bhereta erlangen, denn er wird die Welt erhalten und ernähren.

Duſchmanta.

Ein Knabe, von Maritſchi's Sohn erzogen, muß den Gipfel der Größe erklimmen.

Aditi.

Jetzt ſoll Sakontala, die Wiederbeglückte, von allen dieſen Ereigniſſen Nachricht an Kanna ſenden; Menaka, ihre Mutter, iſt meine Hausgenoſſin, und weiß alles, was vorgegangen iſt.

Sakontala.

Die Göttin nennt meinen ernſtlichſten Wunſch.

Kaſyapa.

Durch die Kraft der wahren Gottesfurcht wird der ganze Auftritt dem Gemüthe Kanna's gegenwärtig ſein.

Duſchmanta.

Der fromme Weiſe muß noch über meine wahnſinnige Handlung zürnen.

Kaſyapa (nachſinnend).

Ich will ihm die entzückende Botſchaft ſenden, daß der zärtliche Gemahl ſein Pflegekind aufgenommen hat, und beide glücklich ſind, mit dem von ihnen entſproſſenen kleinen Krieger. — Hola! wer wartet?

Schüler (hereintretend).

Großes Weſen, hier bin ich.

Kaſyapa.

Eile, Golawa, durch die leichte Luft, und melde dem ehrwürdigen Kanna in meinem Namen: „Sakontala hat einen reizenden Sohn von Duſchmanta, deſſen Liebe mit ſeinem Gedächtniß wiederkehrte, ſobald der Zauber des zornigen Durwaſas ein Ende nahm.“

Schüler.

Wie die Gottheit befiehlt. (Er geht ab.)

Kaſyapa.

Mein Sohn, beſteige nun wieder Indra's Wagen mit Gattin und Kind; kehret beglückt nach eurem königlichen Wohnſitz zurück.

Duſchmanta.

Es geſchehe, wie Maritſchi befiehlt.

Kaſyapa.

In Zukunft möge der Gott des Luftkreiſes in reichlichen Regenſchauern Ueberfluß herabſenden auf dein liebendes Volk! Mögen vielfältige Opfer dir des Donnerers Freundſchaft erhalten! Durch unzählig gewechſelte Dienſtleiſtungen zwiſchen euch beiden, werde den Einwohnern beider Welten gegenſeitiges Glück zu Theil!

Duſchmanta.

Mächtiges Weſen, ich will mich beſtreben, ſo viel ich vermag, dieſes Glück zu erlangen.

Kaſyapa.

Welche fernere Gunſt kann ich dir noch erzeigen?

Duſchmanta.

Gibt es noch Gnade, die dieſe übertrifft? — Ein jeder König ſtrebe nach dem Wohl ſeines Volks! Sereſwati, die Göttin freier Künſte, werde von allen Leſern des Weda verehrt; und Siwa mit blauem Halſe und röthlichen Locken, ewig mächtig und ſelbſtändig, wende ab von mir den Schmerz einer abermaligen Geburt in dieſer vergänglichen Welt, dem Schauplatz der Verbrechen und Strafen!

(Alle gehen ab.)

Erläuterungen.

Die Bequemlichkeit der Leſer ſchien es zu erfordern, daß die in der Sakontala vorkommenden fremden Worte, ſo viel es die Umſtände, und insbeſondere die eingeſchränkte Kenntniß des deutſchen Ueberſetzers, erlaubten, einigermaßen erläutert würden, und damit die Aufſuchung dieſer an ſich nur wenig bedeutenden Hülfe nicht unnütz erſchwert würde, iſt die alphabetiſche Stellung der Worte gewählt worden.

Unter den Hülfsmitteln zur Entwickelung der immer wichtiger werdenden Literatur der Indier wäre keines unentbehrlicher, als ein ſanſkritaniſches Wörterbuch, welches aber von dem Eifer und dem Fleiße der in Bengalen errichteten aſiatiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften noch erwartet werden muß. Dem Mangel eines ſolchen Werks muß man es zuſchreiben, daß in unſerer Erläuterung ſo manche Lücke geblieben iſt, und daß vorzüglich die Benennungen, welche in die Naturgeſchichte und Botanik einſchlagen, faſt gar nicht auf bekanntere ſyſtematiſche Namen haben bezogen werden können.

Indeſſen wird man es doch dieſem Regiſter anſehen, daß es nicht ohne den Wunſch etwas Befriedigendes und Brauchbares zu liefern und eine verhältnißmäßige Anſtrengung ſo weit gediehen iſt. Da es der engliſchen Ueberſetzung an dieſem Commentar gänzlich fehlte, ſah man ſich genöthigt, zu den wenigen bereits vorhandenen Werken, welche die neueſte Literatur über Indien geliefert hat, ſeine Zuflucht zu nehmen, und außer dieſen Quellen ſchöpfte der deutſche Ueberſetzer noch einigen Unter-

richt aus den gütigen Mittheilungen ſeines Freundes, Herrn William Marsden, Mitglieds der königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in London, und Verfaſſers der ſchätzbaren Geſchichte von Sumatra, der ihm ſeine Abhandlung über die indiſchen Zeitrechnungen vor ihrer öffentlichen Bekanntmachung zuſchickte. Die Werke, deren man ſich hier bediente, ſind folgende:

(Nathaniel Brassey Halhed's) Code of Gentoo Laws, or ordinations of the Pundits. London. 8. 1777.

The New Asiatic Miscellany. No. 1 & 2. Calcutta. 4. 1789.

The Bhagvat-geeta, or Dialogues of Kreeshna and Arjoon. By Charles Wilkins. London. 4. 1795.

The Heetopades of Veeshno-Sarma. By Charles Wilkins. Bath. 8. 1787.

Asiatick Researches: or Transactions of the Society instituted in Bengal for inquiring into the history and antiquities, the arts, sciences and literature of Asia. Vol. I. Calcutta. 4. 1788.

(Quintin Crawford's) Sketches chiefly relating to the history, religion, learning and manners of the Hindoos. London. 8. 1790.

Transactions of the Royal Society of Edinburgh. Vol. II. Edinburgh. 4. 1790. (No. XIII. of Part II. Remarks on the Astronomy of the Brahmins. By Mr. John Playfair.)

On the Chronology of the Hindoos. By William Marsden Esq. F. R. S. 4. 1790. (from the Philosophical Transactions for 1790.)

Die Vergleichung der indiſchen Ausdrücke und Bilder mit den bereits bekannteren, die in anderen Sprachen des Orients vorkommen, und ſelbſt mit griechiſchen und römiſchen Dichterideen hätte hier zu weit geführt, und man hat ſich daher begnügt, nur mit ein paar Worten darauf hinzudeuten.

Die Ueberſetzung ſelbſt endlich bleibt immer nur ein ſchwacher Abdruck der ſanſkritaniſchen Urſchrift; weil ſie nicht unmittelbar aus derſelben, ſondern aus der engliſchen Ueberſetzung, dieſe letztere aber in Proſa verfertigt iſt, obgleich der indiſche Dichter ſein Schauſpiel großentheils in Verſen ſchrieb. Man begreift, wie viel auf dieſem Wege von der Energie der Sprache

und von der Eigenthümlichkeit ihres Ausdrucks verloren gehen mußte, zumal da die engliſche Sprache beinah keine Zuſammenſetzungen leidet, wozu ſich die unſrige ſchon ungleich mehr bequemt, die ſanſkritaniſche hingegen vor allen andern geſchickt iſt, da es in derſelben geſtattet wird, eine ungeheure Menge Worte miteinander zu einem zuſammenhängenden Ganzen zu verbinden, und man in einigen indiſchen Urkunden Beiſpiele von einem hundert und zweiundfunfzigſylbigen Worte nachweiſen kann. (Asiatick Res. I. p. 360) Wenn unſere Sakontala unter dieſen nachtheiligen Umſtänden dennoch ihre Wirkung auf das Publikum nicht verfehlt, wie wir es wenigſtens nicht bezweifeln können, ſo wird man deſto unbedingter zugeben müſſen, daß wir ihrem innern Gehalt allein dieſe Wirkung ſchuldig ſind.

Sir William Jones hat zwar in ſeiner Vorrede angemerkt, daß die Frauenzimmer in dem Stücke Prakrit, die Vornehmen und Gelehrten Sanſkrit und die geringeren Perſonen Provinzialmundarten ſprechen; daß Proſa und Verſe nach Maßgabe des Schwungs, den die Unterredung nimmt, mit einander wechſeln; allein in ſeiner Ueberſetzung iſt von dem allen keine Spur zu merken, und man durfte es nicht wagen, von ihr abzugehen. Auch müſſen wir noch anzeigen, daß im Engliſchen der Dialog faſt immer you (Ihr oder Sie) und nur ſelten thou (Du) hat; allein hier mußten wir, um das Ohr durch eine Umſtimmung zu unſerm Converſationston, die uns in einem ſolchen Drama anſtößig wäre, nicht zu beleidigen, eine Gleichförmigkeit einführen und das Du überall an die Stelle jenes fatalen you ſetzen. Jede Sprache hat ihre Eigenheiten; wir können nicht, wie im Holländiſchen, Cäſar und Antonius einander Mynheer nennen laſſen. Daß indeſſen den indiſchen Sitten jene Zierlichkeit, in der zweiten oder dritten Perſon der mehrern Zahl mit Perſonen von Stande zu reden, ſchon damals eigenthümlich war, iſt mehr als bloße Muthmaßung.

Die Schreibart der fremden Namen mußte nach unſerer Ausſprache abgeändert werden. Dies konnte auch mit gutem Gewiſſen geſchehen; denn die bekannte Verkehrtheit der engliſchen Ausſprache hatte ſchon den engliſchen Ueberſetzer, Sir William Jones, ſelbſt gezwungen, den Buchſtaben, deren er ſich bediente, einen ganz andern Werth, als den gewöhnlichen, beizulegen, und ſich darüber in einer ſehr ausführlichen, ſehr gelehrten Abhandlung (As. Res. I. p. 1—56) zu erklären. Die

Accente haben wir in der deutſchen Ueberſetzung weggelaſſen; in den meiſten Fällen ſind ſie überflüſſig, und in ein paar andern können wir ohne Uebellaut nicht der indiſchen Menſur getreu bleiben. Damit man aber doch ſehe, wie Alles in der engliſchen Ueberſetzung bezeichnet war, ſind die Worte aus derſelben mit ihren Accenten in dieſem Regiſter, wo es nöthig war, hinter den deutſchen beigefügt.

A.

Aditi, Seite 297 u. f. Ein mythologiſches Weſen, die Gattin der Gottheit Kaſyapa. S. dieſes Wort.

Aditya, S. 308. Die Kinder des Kaſyapa und der Aditi, oder die zwölf Sonnen, die über die zwölf Monate den Vorſitz führen; mithin allegoriſch die zwölf verſchiedenen Standpunkte der Sonne in ihrem ſcheinbaren Lauf durch den Thierkreis. S. Kaſyapa.

Amara, (Vorrede). Ein indiſcher Dichter.

Amra, S. 181. Ein ſchöner blühender Baum, der beſonders durch das Beiwort, der Bräutigam, S. 240, bezeichnet wird. Seine wohlriechenden Blüthen werden für köſtlicher als die der Waſſerlilie gehalten S. 249. Sie ſind dem Liebesgott der Indier, Kamadewa, geweiht S. 269, der ſeine Pfeile damit ſpitzt S. 273. Bei dem Bräutigam erinnert man ſich leicht an Horazen's altas maritat populos, nur daß die ſchlanke, ſich anſchmiegende Madhawiwinde (Ipomoea Quamoclit), dem hohen Amra als Gattin niedlicher noch zugeordnet wird.

Antelope, S. 174. Dieſe ſchöne Thiergattung iſt nunmehr unſeren Naturforſchern hinlänglich bekannt, doch welche beſondere Art hier gemeint ſei, läßt ſich mit völliger Gewißheit nicht beſtimmen. Hier iſt von einer ſchwarzen Antelope die Rede, und da die Scene im Norden von Indien gegen Kaſchmir zu liegt, ſo könnte es die ſogenannte blaue Kuh oder Nil-Ghaa der Indier ſein, ein großes Thier, von der Höhe eines kleinen Pferdes, von ſchwarzgrauer Farbe, mit weißen Flecken an den Füßen und Ohren, deſſen Bernier als ein

Jagdthier erwähnt. Ob die Wildkälber und jungen Rehe (fawns, roes) S. 178. 241 wirklich in das Geſchlecht der Thiere mit zackigem Geweih gehören, oder ob damit junge Antelopen gemeint ſind, läßt ſich nicht ausmachen. Das erſtere iſt freilich wahrſcheinlich, ſobald man vorausſetzt, daß Sir William Jones in der Naturkunde hinlänglich bewandert iſt, um keinen Ausdruck unrichtig anzuwenden. Die ſchöne, ſchlanke Form der Antelope bewundert der Indier mit uns S. 232. Ein liebliches Bild von den Sitten dieſes Thieres ſteht S. 281.

Anuſuya, Anusúyá, S. 179. Eine von den Geſpielinnen der Sakontala. Leſen S. 190, Schreiben S. 214, und Zeichnen S. 237 gehörte ſchon damals zu der Bildung eines Mädchens vom Bramenſtamm.

Apſaraſtirtha, Apsarastirt'ha, S. 263. Eine Stätte, wo man die Nymphen verehrt. Vielleicht bedeutet das Wort den Teich der Nymphen S. 268.

Armband, S. 211. 212. 214. 222. Die Armſpange des Königs iſt von Gold, die ſeiner Geliebten nur von Lotosſtengeln. Was hier aber eigentlich bemerkt zu werden verdient, iſt das ſchnelle, ſichtbare Abhärmen der Verliebten, welches auch im Theokrit vorkommt. Id. XI. 69: *αμαρ επ' αμαρ ορευσα με λεπτον εοντα.*

Arun, S. 232. Der Wagenführer der Sonne. Die indiſche Mythologie weicht hier merklich von der griechiſchen ab. Helios und hernach Phöbus lenken ſelbſt ihren Wagen, und Aurora (*Ηως*), eine Titanide, zieht vor dem Wagen her. Hier hingegen ſitzt Arun als Lenker der ſieben Roſſe vor dem Sonnengott Surya, und nicht in eigner Macht, ſondern durch die Kraft des Gottes (S. 295) zerſtreut er die Schatten der Nacht. Man kann in der Erklärung dieſer Allegorien nicht zu behutſam ſein, denn nur zu leicht wird man hingeriſſen, mehr als ſie urſprünglich enthielten, hineinzulegen; allein hier kann man ſich doch nicht entbrechen, den verſchiedenen Gang der Phantaſie mit den verſchiedenen Erſcheinungen der Natur zuſammenzuſtellen. In Indiens Dichtungen mußte die Sonne unmittelbarer als in den griechiſchen, auf den Tagesanbruch oder das Morgenroth folgen; denn die Dämmerung dauert in heißen Ländern nur wenige Augenblicke.

Akoſabaum, S. 209. Iſt nicht bekannt.

Ayodhya, (Vorrede). Dies iſt der alte Name der Provinz Aud, welche den Theil des Ganges von Delhy bis Benares angrenzt.

B.

Barawafeuer, S. 210. Eine Erfindung, die dem griechiſchen Feuer ähnlich ſein mußte, weil es, wie der Beiſatz lautet, unter den Fluthen brennt. Hier beſtätigt ſich, was ſchon Halhed in der Vorrede zu ſeiner Ueberſetzung des indiſchen Geſetzbuchs erinnert hat, daß nämlich allerlei Feuergewehre den Indiern bereits im hohen Alterthum bekannt geweſen ſein müſſen, indem jene in der Einleitung dieſes Geſetzbuchs, S. CXIII ausdrücklich verboten werden. In den Puran-Saſtras, oder mythologiſchen Erzählungen, werden Werkzeuge, wie Kanonen, erwähnt, die ein gewiſſer Künſtler, Biſchukerma oder Wiſuakarman für die guten Geiſter (oder Dewta), die im erſten Zeitalter einen hundertjährigen Krieg gegen die böſen (oder Aſſur) führten, verfertigt haben ſoll. Die Phantaſie der Bramen nahm alſo, was dieſen Punkt betrifft, ganz dieſelbe Richtung, wie Milton's ſeine, der auch die hölliſchen und die himmliſchen Heerſcharen ihren Krieg mit Feuerſchlünden führen läßt! — Noch jetzt iſt eine Art von Racketen im indiſchen Kriege gebräuchlich, eine eiſerne Röhre nämlich, die etwa acht Zoll lang, anderthalb Zoll dick und an einem Ende verſchloſſen iſt, und an ein Bambusrohr von vier Fuß befeſtigt wird, deſſen mit Eiſen beſchlagene Spitze, durch die in Brand geſteckte Füllung der Rackete gegen den Feind getrieben wird. Der Gebrauch des Schießpulvers, zu Feuerwerken, Lichtkugeln u. dergl. verliert ſich bei den Indiern und Chineſen in die älteſten Zeiten der Geſchichte, nur muß man darunter nicht genau die europäiſche Art es zu verfertigen verſtehen; genug daß ſie früher als wir eine Miſchung kannten, bei deren Entzündung ſich eine Luft entwickelte, welche die Bewegung des Stoßes erzeugen konnte. In ihren Feſtungen fand man Höhlungen in den Felſen gehauen, aus welchen wahrſcheinlich Steine auf die Belagerer vermittelſt dieſer Miſchung geſchleudert wurden, wie wir Bomben aus dem Mörſer werfen. (Sketches p. 293 u. f.)

Bhadraſena, Bhadraséna, S. 198. Duſchmanta's Feldherr.

Bharata oder Bheret, (Vorr.). Ein indiſcher Weiſer, der angebliche Erfinder der dramatiſchen Dichtkunſt.

Bharat, Bheret oder Bhereta, (Vorr.) S. 311. Duſchmanta's Sohn, einer der berühmteſten Könige von Indien, nach deſſen Namen Indien in den Sanſkrit-Büchern immer Bheretkhant oder Bheret-werſch, das Land Bheret's, genannt wird. Von ihm ſtammen zwei Branchen, die Kurus und die Pandus, die einen langen Krieg mit einander führten, deſſen Begebenheiten, mit vielem mythologiſchem Apparat, wie im Homer, verwebt, den Gegenſtand des großen epiſchen Gedichts Maha-Bharat ausmachen, (Maha bedeutet groß), welches dem Ramayan in Anſehung ſeines Alterthums und Ruhms das nächſte iſt. Das von Wilkins herausgegebene Bhagvat-Geeta iſt eine Epiſode dieſes Gedichts. Vom Bharat heißt es in den Geſchichtbüchern der Indier, daß er noch acht Brüder hatte.

Biene, S. 183—185. Die Biene gibt dem indiſchen Dichter Stoff zu einigen der naiveſten Stellen in ſeinem Drama. Sie iſt ihm Bild des Liebhabers, indem ſie von Blume zu Blume irrt. Unnachahmlich iſt die Wahrheit der Natur in der Stelle S. 256, und die Benutzung der zuerſt erſchienenen Biene gegen das Ende des Stücks S. 282—283, iſt in der That ein feiner und künſtlicher Zug, wobei noch zu erinnern iſt, daß dieſe letzten Stellen wahrſcheinlich in der Ueberſetzung durch den Umſtand etwas verlieren, daß die Sanſkritſprache für das männliche und weibliche Geſchlecht der meiſten Thierarten beſondere Benennungen hat, die uns nur bei den größeren Thieren und insbeſondere den Hausthieren, geläufig ſind. Hätten wir auch ſtatt männliche Biene, Thräne oder Drohne geſetzt, ſo würden wir doch den Leſer durch die Nebenbegriffe nur irre gemacht haben.

Bimba, S. 259. Eine rothe Frucht.

Blatt, S. 284. 285. Bekanntlich wird in Indien auf Palmblätter geſchrieben; man nennt ſie Ollesblätter.

Blume der Nacht, S. 232. 261. Iſt die Lotusblume oder Waſſerlilie (Nymphaea Nelumbo. Linn. Heetopades p. 334). Aus Verſehen iſt S. 216 dafür die Tuberoſe genannt worden. Die Phantaſie der Indier ſpielt mit ihr ſehr zart und lieblich, läßt den Mond ſie öffnen, den Mond ihre

Wohlgerüche hervorlocken, und die Sonne ſie unterdrücken; ſie iſt die Buhlerin des Mondes und der Nacht.

Brahma, Brahmà, (Vorr.) S. 201. Die Gottheit, in ihrer ſchaffenden Eigenſchaft. Daß die gelehrten Indier, nach Anleitung ihrer heiligen Bücher, nur ein höchſtes Weſen anerkennen, hat Sir W. Jones neulich wieder behauptet (As. Res. I. 224). Sie nennen es Brahme, oder das Große (als Neutrum), deſſen Weſen allem Begriff, außer ſeinem eignem, weit entrückt iſt. In der Aeußerung ſeiner Schöpferkraft, wird es ihnen Brahma (männlichen Geſchlechts); ſeine Kraft ſelbſt, ſeinen göttlichen Geiſt, nennen ſie den Durchdringer, Wiſchnu, oder den auf dem Waſſer Gehenden, Narayan (Nara, die Gewäſſer, ayana, Bewegung), und als Zerſtörer, oder eigentlich Verwandler der Geſtalten hat er unzählige Namen, von denen Siwa, Iſſa, Iſwara, Rudra, Hara, Sambhu, Mahedewa oder Maheſa die gewöhnlichſten ſind. — Hier wird Brahma's Macht als unwiderſtehlich beſchrieben S. 258. 273. 277. Er iſt der Schöpfer des Körpers S. 269, und der Großvater der Gottheiten Kaſyapa und Aditi, S. 308. — Das Eigenthümliche der indiſchen Vorſtellungsart in dieſer Miſchung von metaphyſiſchen Begriffen mit den hiſtoriſchen, hat immer eine gewiſſe Analogie mit der griechiſchen, welche wenigſtens beweiſen kann, daß in dem Gange der Einbildungskraft, auch da, wo ſie am ungebundenſten ſcheint, weniger Willkürliches liegt, als man erwarten konnte. Nur daß der Anthropomorphismus der Griechen einfacher, folglich zuletzt reiner und ſchöner war, und den Idealen der Kunſt das Daſein gab, nur dies unterſcheidet ihn von dem indiſchen, der immer an dem fruchtloſen Bemühen ſcheitert, tranſcendente Begriffe anſchaulich zu machen. Allein Griechenlands Heroen ſtammen von ſeinen Göttern, wie Indiens Könige und Prieſter von den ſeinigen; mit dem Unterſchiede, daß in Indien der Prieſterſtand ein furchtbares Gebäude des hierarchiſchen Deſpotismus aufführen konnte, deſſen gigantiſche Trümmer noch ſtehen, indeß die ſchnelle Entwickelung der Griechen, bei denen das philoſophiſch-äſthetiſche Zeitalter dem heroiſchen auf dem Fuße folgte, eine ſolche Prieſterherrſchaft unmöglich machen mußte.

Bramen (Braminen), S. 183. Der Vornehmſte unter den vier Hauptſtämmen der Indier, zu welchem die Prieſter

gehören. Nicht alle Bramen ſind Prieſter; aber von gewiſſen Arten von Thieren dürfen ſie alle nicht eſſen und kein Blut vergießen. Diejenigen unter ihnen, welche weltliche Geſchäfte treiben, Schreiber oder ſogar Miniſter der indiſchen (und in ſpäteren Zeiten auch der mohamedaniſchen) Fürſten werden, können das Prieſterthum nicht erlangen. Merkwürdig iſt es, daß in dieſem alten Gedicht die ehrwürdigſten und heiligſten Bramen als einfache, von der Welt abgeſchiedene Einſiedler vorgeſtellt werden, die in geheiligten Hainen leben und daſelbſt ihre Opfer auf einem kunſtloſen Heerde bringen, ohne daß irgendwo von dem Prunk des neueren indiſchen Gottesdienſtes die Rede wäre. Duſchmanta hat ſeinen eignen Prieſter und auch ſeine Opferſtätte, einen erhabenen Heerd, auf welchen ihn bei einer beſondern Veranlaſſung ſeine Leute heben S. 251. Die guten Einſiedler laſſen den Thieren ihres Waldes Schutz angedeihen, ziehen ſie zahm und pflegen ihrer S. 175. 178. 198. 232. 241. Sie rühmen ſich ihrer weltlichen Armuth und ihres Reichthums an geiſtlichen Gütern, auch wol daneben ihrer Weltkenntniß S. 176. 242. 243. Sie ſtammen ſogar von den Göttern S. 310, und die Gottheiten Kaſyapa und Aditi werden ſelbſt uranfängliche (primeval) Bramen genannt S. 310. Daher ſchreibt auch Sir William Jones, nach der ſanſkritaniſchen Urſchrift Brâhmen, welches der alten Ausſprache in Brachmanes, bis auf die etwas ſtärkere Aſpiration gleichkommt.

Buddha, (Vorr.). Einer von den Vorfahren des Königs Duſchmanta. Buddha, ſagen die Indier, heirathete eine Tochter des frommen Königs Menu (der nach Satjawrata und Waiwaſwata, Sohn der Sonne heißt), den Wiſchnu von der allgemeinen Ueberſchwemmung in einem Kaſten (ark) errettete. Im fünften Gliede von ihm ſtammte Puru, deſſen in der Sakontala ſo oft als Duſchmanta's Ahnherrn mit Ruhm gedacht wird S. 176. 184. 205. 221. 257. 259. 260. 286. 302. Aus der Vergleichung verſchiedener Stellen in den Aufſätzen der neueren Forſcher der indiſchen Geſchichte und Alterthümer läßt es ſich mit hinreichender Gewißheit entwickeln, daß dieſer Buddha nicht derſelbe iſt, der als Religionsverbeſſerer in Indien und Religionsſtifter in Ceilon, Siam, Tunkin, Tibet, China und Japan, eine ſo wichtige

Rolle geſpielt hat. Sir William Jones in der Vorrede zur Sakontala vergleicht ihn mit dem Merkur. Dieſer Vergleich beruht freilich nur auf dem Umſtande, daß der vierte Tag in der Woche, (Mittwoche) durch ganz Indien Buddha-wara heißt, wie er bei den Römern nach dem Merkur und bei den nordiſchen Völkern nach dem Wodan benannt wurde. Die neunte Menſchwerdung des Wiſchnu erkennen ſelbſt die Bramen für die in der Perſon des zweiten Buddha, wiewol ſein Syſtem von ihnen verworfen und aus der indiſchen Halbinſel vertrieben worden iſt. Die gigantiſchen, zum Theil von der See verſchlungenen Trümmer von Gebäuden und Bildhauerei, zu Mawalipuram an der Küſte Malabar, die Statue von Granit des Buddha auf der Ebene Wirapatnam bei Pondicheri, die le Gentil beſchreibt, die Kupferplatte worauf eine Schenkung vom Jahre 23 vor Chriſti Geb. gegraben iſt, (A. R. I. 123) und viele andere Denkmäler beweiſen, daß Buddha und ſeine Nachkommenſchaft lange die Halbinſel Indiens beherrſchten, und daß ſein Religionsſyſtem daſelbſt tiefe Wurzeln geſchlagen hatte. Aus den von Renaudot überſetzten Nachrichten arabiſcher Reiſenden erhellt es ſogar, daß Buddha's Statuen noch im neunten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung in Indien verehrt wurden. Nach dem zwölften Jahrhundert aber verſchwinden ſeine Anhänger auf dem feſten Lande dieſſeits des Ganges. (La Croze Hist. du Christianisme des Indes. II. p. 329. 339.) Nach Wilkins lebte Buddha zu Kikat in der Provinz Bahar um das Jahr 1000 der Zeitrechnung Kali-yug, oder 2101 vor Chr. Geb., Jones hingegen beſtimmt ſeine Menſchwerdung auf das Jahr 1014 vor Chr. Geb. (A. R. 425). Dies alles iſt aber offenbar nicht von dem erſten Buddha, dem Zeitgenoſſen und Schwiegerſohn des in der Arche geretteten Menu, ſondern von dem zweiten zu verſtehen.

Büffel, S. 198. Dieſe Thiere werden hier ſehr gut charakteriſirt, wie ſie ſich gern im ſeichten Waſſer aufhalten und darin wälzen.

D.

Dakſcha, Dacsha, Mutter der Aditi.

Dämonen gehören zur Maſchinerie dieſes Schauſpiels und

haben überhaupt eine groſse Rolle in den Mythen der Indier. Sie ſtören die frommen Einſiedler und Bramen beim Opfer S. 204. 227. Sie greifen ſogar den Gott Indra in ſeiner himmliſchen Wohnung an, S. 295, und in beiden Fällen iſt Duſchmanta ihr Bezwinger S. 209. 292. Dieſe böſen Geiſter, Daityas, Danawas oder Aſſur, wie ſie in den Puranas heiſsen, werden in mehre Geſchlechter getheilt; hier z. B. werden mit Namen erwähnt die Kalanemi S. 292. Sie hatten eine Zeitlang den Gott Indra aus ſeinem Reich vertrieben (As. Res. I. 133). Es iſt auch hier eine allegoriſche Anſpielung, wie in der älteſten griechiſchen Götterlehre, auf die Sichtbarwerdung des Weltalls, auf den Kampf zwiſchen Tag und Nacht, zwiſchen Ordnung und Chaos. Diti, die Nacht, iſt die Mutter der Daityas, der nächtlichen, finſtern Dämonen, die bräunlich im Schatten der Wolken einherziehen S. 227. Aditi, das urſprüngliche Licht des Tages, oder die gebährende Energie (Gattin) des Himmels, iſt Mutter der zwölf Sonnen, Aditya, (Vorr.). Man bemerkt hier wieder mit Vergnügen die Analogie und zugleich die Verſchiedenheit der griechiſchen und indiſchen Syſteme. Den Griechen gebar die Erde (*Γαια*) den Himmel (*Ουρανος*) und dieſer zeugte wieder mit der Erde nicht nur Titanen und Titaniden, ſondern auch Cyklopen, Centimanen, Giganten, Erinnyen u. ſ. f.

Danawas, S. 292, oder Kinder Danu, S. 295. S. Dämonen.

Danu, S. 295. Vater eines Dämonengeſchlechts.

Datteln, S. 200, werden hier den Tamarinden vorgezogen.

Dewa Dſchanani, S. 288. Eine Nymphe. Dewa bezeichnet die Gottheit oder das Göttliche.

Dhanawriddhi, S. 285. Ein auf der See verunglückter Kaufmann, Duſchmanta's Unterthan.

Dhanik, (Vorr.). Ein indiſcher Dichter.

Diti, (Vorr.) die Nacht, Kaſyapa's andre Gemahlin. S. Dämonen.

Diweſpetir, S. 293. Einer von den Namen des Gottes Indra, worin Sir William Jones die Aehnlichkeit mit dem römiſchen Diespiter bewundert. Diweſpetir bedeutet Herr des Luftkreiſes (Lord of the sky), As. Res. I. 241.

Dſchaluka, S. 265. Ein Polizeidiener.

Dſchayanta, Jayánta, S. 294. 309. Indra's Sohn.

Durwaſas, S. 229. 230. Ein indiſcher Heiliger, der hier als jähzornig geſchildert wird und deſſen Fluch den Knoten des Schauſpiels ſchürzen hilft. Seine rauhe Gemüthsart ſcheint ihn beſonders ausgezeichnet zu haben, da unter den Nataks oder indiſchen Schauſpielen auch eines unter dem Titel: Die Zähmung des Durwaſas (Durvásas) vorkommt. (Vorrede.)

Duſchmanta, S. 174. König oder Kaiſer von Indien, der Hauptcharakter dieſes Stücks. Einer von den Nachkommen des in den indiſchen Geſchichten ſo berühmten Puru. S. oben Buddha. Obgleich die dramatiſche Kunſt, was die Charakterzeichnung betrifft, bei den Indiern nur in ihrer Kindheit ſtehen geblieben iſt und alles wol erwogen auch nicht weiter gehen konnte, iſt es doch äußerſt intereſſant, die Bemühungen dieſes ſpeculativen und zartempfindenden Volks auch auf dieſer Stufe zu beobachten. Der Dichter hat ſeinem König zwar keinen entſchiedenen Charakter zugeeignet, — und wie viele Deſpoten mögen wol einen haben? — allein er beſchenkt ihn dafür mit Attributen, die ihn hinlänglich vor der Menge auszeichnen. Seine Majeſtät und Würde ſtrahlen überall hervor S. 186. 198. 203. 209. 252, auch wenn ihn der Kummer entſtellt hat S. 272, ſeine Frömmigkeit iſt ſein höchſtes Lob S. 203, nur unwiſſend, unter dem Einfluß des Zaubers, weigert er ſich den Bramen aus der Einſiedelei Folge zu leiſten, und will von ihrer Botſchaft nichts wiſſen S. 255, doch auch alsdann begegnet er ihnen noch ehrerbietig und ruhig, indeß ſie hitzig und beleidigend werden S. 256. 257. 260. Seine Phantaſie iſt bilderreich und ſchnell, und es iſt ſehr viel Zartheit in ſeinen Antworten und Bemerkungen S. 180. 181. 184. 219—225, auch macht er einen Vers aus dem Stegreif S. 216. Gegen alles Frauenzimmer iſt ſein Betragen fein und muſterhaft S. 184—192. 216. 284, nur als man ihm eine Frau zuführen will, die er nicht wiederkennt, kommt die allgemeine indiſche Vorſtellung von der Treuloſigkeit des Geſchlechts, die zumal in den Hitopadeſa des Bramen Wiſchnuſarma (oder den ſogenannten Fabeln des Pilpai) faſt auf jeder Seite gerügt wird, in einem etwas anzüglichen Gleichniß zum Vorſchein S. 258. 259. Seine Gerechtigkeit ſtellt der Dichter in ein helles Licht durch die

aufgehobene fiskaliſche Beerbung der Kinderloſen S. 285. 286 und die Verwaltung ſeines Richteramtes nach orientaliſcher Weiſe, wofür ihm auch ein Loblied geſungen wird S. 248. Reife der Beobachtung und Selbſtkenntniß ſind ebenfalls auszeichnende Züge dieſes Fürſten S. 184. 250. 298. Beſcheidenheit, indem er die Unterredung von ſich auf einen andern Gegenſtand lenkt S. 217. 295, Muth S. 290 und natürliches Aſcendant S. 301 gehören noch zu dieſem Charakter, den der Verfaſſer, in den verſchiedenen Verhältniſſen eines angehenden, glücklichen, verzweifelnden und bis zum Wahnſinn reuigen und betrübten Liebhabers S. 181. 219. 220. 224. 225. 195. 209. 210. 226. 227. 272—283 vollendet. Der höchſte Ehrenname, den er ihm gibt, iſt der des Weiſen S. 203. 204, den er aber auch geltend zu machen weiß.

E.

Eber, S. 194. 199. Die Jagd erwähnt ſchon Curtius als Lieblingsbeſchäftigung der indiſchen Könige: Venatus maximus labor est. l. VIII. c. 9.

Einkünfte des Königs. An zwei Stellen, S. 203. 248, werden ſie auf den ſechſten Theil des Ertrags des Bodens beſtimmt.

Einſiedler. S. Bramen.

Elephanten, werden wüthend, wenn ſie die Jäger aufſcheuchen S. 191. 192. Ihre Heerden haben einen aus ihrer Mitte zum Anführer S. 247. Ob man zu Duſchmanta's Zeiten ſchon Staatselephanten hatte, müßte wol durch ein gültigeres Zeugniß als dieſes S. 267 erhärtet werden. Die Indier nennen dieſes Thier muthwillig und wollüſtig. As. Res. I. 134. New. As. Miscellany No. I. p. 62.

Erde, des Oceans dunkle Grenze, S. 204. Mit dieſem Ausdruck und mit der ſeeumgürteten Erde des indiſchen Dichters S. 218 kommt überein, *ἁλιερκεα χωραν*. Pindar. Ol. VIII. 34. *ἁλιερκεα ισθμου δειρασα*, Isthm. I. 10. und *ἁλιερκεες οχθαι*, Pyth. I. 34. So heißt ſie auch S. 245 die fruchtbare Erde, wie bei griechiſchen Dichtern *φερεκαρπος*, und ihr Erzeugniß iſt S. 286 köſtlich und glänzend. Sie iſt endlich auch in Indien wie beim Homer und Orpheus eine Göttin S. 262, in deren milden Schooß Sakontala zu verſin-

ken wünſcht. Auch in den Hitopadeſa heißt Waſudha (die Erde) eine Göttin, Heetopad. p. 41, ja ſogar die ewig anzubetende, mit dem Beinamen Surabhi, Kuh des Ueberfluſſes. Ebend. p. 110.

F.

Fächer von Lotosblättern, S. 211. 220 gehören nur in die Einſiedelei, denn vornehme Leute hatten Wedel von Pfauenfedern oder von den langgeſchweiften Ochſen (Bos grunniens Linn.) Heetopad. p. 97.

Feuer, iſt bei den indiſchen Opfern gebräuchlich S. 234. Das Wandeln um das Opferfeuer S. 238 iſt ſehr theatraliſch, und mußte auf ein indiſches Auditorium große Wirkung thun; auch ſcheint der Gedanke, daß ſo etwas vorzuſtellen eine Profanation ſei, einem ſo ceremonienſüchtigen Volk nicht nahe zu liegen. Duſchmanta hat in ſeiner Reſidenzſtadt ebenfalls einen Heerd des geheiligten Feuers.

Flamingos. (Phoenicopterus ruber Linn.) Die ſchönen rothen Sumpfvögel, deren Zungen den römiſchen Praſſern ſo gut ſchmeckten, erhalten hier den Beinamen der verliebten S. 281. Der Flamingo oder Hanſé iſt es auch, auf dem Brahma reitet, wenn er auf Reiſen geht, und deswegen findet man ihn auch neben den Statuen dieſes Gottes abgebildet. (Sketches p. 150.)

Führer, S. 174. Einen Wagenlenker haben die indiſchen Helden und Götter vor ſich ſitzen. S. Arun und Matali.

Füße drücken, S. 220. Dieſer Liebesdienſt iſt in heißen Ländern gewöhnlich, bis nach O-Taheiti hin. Die angenehme, belebende Empfindung, die das ſanfte Drücken der Muskeln verurſacht, macht dieſe Operation ſelbſt den dort ſich aufhaltenden Europäern angenehm. Es iſt eine etwas handgreiflichere Art zu magnetiſiren.

G.

Gandharwa, S. 221. 228. 310. Die Indier haben acht verſchiedene Arten von Heirathen: Berameh, Diib, Arſa, Gandherp oder Gandharwa, Peradſchaput, Aſchore, Rachus und Peiſchach. Die vierte Art, von welcher hier die Rede

iſt, erheiſcht nur die gegenſeitige Einwilligung der contrahirenden Parteien, ohne alles Ceremoniel. Sie können ganz allein ſein, ihre Halsbänder oder Blumenkränze austauſchen, und es iſt hinreichend, wenn das Frauenzimmer ſagt: ich bin dein Weib geworden, daß der Mann antworte: es iſt wahr. Code of gentoo Laws, p. 40.

Gandharwas, S. 297. Eine Benennung der himmliſchen Heerſcharen oder der guten Geiſter, die ſonſt Dewta heißen, und auf dem Gebirge Hemakuta wohnen. Kaſyapa und Aditi (der Himmel und der Tag) wohnen auch daſelbſt und vielleicht werden ſie ſelbſt zu dieſen Gandharwas gezählt. Es iſt daher auch wol möglich, daß die vorhin erwähnte Heirath Gandharwa, die ohne alle Umſtände, in paradieſiſcher Unſchuld vollzogen wird, ihren Namen von dieſen Gandharwas hat, die hier ein goldenes Zeitalter auf Erden zurückbringen, welches Duſchmanta S. 298 ſo idyllenmäßig ſchildert. Auch die Griechen ließen ihre älteſten Götter ſo auf Erden wohnen und über eine Unſchuldswelt mit mildem Zepter herrſchen. Dieſe Blumen der Phantaſie ſind wenigſtens lieblich, wenn ſie auch nicht aus urſprünglichen Sagen vom erſten Zuſtande des Menſchengeſchlechts geſchöpft ſein ſollten.

Gaſtfreiheit, S. 185, iſt die heiligſte Pflicht der orientaliſchen Völker, ſie war es auch den mit ihnen verwandten Nationen des ſüdlichen Europa. Durwaſas fordert ſie, als ein Recht S. 230, und der härteſte Fluch folgt auf eine bloße Vernachläſſigung. Barbaren und Wilde erweiſen auch wol Gaſtfreiheit; allein ſie ſteht blos in ihrer Willkür, ſie iſt nicht geboten und hängt von barbariſchen Launen ab. In Indien wäſcht man des Fremdlings Füße, und ſetzt ihm Erfriſchungen vor, ohne zu fragen, wer er ſei, genau wie es im Homer die Griechen thun, Odyss. IV. 60. Dies ſind Erſcheinungen der milderen Sitten, die das Ackerleben, zumal in einem ſo ergibigen Lande, wie Indien, hervorbringt. Auch die Hirtenvölker kennen Gaſtfreundſchaft; aber da ſie faſt immer bewaffnet ſind, kommen ſie ſelten in den Fall dieſe Tugend an Fremdlingen auszüuben, weil in der Wüſte ihre Hand iſt wider Jedermann, und Jedermanns Hand wider ſie. 1 Moſe XVI. 12.

Gautami, S. 226. Eine alte Frau vom Geſchlecht des Bramen und Einſiedlers Kanna.

Gazelle. S. Antelope.

Gazellenauge, S. 181. Der gewöhnliche orientaliſche Vergleich mit den ſchönen, großen, ſchwarzen, lebendigen, und doch ſanften Augen dieſes Thiers, iſt aus den arabiſchen und hebräiſchen Dichtern ſchon bekannt genug. Hätte man in Griechenland dieſes ſchöne Thier mit ſeinem ſchwarzen Augenglanz (wie Duſchmanta ſich ausdrückt S. 189) gekannt, ſo würde man nicht an das Ochſenauge gedacht haben, wiewol hier die Größe in Betrachtung kam, und mit derſelben als Nebenidee der weite, umfaſſende Blick, ſo daß *βοωπις* bald nur ſchönäugig ſchlechtweg bedeutete.

Genien, S. 295, ſind die guten Geiſter (Dewta), deren Fürſt Indra, der Herr des Luftkreiſes iſt. Hier verdient angemerkt zu werden, daß außer der oberſten Gottheit in ihren drei großen Modifikationen, als ſchaffendes, erhaltendes und veränderndes Weſen, (Brahmà, Wiſchnu und Siwa) nebſt ihren Gemahlinnen die eigentlich die ihnen inwohnenden Kräfte bedeuten, alle übrigen Gottheiten der Indier nur zu den Dewta oder Gandharwas gehören, und ſchlechterdings mit jener Trias nicht in Vergleich kommen können. Die Lehre von den Genien iſt durch ganz Aſien verbreitet und ſogar in das mohamedaniſche Religionsſyſtem aufgenommen worden, wie ſo manches liebliche, phantaſtiſche Mährchen von den Diws und ihrem Dſchinniſtan darüber Zeugniß gibt.

Ghih, S. 178. Dies iſt das gewöhnliche Opfer der Bramen und beſteht aus rein ausgeſchmolzener Butter, welche auf die Flamme geworfen wird. Daß dabei gute und üble Vorbedeutuugen ſtatt haben können, ſo wie bei den römiſchen Extiſpicien, erhellt aus S. 234, wo der Umſtand, daß ein Brame mit dem Ghih genau den Mittelpunkt der heiligen Flamme trifft, die Abreiſe der Sakontala zu ihrem Gemahl entſcheidet.

Golawa, S. 312. Ein Bote, den Kaſyapa durch die leichte Luft zu Kanna ſendet.

Goratſchana, S. 235. Iſt vermuthlich etwas krauſes Haar von der Stirne einer geweihten Kuh, zur Verfertigung eines Amulets.

Götter von Swerga, ſind die Genien unter Indra's Zepter. Sie werden nicht immer zu ihrem Vortheil erwähnt: bald bedürfen ſie menſchlicher Hülfe, ſich gegen die böſen Geiſter

in ihren Wohnſitzen zu erhalten S. 292. 295, bald ſind ſie neidiſch auf menſchliche Vollkommenheit S. 188, und wollen den König Triſanku nicht in den Himmel ſteigen laſſen, ob es gleich die frommnen Männer wünſchen S. 206.

Göttinnen, S. 229. 239. Die Nymphen gehören zum Reich Indra's, des Fürſten guter Genien S. 188. Sie heißen auch Waldgöttinnen S. 239, und bei der überſchwänglichen Zärtlichkeit, womit Sakontala die Pflanzen um ihre Hütte liebt S. 240, und ſie ihre Schweſtern nennt S. 179. 183, geräth man auf Vermuthungen, die in Kanna's Anrede an die Bäume S. 239 vollkommene Beſtätigung erhalten, wo er ausdrücklich ſagt, „ihr Bäume, in denen die Waldgöttinnen wohnen." Alſo dachte ſich die kindliche Phantaſie der Indier die ganze Natur und ſelbſt die Pflanzen beſeelt, und auch ihnen waren die belebenden Kräfte der Bäume göttliche Weſen, wie den Griechen. Homer. Hymn. in Ven. 258—272. Orph. Hymn. L. Sakontala ſteht unter dem beſondern Schutz der Nymphen, denn ſie pflegt und wartet ihrer Bäume und Blüthenſträuche und bricht nicht einmal eines ihrer Blättchen. Dagegen ſtrafen bei den Griechen die Hamadryaden diejenigen, die wider ihren Willen Bäume fällen. Apoll. Rhod. L. II. 479—485. Die Vorſtellungen der Heiligkeit und Unverletzbarkeit der Wälder und Haine, in welchen ſich die Begünſtigten der Götter aufhalten, und ihres Dienſtes pflegen, iſt hiermit genau verbunden S. 176—178. Schon Curtius ſchrieb: arbores violare capitale est. VIII. 9.

H.

Haine. S. Göttinnen.

Hanſamati, eine von Duſchmanta's Königinnen, S. 249. Vermuthlich iſt eine Anſpielung auf den Pfau (Hanſa) in dem Namen.

Hanumat (Vorr.) war der Feldherr des Rama, als er Indien eroberte. Sein Vater hieß Pawan, der indiſche Gott der Winde. Hanumat bedeutet: mit hohen Jochbeinen. Seine Truppen waren Satyrs oder groſe Pawiane, (As. Researches I. 257) vielleicht nur Bergbewohner, denen ihre tatariſche Häßlichkeit dieſe Vergleichung zuzog. Hanumat war ein

Dichter und Tonkünſtler und noch jetzt wird eins von den vier indiſchen Muſikſyſtemen nach ihm benannt. (As. Res. I. 258.) Die Affen, die in Indien um die Pagoden (Dawulas) geduldet und gefüttert werden, haben einen alten, ſtarken Affen zum Anführer ihrer Truppe, der noch jetzt Hanumat oder Anumant genannt wird.

Hara, S. 210. 223, iſt einer von den vielen Namen der zerſtörenden Gottheit Siwa.

Harita, der Name eines Schülers von Kanna, S. 236.

Haſtiwapura, Hastinápura, die Hauptſtadt von Duſchmanta's Reichen, ward ſpäterhin Delhy genannt und von Schach Jehan Schach-Jehan-Abad S. 228. 235. (Heetopades p. 320.)

Hemakuta: das Gebirge der Gandharwas, das zwiſchen den Meeren des Aufgangs und Niedergangs den goldenen Gürtel bildet S. 296. 297, iſt wahrſcheinlich die große aſiatiſche Höhe, von welcher alle orientaliſchen Völker ihren Urſprung herleiten.

Himalaya, Himálaya, S. 281, oder Malaya, S. 243, iſt ein Gebirge im Norden von Indien, vermuthlich eine Kette, die an das Hemakutagebirge anſchließt, und deſſen Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt ſind.

Hirſch, S. 303. Auch in Indien iſt das Bild des lechzenden Hirſches bekannt, wie in Paläſtina. Pſ. XLII.

Hitopadeſa (Vorr.) bedeutet die zuträgliche Nachricht, oder den nützlichen Unterricht, und enthält die Sittenlehre der Indier in Geſtalt der älteſten Apologen oder Fabeln, die zuerſt im ſechſten Jahrhundert von Buſertſchumihr, dem Leibarzt und hernachmaligen Vezir des großen Königs Anuſchirwan, aus dem Sanſkrit ins Pehlvi überſetzt worden ſind. Der zweite abaſſidiſche Kaliphe ließ das Buch ins Arabiſche überſetzen; Sultan Mahmud Ghazi verſificirte es, und hernach ward es aus dem Arabiſchen ins Perſiſche und im Jahr 1540 ins Türkiſche überſetzt. Die franzöſiſche Ueberſetzung von 1709 war aus dem Perſiſchen; die von Galland 1724 angefangene aus dem Türkiſchen, und aus eben dieſer Quelle die von Cardonne 1778. Die Benennungen, die man dieſem Buche in verſchiedenen Ueberſetzungen gegeben hat, ſind: Kulila Dumna (eine Corruption von Kurtuk Damnik im gewöhnlichen Indiſchen und Karattaka Damanaka im Sanſkrit, ei-

ner Epiſode der Hitopadeſa), Anuar Sohéli, Ayar Danish, Conseils et Maximes de Pilpay, Contes et Fables Indiennes de Bidpay & de Lokman. Allein ſein urſprünglicher Verfaſſer war der Brame Wiſchnu-Sarman, der es für die Söhne eines Radſcha (Raja) von Patna geſchrieben hat. As. Res. I. 429.

Homa iſt das Opfer von Ghih, welches täglich zu geſetzten Zeiten dem Feuer dargebracht wird S. 233. As. Researches I. 227.

J.

Jahreszeit, S. 182. 269. Die Indier haben eigentlich ſechs Jahreszeiten oder Ritu:

Siſar,	die Jahreszeit	des Thaues.
Himant,	= =	der Kälte.
Waſſant,	= =	der Blüthe. (Frühling.)
Griſchma,	= =	der Hitze.
Warſa,	= =	des Regens.
Sarat,	= =	des Aufbruchs.

Waſſant, die milde Jahreszeit, auch Kaſſumakara, die Blüthenzeit genannt, fällt zwiſchen die Mitten der Monate März und Mai.

Indra, (Kaſyapa's und Aditi's Sohn,) iſt der gewöhnliche Name einer indiſchen Gottheit, welche zwar nur zur zweiten Klaſſe gehört, wie es aber mit ſubalternen Gottheiten immer der Fall iſt, den Menſchen mehr zu ſchaffen macht, als das Weſen, von welchem ſie ſich durch eine unermeßliche, dem Begriff unüberſchreitbare Kluft abgeſondert fühlen. Indra, welches eigentlich König bedeutet, wie die Griechen auch ſo gern ihren Göttern dieſen Namen, ἄναξ, beilegen, (S. vom Eros Orph. Hymn. V. vom Apoll. Hymn. XXXIII. vom Zeus Il. π. 233. vom Hades Il. υ. 61. 62) iſt der Fürſt der Dewta oder Genien, der guten Geiſter, die in Swerga (Sorgon, Dewelogon, dem überirdiſchen Paradieſe) oder dem Luftkreiſe wohnen; daher heißt er auch Diweſpetir, Herr des Luftkreiſes S. 293. 313, und der vornehmſte der zwölf Aditya. Der Donnerkeil (Wadſchra) iſt ſein Attribut S. 204. 308, und er ſelbſt wird S. 294. 313 der Donnerer ge-

nannt. Ein anderer von ſeinen Namen iſt Waſawa S. 309, auch heißt er der Gott des hundertfältigen Opfers S. 292. 309, und dreier Welten Herrſcher S. 309. Sein Wagen berührt die Erde unmerklich leiſe S. 207. Er weiß Alles S. 307. 308, und ſieht mit tauſend Augen. Bhagvat-Ge ta p. 143. Unter ſeinen Verehrern iſt die Heirath nach der Art Gandharwas üblich S. 221. Seine Gemahlin heißt Satſchi, ſein Sohn Dſchayanta; er wohnt auf dem Berge Meru d. i. im Norden oder am Nordpol, den ſich die Indier als einen Berg von Gold und Edelſteinen denken; ſeine himmliſche Stadt heißt Amarawati, ſein Palaſt Waidſchayanta, ſein Garten Nandana (Ort des Ergötzens), ſein erſter Elephant Airâwat, und ſein Wagenführer Mattali. Er gebietet über Wind und Regen, und der Oſten iſt unter ſeiner beſondern Aufſicht. (A. R. I. 241.)

Ingudi, Ingudi, S. 178. 201. 241. Höchſt wahrſcheinlich die Seſampflanze (Sesamum orientale Linn.), weil dieſe die gemeinſte Art Oel gibt, und die Bauern davon glänzen.

Jogi, S. 297. Die indiſchen Büßenden ſind zu bekannt, als daß wir hier ausführlich zu ſein brauchen. Sie werden unterſchieden in Fromme, Jogis, und der Welt Abgeſtorbene, Saniaſſis, wiewol der Unterſchied nicht bedeutend iſt. Nach dem Bhagwat-Ghita (S. 62—68), iſt es offenbar, daß auf die ſtrengen Büßungen kein beſonderer Werth geſetzt wird, und daß ſie vermuthlich einigen mißverſtandenen Stellen der heiligen Bücher ihr Entſtehen verdanken. Hier ſcheint nur von geiſtigen Büßungen und geiſtiger Enthaltſamkeit die Rede zu ſein, an deren Stelle die Büßer eine machinaliſche, körperliche Selbſtpeinigung geſetzt haben. Der Jogi, wie ihn der Dichter der Sakontala ſchildert, iſt aber das non plus ultra von Strenge in der Abgeſchiedenheit; das Bild iſt wirklich ſchön in ſeiner Rieſengröße.

Iſſa, (Prolog). Iſſa iſt einer von den Namen des Gottes Siwa, oder der verändernden Form der indiſchen Trias. Das ſchöne Denkmal von altindiſcher Vorſtellungsart, welches in dieſen Verſen aufbewahrt wird, iſt für den Forſcher der Religionsbegriffe und des verſchiedenen Ganges der Phantaſie bei den uralten Völkern Aſiens von unſchätzbarem Werthe. Unter Iſſa (Herrſcher) dachten ſich demzufolge die Indier die ewigen Kräfte der Natur, durch welche alles beſteht, alles

erhalten, das aufgelöſete erſetzt und in einer andern Geſtalt wieder hergeſtellt wird, oder auch in gewiſſer Hinſicht das Schickſal, Fatum. Die Gottheit wird dem Menſchen in acht Geſtalten ſichtbar, im Waſſer, im Feuer, im Opfer, in Sonne und Mond, im Aether, in der Erde und in der Luft. Sehr natürlich und philoſophiſch zugleich iſt es, die Urkraft des All in den Elementen und da wo ſie am wirkſamſten erſcheint, in den großen Weltkörpern, anzuerkennen. Aber deſto merkwürdiger, daß man auch noch den Schritt wagte, im reinen Opfer (Ghih) die göttliche Kraft vorauszuſetzen, und mit einer Subtilität, die man mehre tauſend Jahre ſpäter auf ein anderes Syſtem angewendet hat, die Gottheit ſich ſelbſt wieder darzubringen. Ob aber J'ſuara (I'swara) und Jſſa (oder Jſſi) wie Sir William Jones meint, geradezu die Worte und Begriffe ſind, aus denen man die ägyptiſchen Gottheiten Oſiris (Oeishiri) und Jſis gebildet hat (As. Res. I. 253), laſſen wir billig dahingeſtellt ſein. Beides ſind Namen des Siwa.

Jugend, S. 227. Die Vergänglichkeit der Jugendfreuden bezeichnet Theokrit faſt mit denſelben Worten wie Kalidas: ταχα γαρ σε παρερχεται, ὡς οναρ, ἥβη. XXVII. 8.

Jungfrau, S. 185. Im Engliſchen ſteht damsel.

K.

Kalanemi, S. Dämonen.

Kalidas, (Vorr.) der Verfaſſer dieſes Gedichts; im gemeinen Dialekt Kaldoß. Er war einer von den berühmteſten Gelehrten und Weltweiſen, am Hofe des Königs Bikkermadſchit oder (im Sanſkrit) Wikramaditya, deſſen Zeitrechnung im Jahre 56 vor Chr. Geb. anfängt. Solcher gelehrten Männer hatte Wikramaditya neun oder nach andern vierzehn aus verſchiedenen Gegenden ſeines Reichs zu ſich geboten. Kalidas ſammelte auf ſein Verlangen die einzelnen Geſänge des großen epiſchen Gedichts der Indier, Ramayan, wie Lykurg die Rhapſodien Homer's.

Kama oder **Kamadewa**, wörtlich: Gott der Begierde; der Liebesgott der Indier, der auf einem Papagai reitet, fünf oder ſechs mit würzhaften Blüthen geſpitzte Pfeile, einen Bogen von Zuckerrohr mit der Bogenſehne von Bienen, und ei-

nen Fiſch im rothen Panier hat S. 210. 260. — Er gehört zu den Gandharwas, und iſt nach der Mythologie, die in Kaſchmir angenommen wird, der Sohn des Himmels und der Täuſchung (Kaſyapa und Maia), eine ſo zarte, ätheriſche Dichtung, daß nur die Liebe ſelbſt dazu begeiſtern konnte. Man nennt ihn Smara (den Glänzenden?) S. 270, Ananga (den Stolzen? Sketches p. 165) Kandarpaketu und Makaraketu Heetopades p. 43. 129) auch den herzgebohrnen, den unkörperlichen und den raſtloſen Gott S. 210. 217. 273. — Retti oder die Zärtlichkeit iſt ſeine Gattin; und Waſſant, der Frühling, ſein unzertrennlicher Freund, füllt beſtändig ſeinen Köcher mit friſchen Blüthen des Amra S. 273, des Nagakeſar, des Tſchampa, des Kitikum, und des Belabaums. (Jones Hymn. to Cama.) Sein Lieblingsaufenthalt iſt die Gegend um Agra, insbeſondere die Ebene Matra, wo auch Kriſchen mit den neun Milchmädchen (Gopia) die Nächte hindurch tanzen und ſingen. Durch Hara's Feuer verbrannte er zu Aſche; die Götter träufelten Nektar drauf und der Liebesgott ging neubelebt hervor S. 210. 223.

Kamalata. S. Lotos.

Kämmerer. Es kommen deren mehre vor S. 197. 272. 273. 291.

Kanna, der Pflegevater der Sakontala, ein heiliger Brame, der in der Abgeſchiedenheit einer Einſiedelei am Fuß der Schneegebirge des Norden (Himalaya) wohnt, und vertrauten Umgangs mit den Göttern pflegt; iſt ein Charakter, den Kalidas mit vieler Kunſt behandelt zu haben ſcheint. Er läßt durch drei Akte von ihm ſprechen, auf ſeine Heiligkeit, Frömmigkeit, Weisheit und einnehmende Güte aufmerkſam machen, und zeigt ihn im vierten ganz den Erwartungen gemäß, die er erregt hat, ohne ihn in den drei folgenden wieder auftreten, aber auch ohne ihn ganz aus dem Gedächtniß fahren zu laſſen. Alle nennen ihn Vater, Heiliger, Weiſer S. 176. 182. 187. 209. 228. 238. 241. 242., und ſeine väterliche Zärtlichkeit S. 237. 238. 240. 241. 245, ſein göttlicher Ernſt S. 238, ſein ergreifender Enthuſiasmus S. 239 und ſein ruhiger, feſter, ſich ſelbſt und die Dinge dieſer Erde richtig faſſender Blick S. 241 — 246 verdienen dieſe Namen.

Karabba, ein Bote aus der Reſidenz, S. 206.

Karfunkel, S. 199. So wie die Wirkung der Sonnenſtrahlen hier erzählt wird, iſt wol Uebertreibung darin.

Karkandhu, eine rothe Frucht, S. 279.

Kaſyapa. Sir W. Jones hat uns in ſeiner Vorrede die Genealogie dieſer Gottheit mitgetheilt, wie er ſie in den indiſchen Büchern gefunden hat. Brahmà, die Gottheit als Schöpfer, ſchuf Maritſchi (Marichi) oder das Licht, das zarte Flüſſige, das vor ſeinem Gefäß oder Behälter, der Sonne, geſchaffen ward, wie das Waſſer vor dem Meere (oder ehe es ſich im Meere ſammelte). Von dieſem Maritſchi iſt Kaſyapa entſproſſen, eine Perſonification des unendlichen Raums, unzählige Welten in ſich faſſend, oder etwa, was die griechiſchen Mythen Ουρανος, Uranos, den unendlichen geſtaltloſen Himmel nannten. Mit der Aditi, dem urſprünglichen Tage oder ſeiner eignen gebährenden Kraft, zeugte Kaſyapa den Indra, König des Luftkreiſes, oder wenn man will, das ſichtbare Firmament ſelbſt, und die übrigen Aditya, oder monatlich einen andern Platz am Himmel einnehmenden Sonnen. Diti, die Nacht, wird auch als ſeine Gattin angegeben, und Maia, die Täuſchung, ward durch ihn die Mutter des Liebesgottes Kama. So weit iſt alles Allegorie. Allein an dieſe ketten ſich Spuren von alter Menſchengeſchichte, welche ſich unmöglich davon abſondern und auf einen reinen Ertrag von Thatſachen zurückführen laſſen. Ohngefähr daſſelbe gilt von allen Götterſyſtemen in der ganzen Welt, von den neuen wie von den alten; ja, dieſe innige Verwebung des hiſtoriſch und natürlich Wahren mit dem metaphyſiſch und hyperphyſiſch Erſonnenen oder Geahneten iſt die weſentliche Bedingniß einer jeden Religion. Sie intereſſirt das Herz und den Verſtand zugleich durch die Einbildungskraft; verſchließt man ihr dieſen Weg, ſo kann wol eine vernünftige Sittenlehre noch Eingang finden, aber der Geiſt der Religion bleibt ausgeſchloſſen. — Inſofern Kaſyapa ein Ahnherr des Bramenſtammes iſt, und der urſprüngliche Brame ſelbſt genannt wird S. 310, zu deſſen Geſchlecht Kanna, der Einſiedler, gehört S. 310, inſofern ſcheint die älteſte Geſchichte von Indien von dieſen Mythen unzertrennlich zu ſein; die Aſſur, oder böſen Geiſter, die eine Zeitlang das Reich des Indra wie die Dornen gefangen halten, bedeuten etwa nur gewiſſe barbariſche Völker des Norden, und die Genien, die

durch Menſchenhülfe wieder in ihre Herrſchaft eingeſetzt werden, könnten leicht auch nur Menſchen ſein, deren höherer Grad der Geiſtesbildung ihnen von Lehrbegierigen Verehrung und Beiſtand erwarb, ohne ſie gegen die Uebermacht von rohen ungelehrigen Wilden zu ſichern. Die merkwürdige Analogie dieſer Mythen mit denen eines ganz verſchiedenen Volks, der Javaner, im Sadjara Rajah Djawa, wovon die Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Batavia (in ihren Verhandelingen. I. Deel) einige Bruchſtücke geliefert hat, könnte uns die Möglichkeit dieſes Urſprungs durch ein übrigens ohne alle nähere Uebereinſtimmung ſcheinendes Beiſpiel nahe legen. Noch iſt es indeſſen nicht Zeit an dieſe Auseinanderſetzung zu denken; ſondern die indiſchen Dichtungen müſſen wir einſtweilen nehmen, wie ſie ſind; ſie mögen ſich alsdenn durch ihren inneren Gehalt zu näherer Unterſuchung legitimiren. — Der dichteriſchen Darſtellung iſt es nachtheilig, daß Kanna, Sakontala und Duſchmanta ſchon mit allen großen Zügen ausgeſchmückt worden ſind, ehe die Götter auf ihren Thronen S. 308 erſcheinen, daher ſie auch einem europäiſchen Geſchmack inſipid bleiben müſſen. Für einen Indier hat dieſe Scene wenigſtens einen konventionellen Werth.

Kauſika, ein König, der zugleich als Weiſer berühmt iſt, S. 187.

Kokila, S. 239. 259. 269. 270. Ein in Indien ſehr häufiger ſchwarzer Vogel, der ſich des Nachts hören läßt, und wie die Nachtigall ſehr viel Abwechſelung und Melodie in ſeinem Geſange hat, dabei aber viel lauter ſingt. Heetop. p. 79. 306. Was Duſchmanta den Hennen dieſer Vogelgattung vorwirft, gibt ihr eine Aehnlichkeit mit unſerm Kukuk, die ſich bis auf die Namen erſtreckt.

König. Der Hof eines orientaliſchen Deſpoten wird in dieſem Schauſpiel ziemlich anſchaulich gemacht; der König (oder Kaiſer, wie ihn Sir W. Jones an einer Stelle nennt) findet überall Schmeichler, aber auch hie und dort Sittenrichter S. 174. 197 u. f. Die gewöhnlichen Redensarten, womit man ihn anredet: „wie der König befiehlt; langes Leben — Sieg dem Könige!" S. 175. 177. 250 können mit bibliſchen und anderen orientaliſchen Parallelſtellen belegt werden. Der Wunſch der Einſiedler S. 176 hat eine auffallende Aehnlichkeit mit dem 17. Vers des XLV. Pſalms:

Gleich deinen Vätern ſein deine Kinder!
Setze zu Fürſten ſie auf der ganzen Erde!

S. Eichhorn's allg. bibl. Biblioth. II. B. S. 64. — Doch ſcheint es faſt, der Dichter habe den König und ſeinen Hof ſchon ein wenig nach den Sitten ſeines eigenen Zeitalters moderniſirt.

Kriſchen oder Kriſchna wird in dieſen Erläuterungen zu oft erwähnt, um nicht ſelbſt einer beſtimmteren Erwähnung zu bedürfen, ob er gleich im Gedichte der Sakontala nicht vorkommt. Seine Erſcheinung iſt zweihundert Jahre älter, als die des zweiten Buddha und fällt alſo um 1200 vor Chr. Geb. Sie iſt eine der berühmteſten Menſchwerdungen (Awatârs) des Wiſchnu. Er ward von Waſudewa und Dewaki gezeugt, allein aus Furcht vor dem Tyrannen Kanſa, dem es prophezeiht worden war, daß dieſes Kind ihn überwältigen würde, verbarg man ihn in Mathurà (ſonſt Matra) einer Ebene in der Gegend von Agra bei einem ehrlichen Schäfer Namens Ananda (dem Glücklichen), deſſen liebenswürdige Frau, Yaſoda, ſich beſtändig mit ihren Wieſen und ihrer Milchſtube (dairy) beſchäftigte. Zu ihrem Haushalt gehörten viele junge Kühhirten (Gopa) und ſchöne Milchmädchen (Gopi), die Geſpielen von Kriſchna's Kindheit. In ſeiner früheren Jugend wählte er ſich neun von dieſen Mädchen, zu ſeinen Favoritinnen, mit denen er die frohen Stunden bei Tanz und Flötenſpiel in ländlichen Luſtbarkeiten durchlebte. Die Prinzeſſinnen liebten ihn mit Leidenſchaft wie dieſe Milchmädchen, und Kriſchna iſt noch jetzt die Lieblingsgottheit der indiſchen Weiber. Er war auch nicht nur reizend, ſondern tapfer, und tödtete ſchon als Kind die furchtbare Schlange Kaliya, nebſt vielen Rieſen und Ungeheuern. Seinen beſondern Schutz verlieh er dem in der indiſchen Geſchichte ſo berühmten König Judiſchthir und den übrigen Kindern Pandu, die von Kuru's Abkömmlingen und ihrem tyranniſchen Oberhaupt, Duryodhan, (A. R. 234) ſehr unterdrückt worden waren. Den Krieg, den er gegen dieſe Unterdrücker führte, iſt der Inhalt des Gedichts Maha-Bharat, und nach deſſen Beendigung kehrte er in ſeine ewige Wohnung, Waikontha, (das höhere Paradies des Wiſchnu) zurück. Eine beſonders merkwürdige Vorſtellung von Kriſchna, der auf einem aus neun in einander künſtlich geſchlungenen Mädchen zuſammen-

geſetzten Elephanten reitet, gibt Anlaß, die Zahl ſeiner Geſpielinnen auf neun feſtzuſetzen, welches ſonſt aus dem Sanſkritverſe, worin ſie erwähnt werden, nicht mit gehöriger Zuverläſſigkeit geſchehen könnte, weil das Wort Nawa nicht nur die Zahl neun, ſondern auch neu oder jung bedeutet. Er heißt Kéſawa, oder mit ſchönem Haar, Gówinda, der Schäfer, Kriſchna, der Schwarzblaue. Sonnerat und nach ihm Jones, denken hier an den Hirten Apoll, der Admet's Heerden hütete, und den Python erſchlug, an den ſchönen, jungen, heldenmäßigen Gott der Griechen. As. Res. 259—262.

Kſchetra, S. 183. 256. Das Wort wird verſchiedentlich Tſchetri, Khetri, Xatri, geſchrieben. Es bedeutet den Stamm (Kaſte) der Krieger, wozu die Könige und Fürſten mit ihrer Nachkommenſchaft gehören. Dieſer Stamm iſt der Zweite, und darf ſich mit dem Erſten (dem Stamm der Bramen) durch Heirathen nicht verbinden.

Kuh, S. 140. Die heilige Kuh gibt vermuthlich die Milch, aus welcher das Ghih, oder die Opferbutter bereitet wird.

Kumara, (Vorr.). Der indiſche Kriegesgott.

Kumbhilaka, S. 264. Zur Erläuterung deſſen, was hier vom Fiſchen geſagt wird, muß man wiſſen, daß die Fiſcher nicht nur Suderas ſind, oder zur vierten und letzten Kaſte gehören, ſondern auch unter dieſer eine der verachtetſten Unterabtheilungen ausmachen.

Kuru, (Vorr.). Ein Nachkömmling von Bheret, dem Sohne Duſchmanta's.

Kurumaka, S. 192. 193. 221. 270. Ein blühender Strauch, der nicht näher bekannt iſt.

Kuſa, S. 187. Eine Familie von indiſchen Radjahs oder Fürſten.

Kuſſagras, das heilige Opfer, S. 178. 192. 235. Es muß immer friſch geſtreut werden S. 209. 238.

Kuwalaya, S. 281. Dieſe Pflanze, deren Blüthen die Fingerſpitzen der Sakontala verglichen werden, iſt die Avali von Rheede, Hort Malab. und Convolvulus paniculatus Linn.

L.

Lakſcha, S. 237. Dies iſt wahrſcheinlich die Henna der

Araber, welche im gemeinen indiſchen Dialekt Mindi heißt, (Lawsonia inermis Linn.) wenngleich der Name eine Aehnlichkeit mit dem Lak zu haben ſcheint, welches aber ein rother Saft aus dem Thierreich iſt.

Lanka, (Vorr.). Eine von den Benennungen der Inſel Ceilon, die ſonſt im Sanſkrit auch Sinhala-Dwipa, die Inſel der löwenähnlichen Männer heißt.

Leſen, Schreiben und Zeichnen S. 190. 214. 237 ſind nach unſerm Dichter Fertigkeiten, die auch die Mädchen im Hain der Einſiedler erlangt haben müſſen.

Liebesgott. S. Kama.

Lichtſtrahl des Ruhms, S. 234. So hat Pindar Pyth. IV. 454: *ἀκτῖνας ὄλβου.*

Lied. Es ſind mehre lyriſche Stellen dieſem Drama einverleibt; im Prolog das Liedchen der Schauſpielerin; Priyamwada's Anſpielung auf das Wanadoſini S. 128.; das Improviſiren von Duſchmanta, als Sakontala ihren Vers gemacht hatte S. 216; die Stimme vom Himmel an Kanna S. 234; der Chor der Waldnymphen S. 239; die Lobgeſänge auf den König S. 248; und das Lied der Königin Hanſamati S. 249.

Locke, (die ergriffene) ein in der Vorrede erwähntes indiſches Schauſpiel. (The ſeizure of the Lock.) Unwillkürlich denkt man dabei an den Lockenraub von Pope, wiewol Lock auch das Schloß an einer Thüre bedeuten kann.

Lotos. Es gibt in Indien zwei Blumenarten aus der Gattung der Waſſerlilien, Nymphaea Lotus und Nymphaea Nelumbo Linn. Jenes iſt die in Aegypten ehedem den Göttern geweihte Pflanze; allein aus einem Umſtande ſcheint es faſt, daß die andere in Indien den Vorzug hat, in der Mythologie ihre Rolle zu ſpielen, nämlich weil ihre groben, rauhen Stengel erwähnt werden S. 181. 222 und N. Nelumbo wirklich rauhe mit Knoten beſäete Stengel hat. Zudem iſt ihre Blume auch prachtvoller; indeſſen wage ich hier nichts zu entſcheiden, da ich kein botaniſches Urtheil vor mir habe. Die Lotosblume mußte wegen ihrer ausnehmenden Schönheit und Größe die Aufmerkſamkeit der Indier auf ſich ziehen; ihre Blumen glühen mit mancherlei Farbenſchattirungen, vorzüglich aber ihre reiche Blumenkrone mit einem rothen Schimmer S. 300. Duſchmanta verwechſelt dieſe

Blume ſogar mit dem Auge ſeiner Geliebten S. 225. Ihr goldner Staub färbt die Bäche um Kaſyapa's Wohnung S. 298, ihre Staubfäden ſchweben auf Sakontala's Wange S. 281, ihr Kelch ſoll einer ſtrafbaren Biene zum Kerker werden S. 282, ihre weichen, blauen Blätter S. 180 ſind Fächer S. 211. 220, und Priyamwada will Liebesbriefe darauf ſchreiben S. 216, ihre Stengel werden zu Armſpangen geflochten S. 211. 212. 222, ein Strauß von den Faſern dieſer Stengel ruht in Sakontala's Buſen S. 281 (vermuthlich mit dem Balſam der Uſira getränkt), und der Vogel Tſchakrawaka pflückt ſie ab S. 242. Ihre jungen Sproſſen werden den Armen eines ſchönen Frauenzimmers verglichen S. 223. Auch das mußte die Lotosblume den Indiern wichtig machen, daß nirgends deutlicher die Bildung der Pflanze ſchon im Samenkorn ſichtbar iſt, Asiatik Res. I. 261. Auf einem Lotosblatt ſchwimmt Brahma über den Abgrund, As. Res. I. 243, in einer Lotosblume ſegelt Lakſchmi, die Göttin des Ueberfluſſes, die Tochter des Oceans und der Nacht, New As. Miscell. No. I. p. 5. Lotosäugig wird Wiſchnu genannt As. Res. I. 232. Lauter Beweggründe für den Indier dieſer Pflanze Verehrung zu weihen, worin die Tibetaner und Einwohner von Nepal mit ihm übereinkommen. Ein Mann von Nepal trat bei Sir W. Jones ins Studirzimmer, und als er die Lotosblume daliegen ſah, warf er ſich vor ihr zur Erde nieder As. R. I. 243. Pedma, Kamalà, Kamalata S. 223, Siriſcha, im Prolog S. 222. 281, und Tamala S. 210, ſind ihre Namen; ſie iſt die Blume der Nacht, „die kühlende Blume, die ſich ängſtet, wenn der Tag erſcheint, die ſich fürchtet vor den Sternen," die nur dem Monde ſich öffnet, ihm allein duftet, und ihr Haupt herabſenkt vor dem Strahl der Sonne S. 216. 232. 261.

Löwenmann, S. 295. Die vierte Menſchwerdnng (Awatàr) des Wiſchnu, da er aus einer Marmorſäule hervorſprang und einen läſternden Fürſten zerriß. As. Res. I. 235. In der Sakontala wird ihm auch die Wiedereinſetzung des Indra zugeſchrieben, den die böſen Geiſter aus ſeinem Reich vertrieben hatten.

M.

Madhawa, (Vorr.). Ein Gedicht.

Madhawi, eine von Sakontala vorzüglich geliebte Pflanze, mit ſchlängelndem Stamm (a creeper) und glühendrothen Blumen, iſt die in Indien gewöhnliche Ipomoea Quamoclit Linn. Sakontala nennt dieſe Pflanze ihre Schweſter, empfiehlt ſie beim Abſchied von ihrem Pflegevater ſeiner Vorſorge und umfaßt ſie mit einer wahren Rührung S. 182. 183. 212. 240. 274.

Madhawya iſt einer der ſonderbarſten Charaktere im ganzen Stück; aus dem Bramenſtamm, mit Duſchmanta erzogen, doch wie es ſcheint viel älter, und ein Mittelding zwiſchen Hofnarr und Buſenfreund des Monarchen. Wollte Kalidas etwa zu verſtehen geben, daß man nur als Narr Königen die Wahrheit ſagen dürfe, oder liegt das in der Natur der Sache und nahm es der Dichter alſo nur, wie er es fand? Für das Letztere ſtimmt die Entſtehung und lange Beibehaltung der Hofnarren, die man gewiß noch jetzt manchem Herrſcher wünſchen möchte, wenn ſie ihn wie Madhawya zugleich die Herzlichkeit der Freundſchaft koſten, und bei vorkommenden Fällen die Strenge des Tadels empfinden ließen. Doch iſt es auch in unſerm Drama offenbar, daß Anhänglichkeit, Herzlichkeit, Vertrauen und Liebe auf Duſchmanta's Seite geſucht werden müſſen, weil das Bedürfniß auf ſeiner Seite iſt; Madhawya empfindet das Läſtige dieſer Verbindung mit einer Majeſtät viel zu lebhaft, um ganz zufrieden und ganz aufrichtig zu ſein, obgleich Duſchmanta weder exigeant iſt, noch die Fehler ſeines Jugendfreundes verkennt. Merkwürdig iſt es, daß Madhawya S. 194 vom Wildpreteſſen ſpricht, welches zu beweiſen ſcheint, daß damals dieſe Art Fleiſch einem Bramen nicht verboten war, und faſt eben ſo merkwürdig, daß der Dichter, der doch ohne allen Zweifel zum Bramenſtamm gehörte, über die Furchtſamkeit der Bramen, die er in Madhawya anſchaulich macht, bei jeder Gelegenheit ſpöttelt S. 205. 207. 250. 290.

Madhukarika, der Name eines Mädchens, das dem Dienſte Kama's geweiht iſt; ihr Name bedeutet Kokilahenne S. 269.

Mahabharat, das große Gedicht von Bharata's Thaten. (Vorrede.)

Maheſa, S. 174. Einer von den Namen des Gottes Siwa. S. Brahma.

Malati und Madhawa, (Vorr.). Ein indiſches Gedicht unter dieſer Aufſchrift.

Malati, S. 200. Eine der ſchönſten indiſchen Blumen, Nyctanthes Sambac Linn. wird hier zu einem ſchönen Bilde.

Malaya, S. Himalaya.

Malini, Malini, ein Fluß, der von den Schneegebirgen Himalaya herabkommt, S. 176. 210. 237. 281.

Mallika. S. 179. 180. Eine Blume, die nicht näher bezeichnet wird.

Mantel. Die Einfalt der Einſiedlerſitten wird geſchildert, indem Sakontala nur einen groben Mantel von gewebter Rinde, oder, wie es an einem andern Orte heißt, von geflochtenen Faſern, (alſo eine Art von Matte) trägt S. 180. Ich würde die Stelle beim Curtius: corpora usque pedes carbaso velant, l. VIII. c. 9. von dieſer gröberen Kleidung verſtehen, da die Dichter carbasus für Segeltuch brauchen, und die Stelle im Arrian Peripl. Maris Erythr. ausdrücklich hinzuſetzt, daß gemeines grobes Tuch (χυδαιον) daraus gemacht wird.

Maritſcha, der von Maritſchi entſproſſene Kaſyapa, S. 297.

Maritſchi, (Vorr.) S. 298. Das Urlicht, von Brahma geſchaffen, aus welchem Kaſyapa entſproßte. Doch wird auch Kaſyapa ſelbſt Maritſchi genannt. Solche Namenverwechſelungen ſind in den indiſchen Büchern und doch auch in den griechiſchen, nicht ungewöhnlich.

Matali, Màtali, der Wagenführer Indra's, S. 291.

Meghatſch-handa, die Ringmauer des Palaſts, S. 284. 289. Sie hat ihren Namen von den Wolken, die ſie decken, ſagt der Kämmerer; eine etwas ſtarke orientaliſche Hyperbel.

Menaka, eine Nymphe des Swerga oder niedern Himmels S. 188, verführt einen frommen König, ſich mit ihr zu vereinigen. Wenn die Bramen von den Göttern ſtammen, ſo war das Vergehen groß, daß ein Krieger (Kſchetra) eine Nymphe zur Mutter machte. Sie iſt Sakontala's Mutter, und wohnt in Aditi's Palaſt S. 312, wohin ſie auch ihre beleidigte Tochter entführt S. 310.

Menu, (Vorr.). Die Indier haben ein altes Buch, das von den Geſetzen handelt, unter dem Titel: Swayambhuwa Menu,

welches älter iſt als das Bhagawat, und wovon wir eine Ueberſetzung aus der Feder des Sir William Jones zu erwarten haben. Nicht Menu ſelbſt iſt der angebliche Verfaſſer dieſes Buchs, ſondern Bhrigu, ein heiliger Mann, oder Halbgott, der den Menſchen offenbarte, was Menu ihm und andern Heiligen und Patriarchen auf ihre Bitten erzählt hat. As. Res. I. 238. Menu iſt übrigens in den indiſchen Mythen ein berühmter Name, der zugleich mit ihrer myſtiſchen Zeitrechnung innig verwebt iſt, indem die Menſchwerdungen (Awatars) der Gottheit nach den vier Zeitaltern abnehmen, ſo daß deren vier in die erſte, drei in die zweite, zwei in die dritte, und eine (die noch erwartet wird) in die vierte Epoche fallen. Dieſe vier Epochen, die auch in Anſehung ihrer Anzahl Jahre geometriſch im Verhältniß von 4. 3. 2. 1. kleiner werden, faſſen die ungeheure Summe von 4,300,000 Jahren in ſich. Multiplicirt man dieſe Summe mit 72, ſo hat man die Regierungszeit eines Menu, deren 14 nur einen Tag des Brahma ausmachen: aber ſeit Erſchaffung der Welt ſind 50 ſolcher Tage ſchon verfloſſen. Das wären alſo 217,728 Millionen Jahre. Nach dem Bhagvat-Geeta beſteht ein Tag des Brahma aus 1000 Umwälzungen aller Yugs (oder Epochen), das iſt, aus 4320 Millionen Jahren, und die Nacht des Brahma iſt eben ſo lang; dies gibt ein etwas verſchiedenes Facit. Man merkt wol, daß die Zahlen den indiſchen Chronologen nichts koſten; allein man ſieht zugleich recht anſchaulich das fruchtloſe Bemühen, Zeit und Ewigkeit in eine Aequation zu bringen, oder unſere auf Einſchränkung gegründete Form der Anſchauung einem Weſen unterzulegen, welches keine Schranken hat, und durch keine Form gefeſſelt iſt. Dieſe Berechnung hat indeſſen noch eine andere als die mythiſche Seite; ſie hat wahrſcheinlich in aſtronomiſchen Verhältniſſen ihren Grund, und das übrige iſt Spiel der Einbildungskraft, die in Indien einen beſondern Charakter der Subtilität zu haben ſcheint. Der ſiebente Menu, der Geſetzgeber Indiens, ſagen die Bramen, war ein Waiwaſwata (Sohn der Sonne), mit dem Zunamen Satyawrata, und zu ſeiner Zeit ereignete ſich die große Ueberſchwemmung. Das erſte Purana, welches Bhagawat heißt, enthält die ausführliche aber mit Fabel ausgeſchmückte Erzählung dieſes Ereigniſſes. Daß hierbei dem exegetiſchen Alterthumsforſcher,

Sir W. Jones, der Name Nuh oder Noah einfiel, iſt wol zu entſchuldigen. Iſt das Factum einer allgemeinen aſiatiſchen Ueberſchwemmung richtig, ſo mag ſich leicht der Name des Geretteten im weſtlichen und ſüdlichen Aſien zugleich erhalten haben. As. Res. I. 229—240.

Merkur. S. Buddha.

Miſra, eine ſchwer zu erläuternde Benennung, ſo gewöhnlich ſie in Indien noch jetzt den Namen einzelner Menſchen angehängt iſt. Watſchespeti und andere indiſche Schriftſteller, insbeſondere die berühmteſten Rechtsgelehrten (Pandits) der Indier, auch zwei ihrer beſten Schauſpieldichter, trugen dieſen Namen. Der Brame Maheſa hat Herrn Jones verſichert, er könne abgeleitet werden von einem Stammwort, welches miſchen bedeutet, weil die Schriftſteller, denen man ihn beilegt, Miſcellaneen, oder vermiſchte wiſſenſchaftliche und theologiſche Aufſätze geſchrieben haben. Allein Miſr, der Name, womit der ganze Orient von alten Zeiten her Aegypten bezeichnet, ſoll auch nach deſſelben Bramen Ausſage einem gebirgigten Bezirk nordwärts von Ayodya oder Aud gegeben werden, und in allen Saſtras und Puranas (heiligen Büchern) vorkommen. As. Res. I. 269. 270. In der Sakontala heißen die beiden Boten Sarngarawa und Saraduata, die Kanna mit ſeiner Pflegetochter ſchickt, Miſras S. 235.

Miſrakeſi, S. 268 u. f. Eine Nymphe, die eine ziemlich langweilige Rolle ſpielt. Kalidas iſt mit dem Beiſeite ohnedies freigebig, mehr als recht iſt; allein in dieſer Rolle wird es peinlich.

Mitrawaſſu, Gouverneur einer Provinz, S. 270.

Mond. Zuerſt S. 181. 210 von ſeinen thautriefenden Strahlen, die wir in Virgils roscida Luna wieder finden. Georgic. III. — S. 224 eine ganz neue Art, die Hörner des Neumonds als Bild zu gebrauchen. S. 215 wird ihm eine kühlende Kraft zugeſchrieben, S. 210 aber abgeleugnet. S. 232 zündet er Blüthen an, die, wenn er verſchwindet, welken, er ſteigt herab in ſein abendliches Bett, ebend. Sein Zug am Himmel wird prächtig beſchrieben S. 232. Sakontala wird dem Stern Rohini und Duſchmanta dem Monde S. 306 verglichen, denn der Mond iſt bei den Indiern, wie bei uns, männlichen Geſchlechts. Tſchandra und

Soma ſind ſeine indiſchen Namen. Marsden Chron. of the Hindoos p. 21.

Mondskinder, eine Dynaſtie von indiſchen Königen unter denen Duſchmanta vorkommt. (Vorr.)

N.

Nagakeſar, Prolog und S. 235. Eine ſchöne Frühlingsblüthe, deren wohlriechenden Blumenſtaub man einſammelt, und die auch dem Liebesgott oder Kama heilig iſt. Vielleicht iſt es Pandanus odoratissima Linn.

Nared oder **Nareda**, S. 292. Brahma's Sohn, ein weiſer Geſetzgeber, groß in den Waffen und in den Künſten des Friedens, ein beredter Bote der Götter, ein Tonkünſtler von unvergleichlicher Geſchicklichkeit und Erfinder des Wina, eines Inſtruments, welches eine Art Laute iſt, die ſchon vom bloßen Winde, wie die Aeolsharfe tönte, ein mythologiſches Weſen alſo, das viele Aehnlichkeiten mit dem griechiſchen Hermes hat. As. Res. I. 265. Er iſt noch beſtändig auf der Wanderſchaft hienieden begriffen. Bhagvat-Geeta p. 144. Sein Name iſt zuſammengeſetzt aus Nara, ein Faden, oder eine Vorſchrift, und Da, der Geber (Geſetzgeber.)

Natak, (Nàtac) ſind die Schauſpiele der Indier. (Vorr.)

Nymphen. S. Göttinnen.

O.

Ocean, S. 204, von der Erde begrenzt. S. Erde.

Oſchabdi, eine Art Blumen, die ſich bei Mondenſchein öffnen, S. 232.

P.

Pandits, (Vorr.). Die gelehrten Braminen tragen dieſen Ehrentitel.

Pandu ſtammt von Bheret. (Vorr.)

Papagaien füttern ihre Jungen im hangenden Neſt, S. 178.

Parabhritika, S. 268. Eine Jungfrau, dem Kama geweiht.

Parwatayana, einer von Duſchmantas Kämmerern, S. 273. 290.

Pawan. S. Hanumat.

Pedma. S. Lotos.

Pfau, ein friedlicher Bewohner des Hains, ruht des Nachts auf den Dächern der Einſiedlerhütten, S. 232. Pfauhennen werden S. 218. 240 erwähnt, und faſt möchte man glauben, daß es zur Sittſamkeit des indiſchen Frauenzimmers gehört, daß Mädchen nur von weiblichen und von jungen Thieren ſprechen.

Pinaka, (Pináca) der Bogen des Gottes Maheſa, S. 174. So heißt auch Narayan's (Wiſchnu's) Schwert im Mahabharat Tſchakra. Bhagvat-Geeta p. 149. Dieſe Namen, die den Waffen gegeben werden, ſind auch unter den Arabern üblich; ſo hieß Ali's Schwert Zulfekar. Unſere Ritter hatten ebenfalls dieſe Sitte; wem fällt nicht Roland's Durindana hier ein?

Pingalika, die Magd der Königin Waſumati, S. 283. 288. Das Wort drückt die Farbe des Löwen aus. Heetopad. p. 309.

Pippala, S. 289. Der heilige Feigenbaum, Ficus religiosa Linn., deſſen Blätter, wie bei uns die Pappelblätter vom leiſeſten Winde zittern. In der Sanſkritſprache heißt er ſonſt noch Aſmattha.

Prakrit, (Vorr.). Die Mundart der Weiber.

Priyamwada, Priyámwada. Eine der Geſpielinnen Sakontala's. Ihr Name bedeutet die Freundlichſprechende S. 181. Pindar und Horaz haben μελιφθογγος und dulce loquens, aber nicht als Namen, ſondern nur als Beiwort.

Puloman, Pulóman. Wer Puloman, und wer ſeine Tochter ſei S. 309, kann ich nicht finden.

Puru, der berühmteſte Vorfahr des Königs Duſchmanta, ſtammte im fünften Gliede von Buddha (S. dieſes Wort) dem Aelteren. Wie ſchwer es hält, die indiſchen hiſtoriſchen Erzählungen einer chronologiſchen Berechnung zu unterwerfen, erhellt ſchon aus dem, was bei Gelegenheit des Buddha geſagt worden iſt. Unſtreitig wurden die aſtronomiſchen Cycli erſt ziemlich ſpät erfunden, und man rechnete nun zurück, rechnete zum Theil falſch, und ſetzte auch die Begebenheiten willkürlich an, wo wirkliche Denkmäler und Beobachtungen nichts beſtimmten. Soviel iſt indeſſen gewiß: wenn der zweite Buddha im J. 1014 vor Chriſti Geburt gelebt hat,

wie es aus Couplets, Des Guignes, Giorgis und Baillis verglichenen und übereinſtimmenden Berechnungen der chineſiſchen und tibetaniſchen Angaben erhellt, und wenn nach den Kaſchmiriern die Erſcheinung des Kriſchen 200 Jahre älter iſt, — ſo verliert ſich Puru's Epoche in die dunkelſten Zeiten der Geſchichte nach der Sündfluth. Denn Kriſchen (oder Wiſchnu in ſeiner achten Verwandlung) verlieh einem der ſpäten Nachkommen Duſchmanta's, dem Ardſchun, den Beſitz von Indien, nachdem die Kinder Kuru und Pandu lange blutige Kriege um dieſe Herrſchaft geführt hatten. Es ſollen ſich allerdings auch Nachrichten von einem oder mehren viel ſpäteren Kriegen mit den Perſern erhalten haben. In dem letzten ward der indiſche König gefangen nach Perſien geführt und den dortigen Herrſchern zinsbar gemacht. Einer von ſeinen Nachkommen, den die Nachricht Phur nennt, weigerte den Tribut, und veranlaßte dadurch den Zug Alexander's nach Indien. Die indiſchen Schriftſteller ſollen nicht nur das Andenken von Alexander's Sieg über ihren König Phur aufbehalten haben, ſondern auch hinzufügen, daß ein Aufruhr im Lager den Sieger gezwungen habe, Indien wieder zu verlaſſen. Sketches p. 78. Die Zeit wird vielleicht in dieſer Geſchichte mehr Licht verſchaffen; denn Marsden urtheilt ſehr richtig, daß es vielleicht weit beſſere Annaliſten von Indien gibt, als die bisher bekannten, die aber gerade, weil ihnen das Wunderbare fehlen mochte, jetzt bei dieſem wunderſüchtigen Volk in keinem Anſehen ſtehen. Chronology of the Hindoos p. 2.

R.

Raiwataka, S. 197. Duſchmanta's Kämmerer.

Rama, (Vorr.). Eine von den wichtigſten Menſchwerdungen des Wiſchnu. Rama ward geboren in der uralten Stadt Ayodhya, die nach einer braminiſchen Uebertreibung ſich in einer Linie von zehn Yodſchans oder 40 engliſchen Meilen erſtreckte. Er war ein großer Eroberer, und unterjochte ganz Indien nebſt Lanka oder der Inſel Ceilon, mit Hülfe eines Heers von Satyrn oder Pawianen, (S. Hanumat) die ihm eine Brücke von Felſen über das Meer zwiſchen Ceilon und der Spitze der Halbinſel bauten, wovon die Trümmer noch

übrig ſind, und Rama's (nicht wie die Mahomedaner und Portugieſen es ungeſchickt verſtümmeln, Adam's) Brücke heißen. Dieſe Kriege hat Walmik in ſeinem geprieſenen epiſchen Gedichte Ramáyan beſungen, welches mit den Dionysiacis des Nonnus eine ſo auffallende Aehnlichkeit haben ſoll, daß Sir William Jones den darin beſungenen Dionyſos für eine Copie des Rama zu halten ſcheint. As. Researches I. 257. 258.

Ramalotſchan, (Vorr.). Name eines Bramen.

Ramayan, Ramáyan, (Vorr.) Walmik's Gedicht von den Zügen des Rama.

Radſchayukta, S. 266. Der Polizeiaufſeher in Haſtinapura. Dieſe Sittenſchilderung iſt ſehr belehrend, wenn man die Zeit bedenkt, da dieſes Schauſpiel geſchrieben ward, ich will nicht ſagen, die, wohin es die Scene verlegt.

Rehkalb, S. 241. 258. Dieſe Stellen haben eine Zartheit und Fülle der Empfindung, die uns mit dem Geiſt des Dichters verſöhnen müſſen.

Reiſe. Kanna nennt den Abſchied aus dieſer Welt mit einem mildernden Ausdruck die letzte Reiſe S. 245.

Retti, S. 268. Die Zärtlichkeit, Kama's Gemahlin. S. Kama.

Rhadakant, ein gelehrter Brame, (Vorr.).

Ring. Der entſcheidende Ring des Königs, der den Knoten des Stücks zu ſchürzen ſcheint, S. 190. 231. 257. 264—266. 276 u. fg. 307. Daß Ringe im Orient oft Talismane ſind, und wichtige Rollen in orientaliſchen Mährchen ſpielen, wird wol Jedem noch aus Tauſend und einer Nacht im Andenken ſein.

Rohini, S. 307. Der Name eines Sterns.

Rohita, S. 205. Eine Art Fiſche.

S.

Saketaka, der Name eines Kaufmanns, S. 285.

Sakontala, Sacontalà. Alle weibliche Charaktere dieſes Stücks haben die größte Simplicität, und Sakontala, die Hauptperſon, intereſſirt blos durch dieſe einfache, kindliche Naivetät, durch die Zartheit ihres ſchwärmeriſchen Gefühls, und was Duſchmanta ſelbſt an ihr lobt, die gänzliche Abweſenheit aller anmaßenden Abſicht in dem, was ſie thut, ſagt oder

denkt. Die ausnehmende Reizbarkeit ihres Körperbaues gegen die klimatiſche Hitze gibt ihr eine liebenswürdige Schwäche und Hülfsbedürftigkeit, die der feine, höfliche Indier ehrt; denn die Geſetze der Bramen fordern die billigſte Rückſicht gegen die untergeordneten Kräfte des andern Geſchlechts. (Code of Gentoo Laws.) Ihre Liebe für Pflanzen und Thiere S. 183. 240 u. fg., ihr Glaube an Vorbedeutungen S. 252. 307, die Aufwallungen von Unwillen S. 189. 191. 259, die unwillkürliche Aeußerung ihrer Neigung S. 185, ihre unverholene Liebe S. 216. 221. 222 u. fg., ihr Scherz S. 224 u. fg., ihr ſanftes Leiden und ihre Hingebung beim Abſchied S. 236. 241. 243 u. fg., ſind urſprüngliche, ihrer Seele eigenthümliche Naturempfindungen, nichts Erlerntes, nichts von Auſſen Hineingebrachtes, Künſtliches oder ihrem Weſen Fremdes, und gehen ſtill und ohne Anſtrengung hervor, wie äußere Veranlaſſungen ſie hervorlocken; das ſchönbeſaitete Inſtrument tönt bei der leiſeſten Berührung, wie bei der heftigſten, nur ſanfte Harmonien.

Sakonta-Lawanyam. Durch die Aehnlichkeit dieſes Worts mit dem Namen Sakontala, wird ihr Sohn veranlaßt, nach ihr zu fragen S. 303. Ich finde in den Hitopades p. 160, daß Sekandi wahrſcheinlich Pfau, und p. 78 daß Lawanyawati ſchön bedeutet. Vermuthlich iſt alſo das obige Wort, ein ſchöner Pfau, und von einem gemalten, aus Thon geformten Pfau wird es auch gebraucht.

Sakrawatara, der Aufenthalt des Fiſchers, S. 264.

Sami, ein hartes Holz S. 180. geſchwängert mit geheimnißreichem Feuer S. 234, welches vermuthlich ſo beſchrieben wird, weil man es zum Anzünden des Opferfeuers braucht, und durch Reiben in Brand ſtecken kann.

Sandelbaum S. 243 und wohlriechendes Sandelholz (Santalum album Linn.) S. 294 ſind bekannt und dieſes Wohlgeruchs wegen von Madagaskar bis Otaheiti geſchätzt. Die Indier, ſo oft ſie ſich im Ganges waſchen, zeichnen ſich Bruſt und Arme mit einer Farbe, die aus weißem Sandelholz mit Waſſer angemacht iſt, und laſſen ſie antrocknen. Heetopad. p. 332.

Sankara, eines Einſiedlers Kind, S. 300.

Sankha, ein indiſcher Dichter, (Vorr.).

Sanſkrit. Die Griechen, die mit Alexander nach Indien

kamen und hernach unter den Fürſten von Baktriana dieſes große Land beſuchten, haben uns nichts von der damaligen Sprache aufbewahrt. Die Mahomedaner fanden und bemerkten eine beſonders gebildete Sprache, deren reinſte Mundart um Agra, hauptſächlich auf dem dichteriſchen Boden von Matra, geſprochen ward, und gewöhnlich der Dialekt Wradſcha genannt wird, wovon fünf Sechstheile wenigſtens mit dem Sanſkrit oder der Sprache der heiligen Bücher übereinſtimmen. Von beiden Sprachen iſt das Hinduſtaniſche in der Wurzel und in Abſicht der Beugungen der Zeitwörter gänzlich verſchieden, und höchſt wahrſcheinlich die ältere, im oberen Indien urſprüngliche Sprache geweſen. Eroberer haben vermuthlich das Sanſkrit und Wradſcha daſelbſt eingeführt, wie man aus denen, dem Hinduſtani beigemiſchten Wörtern ſchließen kann. Soviel iſt wenigſtens gewiß, daß man ſo lange Brahma's Religion in Indien die herrſchende war, die Sprache der Wedas (oder heiligen Bücher) in einem großen Theil dieſes Landes geſprochen hat. Der Urſprung des Sanſkrit bleibe ſo dunkel, wie er uns jetzt noch iſt, ſo können wir doch nicht umhin, die Organiſation dieſer Sprache zu bewundern, die nach dem Ausſpruch eines der gelehrteſten Sprachkenner, vollkommner als die griechiſche und wortreicher als die lateiniſche iſt. (Sir William Jones in As. Researches p. 422.) Sie iſt überdies zu einer weit höheren philoſophiſchen Politur und Verfeinerung als beide gelangt, und hat gleichwol mit beiden in den Wurzeln der Zeitwörter und in den grammatikaliſchen Formen, eine bewundernswürdige, keinem bloßen Zufall mögliche Uebereinſtimmung, die kein Philolog unterſuchen kann, ohne die feſte Ueberzeugung davonzutragen, daß alle drei von einer gemeinſchaftlichen, (vermuthlich nicht mehr vorhandenen) Quelle hergeleitet ſind, zu welcher ſich ebenfalls die gothiſchen und celtiſchen Mundarten, wovon die letztere zwar durch eine ganz verſchiedene Sprache entſtellt iſt, und endlich auch das alte Perſiſche zurück verfolgen laſſen. (A. R. p. 423.) Jetzt wird das Sanſkrit nur noch in Büchern angetroffen, worin es jene hohe grammatikaliſche Ausbildung hat, die den Namen Sanſkrit, die Vollendete (Sam, oder in Zuſammenſetzungen, San, völlig; und ſkrita, geendigt, gemacht, gethan) verdient. Die Schriftzüge, womit dieſe Sprache und

alle indiſche Mundarten ausgedrückt werden, heißen Nágari (von Nagar oder Nagara, eine Stadt), und zuweilen wird noch Dewa vorgeſetzt, weil die Gottheit ſelbſt ſie gelehrt und ihre jetzige künſtliche Ordnung vorgeſchrieben haben ſoll. Ganz deutlich erkennt man ihre Aehnlichkeit und Uebereinſtimmung mit dem Kufiſchen, und der viereckigen chaldäiſchen Schrift, deren ſich die Hebräer bedienten, und die nebſt der phönizi=ſchen, (der Mutter der griechiſchen und römiſchen Alphabete) und äthiopiſchen, alle aus einer gemeinſchaftlichen Urform entſtanden ſind. Die älteſten indiſchen Schriftzüge findet man in den Höhlen von Dſcharaſandha; aber die Inſchriften zu Kanárah ſcheinen aus Nágari und äthiopiſchen Buchſta=ben zuſammengeſetzt zu ſein. As. Res. I. 423. Alle dieſe Bezeichnungen der Sprachlaute waren vermuthlich bei ihrer erſten Entſtehung rohe Verſuche, die Sprachorgane in ihrer verſchiedenen Wirkung abzubilden; dahingegen die Bezeichnung der Begriffe, deren ſich einſt die Aegyptier bedienten, und die jetzt in China und Japan noch üblich iſt, nothwendig einen ganz verſchiedenen Urſprung haben mußte, wiewol die Laute in der chineſiſchen und tibetaniſchen Grammatik beinah in eben der Ordnung wie die angeblich von der Gottheit vorge=ſchriebenen indiſchen auf einander folgen. Wie viel Wichti=ges, die Aufmerkſamkeit Reizendes, liegt nicht für den philo=ſophiſchen Forſcher der Menſchengeſchichte in dieſen aus der Tiefe des Alterthums herſtammenden Uebereinſtimmungen? S. As. Researches I. 424.

Saraduata, einer von den beiden Miſras. S. Miſra.

Saraſwati, auch Sereſwati. Einer von den drei Flüſſen, die zu Prayaga oder Triweni (die drei Haarflechten) zuſam=menfließen; die beiden andern ſind die Gangá (Ganges), und die Yamuná (Yumna). Die meiſten indiſchen Flüſſe ſind weiblichen Geſchlechts und zugleich Göttinnen. Nur Brah=maputra (Brahma's Sohn) iſt ein männlicher Fluß. Als Fluß wird Saraſwati hier S. 287 erwähnt, wobei zugleich der Volksglaube vorkommt, daß ſie unter der Erde ſich ver=liert, — um ſich, wie die Sage weiter lautet, mit ihrer Geliebten Ganga zu Hugli, wo es noch ein anderes Triweni gibt, wieder zu vereinigen. Als Göttin der Wiſſenſchaften und Künſte nennt ſie Kalidas ſehr ſchicklich in einem Werk der Kunſt S 313.

Sarmiſchta, S. 238. Wahrſcheinlich die Gemahlin eines indiſchen Fürſten.

Sarngarawa, ein Miſra, den Kanna mit ſeiner Pflegetochter zum Könige ſchickt. Er iſt rauh und zornig; Saraduata mildert ein paar Mal, was er im Unwillen ausſtößt S. 256 u. f. 261.

Satſchitirtha, S. 258. 277. Ein Teich, wo Sakontala ihren Ring verliert. Tirtha ſcheint einen Teich zu bedeuten. Satſchi iſt Indra's Gemahlin.

Schakal, der gefräßige, heulende, ſcharenweis des Nachts auf den Raub ausgehende wilde Hund, S. 198. 266.

Schauſpielerin (im Prolog). Hier ſchien es mir ſchicklich und der Verfeinerung an Wikramaditya's glänzendem Hofe gemäß, die Redenden einander Sie nennen zu laſſen; nur einmal, und zwar in einem verliebten Kompliment, ſagt ihr der Theaterdirektor Du.

Schlange. Das Gift der Schlangen hat im Orient durchgehends auf die Vorſtellung geführt, dieſe Thiere für böſe, unrein, verabſcheuungswürdig, und durch eine leichte Metaphraſe für böſe Geiſter zu halten S. 301.

Schlangenfürſt, Ananta, die unſterbliche Schlange, auf welcher Wiſchnu ſchläft, und die in vielen indiſchen Mythen, beſonders im Kriege der guten und böſen Geiſter über das Amrita (das Unſterbliche) oder indiſche Ambroſia, im Maha-Bharat eine groſe Rolle ſpielt S. 248. Sie iſt die Stütze der Erde, als Symbol des Erhalters Wiſchnu.

Schneegebirge, S. 250. S. Himalaya.

Schnelligkeit. Die Griechen haben kein ſo ſchönes und philoſophiſches Bild, als Duſchmanta's anſchauliche, wahre Darſtellung der Schnelligkeit S. 175.

Schnur. Die prieſterliche oder heilige Schnur, Sennara, wird aus einer beſondern Art perennirender Baumwolle (Nerma) gemacht, und beſteht aus einer gewiſſen Anzahl Fäden von beſtimmter Länge. Die Bramen haben in der ihrigen die meiſten Fäden, die Kſchetris (Krieger) wenigere, die Wiſyas (Kaufleute) die wenigſten. Die Suderas dürfen gar keine Schnur tragen. Sie hängt über der linken Schulter und geht um den Leib. Der Büßende hier in Kaſyapa's Einſiedelei hat gar eine Schlangenhaut ſtatt dieſer Schnur S. 297. Sketches p. 283.

Schreiben. S. Leſen.

Schüler, S. 232 u. a. a. O. Die Heiligkeit, nach welcher ein Brame ſtreben muß, wird nur ſtufenweis erlangt. Die älteren, weiſeren Bramen dienen den jüngeren zum Muſter, ſind ihre Lehrer und Meiſter, und fordern Gehorſam von ihnen. Erſt wenn ein Brame den Grad der Vollkommenheit erreicht hat, welcher Gnan, inſpirirte Weisheit genannt wird, und eine Kenntniß von der Natur der Gottheit vorausſetzt, wird ihm der Ehrenname Pandit beigelegt. Bhagvat-Geeta p. 140. 141.

Seele, S. 244. So viele Sekten es auch unter den Indiern gibt, ſo übereinſtimmend hängen ſie doch an den Hauptlehren ihres Glaubensſyſtems, die ihnen aus der älteſten Zeit her in ihren Religionsbüchern aufbewahrt worden ſind. Dahin gehört die Lehre vom Brahme als dem alleinigen höchſten Weſen; von der Unſterblichkeit der Seele und einem zukünftigen Zuſtande von Belohnung oder von Strafe; von der Seelenwanderung und von der Göttlichkeit der Wedas, welche das Geſetz und die Religionsvorſchriften enthalten. Kanna lehrt hier ſeine Pflegetochter mit Zuverſicht glauben, daß Seele und Leib geſchieden werden müſſen, und Duſchmanta beſchließt das ganze Stück mit dem frommen Wunſch, nicht abermals geboren zu werden, ſondern ſogleich ſeine Stelle in einem der Paradieſe einzunehmen S. 313.

Septaperna, S. 185. Blätter eines Baums, womit man einen ländlichen Sitz bereitet.

Sereſwati. S. Saraſwati.

Serwademana, S. 299. 311. Duſchmanta's und Sakontala's Sohn, (Löwenbändiger,) in der Folge als Bharat oder Bhereta der berühmte Herrſcher Indiens, von dem es ſeinen Namen Bheretkhant erlangte. Der Muthwille des unbändigen Knaben iſt von S. 299 — 303 gut geſchildert.

Seſam iſt vermuthlich Ingudi, S. 201. S. dieſes Wort.

Sklavinnenſohn, S. 194. 198. Ein verächtlicher Ausdruck, den auch wir ohne Commentar verſtehen, der aber noch weit mehr Nachdruck hat, wo ſo viel auf Abſtamm ankommt, wie in Indien. Gleichwol hindert nichts, daß talentvolle Sklavinnenſöhne an den Höfen indiſcher Fürſten zu den höchſten Würden und Bedienungen gelangen können, indeß die edelgebohrnen Nachkommen eines Fürſten, wenn die

Imbecillität des Harems ihnen anklebt, keine Achtung einflößen und auch keine erhalten.

Siriſcha, S. Lotos.

Siwa. S. Iſſa. Seinen blauen Hals S. 313. hat er von einem entſetzlichen Gift, welches er auf Brahma's Geheiß verſchlang, damit es die Welt nicht vernichtete. Vid. Bhagvat-Geeta p. 149. Daher heißt er Nilkant, Blauhals.

Smara. S. Kama.

Sohn, S. 244. Das Glück einen Sohn zu gebären, iſt der Stolz der Weiber des ganzen Orients.

Sohn meines Herrn, S. 223. 296, erklärt Duſchmanta ſelbſt, als die Redensart, deren ſich nur eine Gattin gegen ihren Gemahl bedient. Sie iſt mehrern orientaliſchen Völkern gemein.

Somarata, S. 250. Duſchmanta's Hofprieſter.

Somatirtha, S. 177, wohin Kanna wallfahrtet, iſt aus Soma (Mond) und Tirtha (wahrſcheinlich Teich?) zuſammengeſetzt.

Sonne. Nichts iſt natürlicher als die Verehrung, die ein ungebildetes Volk der allbelebenden Sonne als einem göttlichen Weſen bezeigt; erſt nach einer langen Reihe von Jahren und geſammelten übereinſtimmenden Beobachtungen der merkwürdigſten immer wiederkehrenden Phänomene, lernte der Menſch das geringſchätzen, was er nun beſſer zu kennen glaubte, und ſchuf ſich unſichtbare, metaphyſiſche Götter. Es ſcheint uns wahrſcheinlich genug, daß auch in Indien die drei Kräfte ihrer göttlichen Trias, nämlich die hervorbringende, erhaltende und zerſtörende Kraft (Brahma, Wiſchnu und Siwa) anfänglich nur Wärme, Licht und Flamme waren, die ſie an dem ewigen Wunder der Natur, der Sonne, wahrgenommen hatten. Als man endlich dahin gelangte, das Erſchaffene vom Schöpfer, die Wirkung von der Urſache und vor allem das Körperliche vom Geiſtigen zu unterſcheiden, wurden zwar jene drei Kräfte zu Eigenſchaften der Gottheit erhöht; allein der Grund zur Volksreligion war gelegt und hatte ſchon zu tiefe Wurzeln geſchlagen; die einmal verehrten Götter ließen ſich nicht verdrängen, und es blieb nichts anders übrig, als ſie durch Mittelbegriffe mit dem neuen metaphyſiſchen Syſtem in Verbindung zu bringen. Der Phantaſie ſtanden hier alle Wege offen, und daher kam es auch,

daß man ſich oft an einem nicht begnügte. Die Sonne iſt nicht nur eine von den acht Formen, in welchen Siwa oder Iſſa, der Gott der Natur, ſichtbar wird (Prolog), ſondern man betet ſie auch beſonders, als einen himmliſchen Genius (Aditya) unter ihrem eigenen Namen Surya an. Surya fährt in einem mit ſieben grünen Roſſen beſpannten Wagen, von Arun geführt S. 232. 292, mit tauſend Genien in ſeinem Gefolge, die ihn anbeten und ihm Loblieder ſingen. Oft hat es ihm gefallen, von ſeinem Wagen herabzuſteigen auf die Erde, und ein Heldengeſchlecht, von ihm entſproſſen, daſelbſt zu hinterlaſſen. Er hat viele Namen, und vorzüglich zwölf, die ſeine verſchiednen Kräfte in jedem Monat bezeichnen, und die zwölf Adityas heißen; ſie folgen auf einander in dieſer Ordnung: Waruna, Surya, Wedang, Bhanu, Indra, Rawi, Gabaſti, Yama, Swarna=reta, Diwakar, Mitra und Wiſchnu (welches hier den Durchdringenden bedeutet). Bhagvat-geeta p. 144. Asiat. Researches I. 262.

Sonnenkinder, Suryawangas, heißt eine Dynaſtie von indiſchen Königen, (Vorr.) wie Mondskinder, Tſchandrawangas, eine andere, unter denen ſich Duſchmanta befindet.

Stämme. Es iſt bekannt, daß die Indier ſich in vier Hauptſtämme theilen. 1) Bramen. (Brahmana, von Brahma, die Gottheit, bedeutet göttlich.) 2) Kſchetra, Fürſten und alle Krieger. (Kſchetra bedeutet einen Landbeſitzer.) 3) Wiſya, Kaufleute, Ackersleute, Handwerker und Hirten; und 4) Sudera, Knechte. Außer dieſen gibt es noch einen verachteten Auswurf der Geſellſchaft, mit dem keiner der vier Stämme etwas gemein haben will, die Tſchandalas, die alle unreine Arbeiten verrichten, und nicht einmal Yogis oder fromme Büßer werden dürfen. Sketches p. 121. Auf der Küſte Malabar heißen ſie Parias, und ſind größtentheils nur Verſtoßene aus den vier Stämmen. Die Bramen allein dürfen die Wedas leſen; ein Kſchetri darf ſie vorleſen hören, die beiden andern Stämme (oder Kaſten) dürfen nur gewiſſe Saſtras oder Auslegungen des Weda leſen. Die Tſchandalas dürfen in keinen Tempel kommen und an keinem Gottesdienſt Theil nehmen. Kein Indier berührt Früchte, die ein Tſchandala gezogen hat. In Abſicht der Vermiſchung der Stämme iſt feſtgeſetzt, daß ein Brame ſowol eine Frau aus ſeinem eignen als aus dem zweiten und dritten Stamme hei=

rathen kann; hingegen darf kein Kſchetra eine Bramentochter heirathen S. 183.

Sterndeuter, S. 262. Die Schwachheit des Orients, und lange Zeit auch die unſrige. Kein Indier nimmt noch jetzt etwas Wichtiges vor, ohne ſeinen Sterndeuter, der allemal ein Brame iſt, um Rath zu fragen. Heetop. p. 324.

Sumeru oder auch ſchlechtweg Meru iſt ein fabelhafter Berg, den die Götter und Genien bewohnen, und den die Indier nach Norden, oder gar an den Pol verlegen. Er ſtarrt von Gold und Juwelen. S. 232.

Sundar, (Vorr.). Ein Dichter.

Sutſchaka, Súchaca, S. 265. Ein Polizeidiener.

Suwrita, Suwrità, S. 300. Eine Wärterin des Serwademana.

Swerga, das untere Paradies, der niedere Himmel, das Firmament, der Aufenthalt der Genien, S. 188. u. f.

Syamakakörner, S. 241, ſind mir unbekannt.

T.

Tamalas. S. Lotos.

Tamarinden, S. 200. Die ſauren Schoten, die wir als Purgirmittel brauchen.

Tauben, S. 284. 289, niſten auf den Zinnen des Palaſts.

Teiche, S. 178. 242 u. a. a. O. ſind den Indiern wegen ihrer Reinlichkeit und ihren geſetzmäßigen Ablutionen nothwendig und werden heilig gehalten. Tempel und Ruheplätze ſind gewöhnlich an ſolchen Teichen erbaut.

Termiten. Eine beſondere Gattung von Inſekten, die den Ameiſen am nächſten verwandt ſind, und in heißen Ländern große, manchmal mehr als mannshohe Gebäude von Thon aufführen, worin ſie geſellſchaftlich leben, ihre Eier legen und ihre Jungen groß ziehen. Sie gehören zu den verheerendſten Plagen heißer Länder. Hier haben ſie ihren Bau gar an einen Baumſtamm angeklebt S. 297.

Theaterdirektor muß man wol das engliſche Manager überſetzen, obgleich ſich fragen läßt, wie es auf eine indiſche Bühne anwendbar iſt. (Prolog.)

Triſanku, ein indiſcher Fürſt, von dem eine Geſchichte S. 206. erzählt wird.

Tſchakrawaka, ein Waſſervogel, eine Art Gänſe, die von

den Engländern in Bengalen gewöhnlich die Bramengans (Brahmanee-goose) genannt wird, und wie ein ungeſchmiertes Rad knarrt. Heetop. p. 321. — Hier ſtört ihr Ruf die Liebenden S. 225, und S. 242. empfindet der Vogel traurend den Abſchied der Sakontala, wie beim Theokrit die ganze Natur den Tod des Daphnis, Id. ά. 70. u. f.

Tſchamaras, S. 281. Die tibetaniſchen Kühe mit langbehaarten Schwänzen, die wie Roßſchweife ausſehen, Bos grunniens Linn. S. 192. Heetopades p. 309.

Tſchatak, ein mythologiſcher Vogel, S. 216.

Tſchattakas, eine Art zwitſchernde Vögel, S. 296.

Tuberoſe ſteht S. 216 unrichtig für die Blume der Nacht, die Lotosblume.

U.

Urwaſi, Urvasi, (Vorr.). Ein Schauſpiel in fünf Aufzügen von Kalidas.

Uſcha's Entführung, ein indiſches Schauſpiel. (Vorr.)

Uſira, Usira, eine wohlriechende, Balſam enthaltende Wurzel S. 209. 211. 222.

V.

Vogel, der himmliſche, vermuthlich wieder der Tſchatak, S. 291. 296.

Vorbedeutungen. Es zuckt in Duſchmanta's rechtem Arm S. 197. 299 beidemal, ehe er Sakontala erblickt. Sakontala's rechtes Auge zittert, als ſie vor den König treten ſoll, der ſie verleugnet. Dieſe Deutung der zufälligen Bewegungen iſt mehren Völkern eigen. Sie beweiſet aber doch eine durch Uebung erlangte Fertigkeit, auf die kleinſten Veränderungen Acht zu geben und ſich ihrer ganz bewußt zu ſein. Die Folgerung beruht auf der Vorſtellungsart, daß alles Unwillkürliche in uns, einen höheren Zuſammenhang hat. Wo die Urſache gewiſſer Wirkungen nicht offenbar am Tage lag, mußte man ſich etwas Göttliches, Uebernatürliches im Spiele denken.

W.

Wächter (im Engliſchen Wardour). Die eigentlichen Verhältniſſe dieſer Schloßbeamten, deren mehre um die Perſon des Königs ſind, laſſen ſich nicht wohl beſtimmen. S. 251. u. f.

Waitana, eine Ceremonie, in welcher man Waſſer weiht, S. 209.

Wali, der Rieſe, den Wiſchnu erſchlug, S. 295.

Walmik oder Walmiki, der älteſte indiſche Dichter, Verfaſſer des epiſchen Gedichts Ramayan. (Vorr.)

Wanadoſini. Hier iſt man von der indiſchen Accentuation abgegangen, denn im Original lautet es Vanàdósini, S. 181. Wanadoſini bedeutet das Ergötzen des Hains. Man weiß, wie ſehr es der orientaliſchen Phantaſie eigen iſt, in Beinamen zu ſpielen; die Araber haben, zum Beiſpiel, hundert verſchiedene Benennungen, um ein Schwert zu bezeichnen. Aber auch die Beinamen, die Anakreon der Roſe gibt, *θεων αημα, βροτων χαρμα, χαρισιν αγαλμα, Αφροδισιον αθυρμα*, Od. 52. zeugen von einer ähnlichen Stimmung der Phantaſie.

Waſſerlilie. S. Lotos.

Waſumati, eine von Duſchmanta's Königinnen, S. 283.

Wata iſt der indiſche Feigenbaum mit wurzeltreibenden Zweigen, Ficus indica Linn.

Weda, S. 186. 250. 287. 311. 313. Dies ſind die heiligen Bücher der Indier, die in Bengalen Beds und von den Tallingas und den Tamulen oder Malabaren, Wedam oder Wedang genannt werden. Ueberhaupt muß bemerkt werden, daß in der gewöhnlichen Mundart B ſtatt W geſetzt wird, und das letzte a weggelaſſen wird, auf welches im Sanſkrit ſich eine ſehr große Menge Sylben und Wörter endigen. — Die Weda beſtehen in vier Büchern, welche ach dem unbedingt angenommenen Glauben von Gott ſelbſt offenbart worden ſind. Man nennt ſie mit einem Wort Rigyadschusamatharwa oder einzeln Rig, Yadſchuſch, Saman und Atharwan. Herr Sonnerat hat vorgegeben, daß dieſe Bücher verloren gegangen wären; allein die Nachforſchungen der Engländer haben das Gegentheil unwiderſprechlich dargethan, und der um indiſche Literatur ſo verdiente Herr Oberſt Polier hat das Glück gehabt, ein vollſtändiges Exemplar in

eilf Bänden zu bekommen, welches ich im Jahre 1790 im brittiſchen Muſeum zu London aufbewahrt geſehen habe. — Wyaſa war es, der die vorhin unzähligen Weda auf dieſe vier Bücher zurückbrachte. Die drei erſten Bücher erläutern in methodiſcher Ordnung die menſchlichen Pflichten: das vierte enthält die göttlichen Geſetze, und iſt unſtreitig aus einer ſpäteren Zeit, wie der Dialekt, worin es geſchrieben iſt, offenbar zu erkennen gibt, indem er leicht verſtanden wird, dahingegen die drei erſten Bücher nur von wenigen Bramen ausgelegt werden können. — Der Widerſpruch, den man bisher zwiſchen dem was Hollwell von den heiligen Büchern der Indier ſchrieb, und den Nachrichten anderer Reiſenden bemerkte, iſt nunmehr durch einen genaueren und vertrauteren Umgang mit den Bramen, und durch das von Wilkins, Halhed und Jones angefangene Studium der Sanſkritſprache völlig gehoben. Es iſt ganz richtig, daß die Indier ſechs heilige Sammlungen von Schriften unter dem gemeinſchaftlichen Namen Saſtras (gemeinhin auch Schaſtras) beſitzen. Die erſte dieſer Sammlungen ſind keine andere, als die vier Bücher des Weda; die zweite heißt Upaweda, und beſteht auch in vier Büchern, worin Chirurgie und Medizin, Muſik, Tanzkunſt, Kriegskunſt, Architektur und die übrigen mechaniſchen Künſte gelehrt werden. (Upaweda könnte man die Unter-Weda überſetzen.) Die dritte Sammlung des Saſtra wird Anga oder Wedanga genannt, und faßt in ſich Sprachkunde oder Grammatik, Rituale des Gottesdienſtes, Aſtronomie und Auslegungen ſchwer zu verſtehender Worte des Weda. Die vierte beſteht aus den achtzehn Purànas oder mythologiſchen Erzählungen; die fünfte heißt Dherma oder Menu-Smriti (was man ſich von Menu erinnert) und umfaßt in achtzehn Büchern die Rechtsgelehrſamkeit; und die ſechſte, oder Derſana, die aus Nyaya und Mimanſa beſteht, iſt der Inbegriff der Philoſophie der ſechs indiſchen Schulen. Dieſe drei letzten Sammlungen faßt man auch unter der gemeinſchaftlichen Benennung: Upanga (Unter-Anga) zuſammen, und zählt alsdann nur vier Saſtras. Das Bharata und das Ramayana, die beiden großen epiſchen Gedichte, werden zu der vierten Sammlung gezählt. Die Kommentarien über alle dieſe Werke gehen ins Unendliche, und würden eine große Bibliothek ausmachen, da ſie das ganze Feld der Wiſſenſchaf-

ten umfaſſen. Die Suderas oder vierte Klaſſe der Indier dürfen in keinem der ſechs Saſtras leſen noch davon vorleſen hören; hingegen gibt es für ſie eine Menge profane Bücher, die aus den Saſtras gezogen, und reich an Schönheiten ſind. Sir William Jones behauptet auch, daß die indiſchen Aerzte (aus dieſer Klaſſe?) oft gelehrter als die Bramen ſind, ohne ihren Stolz zu beſitzen, und die liebenswürdigſten und tugendhafteſten Menſchen unter dieſem Volk ausmachen. Die Suderas ſtudiren ihre Arzneikunde aus den Büchern, welche Waidya genannt werden; die Sittenlehre aus dem Radſchaniti (Fürſtenlehre) und Nitiſaſtra. Die Gedichte Sahitia und Kawya vertreten ihnen die Stelle der Puranas, u. ſ. f. Will man von dem Umfang dieſer Literatur urtheilen, ſo erwäge man, daß die Wedabücher aus mehr als tauſend Unterabtheilungen beſtehen, die Puranas über fünfmalhunderttauſend Versabſchnitte oder Stanzen enthalten, das Mahabharat oder Bharata deren allein mehr als hunderttauſend in ſich faßt, und alles andere nach Verhältniß ins Unendliche geht. Dieſe Quelle öffnen jetzt die Engländer zur Beſchäftigung des folgenden Jahrhunderts, wie die Holländer uns den Zugang zur arabiſchen und die Franzoſen zur chineſiſchen Literatur geöffnet haben. Uebereinſtimmungen, mit dem was andere Völker gedacht und geſchrieben haben, die bald zu erkennen geben, daß die Vernunft überall analogiſch, nach gleichförmigen Geſetzen wirkt, bald aber auch noch etwas mehr nämlich eine wahrſcheinliche Uebertragung der Begriffe von einem Volk auf das andere, vermuthen laſſen, die einſt durch anhaltendes Studium zur höheren Gewißheit gebracht werden kann, machen dieſe Unterſuchungen dem Menſchenforſcher wichtig. Was ich hier in die Kürze gezogen habe, findet ſich in mehren Aufſätzen des Sir William Jones zerſtreut. S. Asiatick Researches I. p. 340—355. und 415—431.

Weiſer. Die gewöhnliche Anrede an den heiligen Bramen Kanna S. 238. Den Weiſen iſt nichts verborgen S. 243, denn ſie erkennen Alles durch die Kraft der Meditation über das höchſte Weſen S. 310. 312. Der höchſte Ehrenname, den man einem Könige geben kann, iſt der des Weiſen S. 203 u. f. Kauſika wird S. 187 auch ſo genannt, im Sanſkrit mit Einem Worte Radſcharſchi (von Radſcha, Fürſt, und Riſchi, ein Heiliger). Bhagvat-Geeta p. 144.

Welt. Nach dem indiſchen Lehrbegriff, wie nach vielen andern, iſt die Welt ein Prüfungsort S. 313.

Wetas, S. 196. Wetaſas, Vétas, Vétasas, ſchlängelnde Sträuche, die zu Lauben S. 226 angepflanzt werden, oder auch ganze Wäldchen bilden S. 258.

Widerbha, eine myſtiſche Art der Verbindung zwiſchen der Dichtkunſt und einem Dichter (Vorr.).

Wikramaditya, Vicramáditya, iſt zuſammengeſetzt aus Wikrama, Vícrama, Sieg, und Aditya, Áditya, Genius, und bedeutet folglich den ſiegreichen Fürſten, oder den göttlichen Sieger. Er iſt einer der berühmteſten Könige der Indier, und lebte etwa hundert Jahre vor Chr. Geb. Sein Erbreich war Malwa, und ſeine Hauptſtadt Udſchein (Ougein). Er führte Krieg mit Saka, dem König von Delhy, der vielleicht ſein Oberlehnsherr war, überwand und tödtete ihn, und herrſchte nun über die größten und ſchönſten Länder Indiens. Wie lange er noch regiert habe, iſt ungewiß; allein die Geſchichte ſagt, er ſei in einer Schlacht geblieben, worin ein König der ſüdlichen Provinzen (Dekan) die Oberhand behielt. Dieſes unglücklichen Ausgangs unerachtet, lebt ſein Andenken bei den Indiern, ſeine Abenteuer ſind in ihrem Munde, und was das Wichtigſte iſt, eine noch übliche Zeitrechnung führt ſeinen Namen, ohne daß man weiß, ob ſie von ſeiner Thronbeſteigung oder von ſeinem Tode an gerechnet wird. Ihr Anfang fällt genau in das Jahr 56 vor Chr. Geb. Wikramaditya oder Bikkermadſchit hielt eine glänzende Hofſtatt, und verſammelte Alles, was berühmt und gelehrt war, um ſich her. Seine neun Kleinode, neun gelehrte Männer, ſind bekannt, und unter dieſen war der Dichter der Sakontala, Kalidas, der ausgezeichnetſte. (Vorr.) S. Marsden Chron. p. 11.

Wilde, savages, nennt Sir William Jones die mogoliſchen Völker, die Indien erobert haben. (Vorr.)

Wina, S. 249, Nareda's Laute. S. Nared.

Wratati, eine Pflanze mit ſchlängelnden Stengeln, S. 192.

Wriddhaſakalya, Vriddhasácalya, S. 298, iſt Jemand, den Matali in Kaſyapa's Hain anredet.

Wyaſa, Vyása, oder eigentlich Kriſchna-Dwapayen-Wyaſſa, der Verfaſſer des Bharata, ſammelte die vielen Wedas in drei oder vier Büchern, und ſchrieb außer ſeinem großen Ge-

dichte verſchiedene, (einige ſagen gar alle) Puranas, nebſt anderen Traktaten und Auslegungen der Saſtras Bhagvat-Geeta p. 26. As. Res. I. 342. 351.

Y.

Yama, S. 267, iſt ein Waiwaſwata, Sonnenſohn, und wird auch Dherma-radſcha, König der Gerechtigkeit, Pitripeti, Fürſt der Patriarchen, und Sraddhadewa, Gott der Obſequien, genannt. Er iſt der Richter der abgeſchiedenen Seelen, die gleich nach dem Tode ſich in Yama's Stadt oder Wohnung, Yamapur begeben, von ihm ein gerechtes Urtheil empfangen, und demzufolge entweder in den erſten Himmel Swerga aufſteigen oder in das Narak, die Region der Schlangen hinuntergetrieben, oder auch nach den Stufen ihrer Verbrechen, auf Erden in ein Thier, eine Pflanze oder gar einen Stein eingekerkert werden. Noch einer ſeiner Namen iſt Kala, die Zeit. Man hält ihn für einerlei mit Menu. S. dieſes Wort. As. Res. I. 239.

Yayati, ein indiſcher Fürſt, S. 238.

Z.

Zauber. S. 235. 236. Eine Art Teig aus verſchiedenen Ingredienzien, will Anuſuya der Sakontala als Amulet anbinden. Das Verſchwinden der Sakontala nennt der König S. 263. Zauberei, und Kaſyapa nennt Durwaſa's Fluch einen Zauber S. 311.

Zeichen, S. 183. Alles Ungewöhnliche, wie ſchon unter dem Worte Vorbedeutungen erinnert worden iſt, fällt in der Kindheit der Vernunft als etwas Bedeutendes auf; ſo hier, wenn eine Pflanze unzeitig blüht, bedeutet es einen Gemahl. Hier iſt auch der Ort zu erinnern, daß die phyſiognomiſche Bezeichnung in Indien auf gewiſſe allgemeine Grundregeln gebracht ſein mußte, als Priyamwada ihr Urtheil über den ihr noch nicht bekannten König fällt S. 186, der Prieſter Somarata die Prophezeihung wegen Duſchmanta's Sohn erwähnt S. 262, und Duſchmanta ohne ihn zu kennen S. 300 die Zeichen der Herrſchaft in ſeinen Händen erblickt. Bei uns treiben die Zigeuner Chiromantie, und die Zigeuner

ſind, wie es Herr Profeſſor Grellmann ſehr wahrſcheinlich gemacht hat, indiſchen Urſprungs.

Zeichnen. S. Leſen.

Zeitrechnung. Um dieſen Erläuterungen noch einige Vollſtändigkeit zu geben, folgt hier dieſer Artikel, wenngleich in dem vorhergehenden Schauſpiel nichts darauf bezogen werden kann, zur Ergänzung deſſen, was bereits unter dem Worte Menu vorgekommen iſt. Die indiſchen Epochen, die ſich bis in die Millionen Jahre verſteigen, ſind augenſcheinlich auf irgend eine vorausgeſetzte Uebereinkunft verſchiedener aſtronomiſcher Revolutionen gegründet, und eben ſo wenig für wirklich verfloſſene Zeiten zu halten, als die in dem Fragment des Manetho vorkommenden Regierungsperioden der Geſtirne in Aegypten. Die Bramen nennen die Schöpfung Kalpa, und behaupten, daß am Schluß einer jeden Schöpfung Alles wieder in das Weſen der Gottheit verſchlungen wird. In dem Zwiſchenraum zwiſchen zwei Schöpfungen ruht Brahma auf der Schlange Seſcha (Dauer), die auch Ananta (die Unendliche) heißt. Jede Schöpfung dauert einen Tag Brahma's, oder tauſend Revolutionen der vier Perioden, Yugs oder Yogs (Verbindungen oder Vereinigungen; daher vielleicht Yogi, ein mit Gott Vereinigter, ein Frommer). Sie heißen Satya-Yug, Treta-Yug, Dwàpar-Yug und Kali-Yug. Die Dauer des erſten wird auf 3,200,000, des zweiten auf 2,400,000, des dritten auf 1,600,000 und des vierten auf 400,000 Jahre beſtimmt. Andere Nachrichten geben dieſe Zahlen anders an. (S. le Gentil, Voyage dans les mers de l'Inde, I. 235. Sonnerat's Reiſe, I. 245.) Dies iſt für itzt, bis wir der Entſtehung dieſer Perioden näher auf die Spur kommen, gleichgültig. Deſto merkwürdiger aber iſt es, daß nach der Rechnung der Bramen jetzt 1791, nur erſt 4892 Jahre des Kali-Yug oder des vierten Zeitalters verfloſſen ſind, woraus erhellt, daß das Jahr 1 der chriſtlichen Aera das Jahr 3101 der indiſchen geweſen iſt, da beide Arten von Jahren ziemlich von gleicher Länge ſind. Allein es folgt nun keineswegs, daß darum dieſe Art zu rechnen wirklich ſchon ſo lange Zeit beſtanden und als eine übliche Form gangbar geweſen ſei. Im Gegentheil, da es ausgemacht iſt, daß Buddha etwa 1000 Jahre vor Chr. Geb. gelebt hat, und die Indier ſelbſt bekennen, daß Kriſchna's Er-

ſcheinung nur um 200 Jahre älter iſt, ob ſie gleich den Anfang des Kali=Yug mit ihm gleichzeitig machen, ſo iſt ganz unläugbar, daß dieſe Epoche erſt im 13. Jahrhundert vor Chr. Geb. erfunden und eingeführt worden ſei. Man hat aber, nach den aſtronomiſchen Beobachtungen, die damals ſchon vorhanden waren, rückwärts gerechnet, und einen Zeitpunkt beſtimmt, in welchem das Kali=Yug ſeinen Anfang genommen haben ſollte, und dieſer Punkt war, wie es die Tabellen der Bramen ausweiſen, derjenige, wo alle Planeten zugleich miteinander in Conjunction waren. Er fällt nach ihren Berechnungen noch um 1900 Jahre früher als die chronologiſch beſtimmte Erſcheinung des Kriſchna, und man ſieht alſo, daß die Indier von der Vereinigung der Chronologie und Aſtronomie keinen richtigen Begriff haben, indem ſie die Erfindung ihrer Zeitrechnung mit dem erſten Jahr derſelben verwechſeln. Das iſt ungefähr ſo arg, als wenn man die Geburt Cäſar's in das Jahr 1 der Julianiſchen Periode ſetzen wollte. Daß übrigens die Rechnung ſelbſt, die um das Jahr 1200 vor Chr. Geb. gemacht worden iſt, nicht richtig ſei, und daß die Planeten im Jahr 1 des Kali=Yug unmöglich in allgemeiner Conjunction geweſen ſein können, hat Marsden in ſeinem vortrefflichen Aufſatz on the Chronology of the Hindoos zur Gnüge dargethan. — Wenn wir ſolchergeſtalt die ſchönen Träume eines Hollwell, Brydone, Voltaire, Halhed und Bailly von dem erweislichen hohen Alter der Erde und des Menſchengeſchlechts wieder zerſtören, ſo muß man gleichwol nicht vergeſſen, daß eine Zeitrechnung, die im 12. oder 13. Jahrhundert vor Chr. Geb. erfunden ward, und eine von eben der Zeit her aufbewahrte, mit unſeren Rechnungen faſt wunderähnlich zutreffende Länge des Jahrs, ältere genaue Kenntniſſe des geſtirnten Himmels vorausſetzt, die kein anderes Volk der Erde aufweiſen kann, und die einen mit der Sündfluth gleichzeitigen, vielleicht über denſelben hinausgehenden Anfang der Kultur vorausſetzen. Es iſt hier nicht der Ort ſich auf die Auseinanderſetzung dieſer für jeden Forſcher ſo einleuchtenden Wahrheit einzulaſſen, und eben ſo wenig die ſpäteren Zeitrechnungen des Wikramaditya, des Saliwaganam (oder Salaban) und den ſechzigjährigen jetzt in Indien üblichen Cyklus zu berühren. Hierüber verweiſen wir an Playfair's Remarks on the Astro-

nomy of the Brahmins, und Marsden's mehrerwähnte Schrift on the Chronology of the Hindoos.

Zeremonien heiſcht keine Religion in größerer Anzahl und Verſchiedenheit als die indiſche. Die Waitana S. 209. iſt eine Weihe des Waſſers. Bei der Schwangerſchaft ſind die Weiber zu gewiſſen Zeremonien verpflichtet S. 285. Bei der Todtenfeier finden vielerlei Gebräuche ſtatt, die zum Theil fortgeſetzt werden müſſen. Die Indier müſſen den Geiſtern ihrer Vorfahren bis ins dritte Glied hinausſwärts den Kuchen Pinda an jedem Neumond opfern, und ihnen täglich das Tarpan (die Beſänftigung), d. i. eine Libation von Waſſer darbringen. Die Seelen derer, die Kinder hinterlaſſen, begeben ſich ſogleich in das Pitrilog, den Limbus der Väter, und bleiben dort, wenn das Opfer nicht unterlaſſen wird; ſonſt ſtürzen ſie in das Narak (Nareka, Nark), und kommen wieder als Seelen unreiner Thiere auf die Welt, bis ihre Sünden durch wiederholte Wiedergeburt ſich zum Mukti, der ewigen Seligkeit, qualificirt haben, die in einer Aufnahme in das Weſen der Gottheit, in das Brahm, beſteht. Bhagvat-Geeta p. 139. Dieſe Opfergebräuche bei den Obſequien heißen Sraddha, und etwas Aehnliches findet man bei den meiſten Völkern der Erde.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

hrerwähnte Schrift

ſerer Anzahl und
tana S. 209. iſt
gerſchaft ſind die
S. 285. Bei
tt, die zum Theil
ſſen den Geiſtern
wärts den Kuchen
ihnen täglich das
bation von Waſ=
Kinder hinterlaſ=
den Limbus der
nicht unterlaſſen
eka, Nark), und
e auf die Welt,
geburt ſich zum
ben, die in einer
das Brahm, be=
Opfergebräuche bei
Aehnliches findet

---

zig.